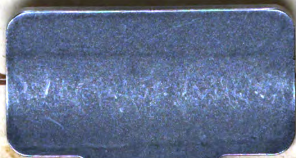
BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

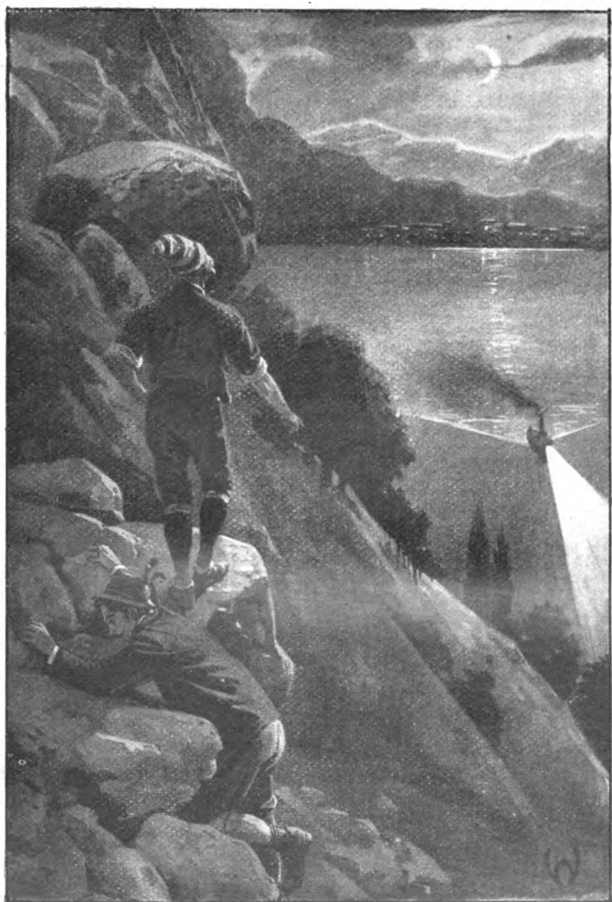


UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •


Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS




Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Erzählung „Auf Schmugglerwegen“ von Otto Behrend. (S. 72)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1906. Neunter Band



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

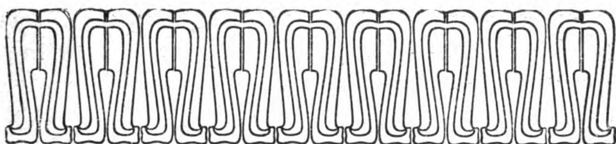
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Schön-Almut.

Roman von Hedwig Erlin-Schmeckebier.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Jürgen Altringer verneigte sich tief und sprach zu Almut: „Darf ich fragen, wie es Ihnen geht?"

„Ich danke sehr, mir geht es gut."

Wie seine Frage, so war ihre Antwort — kühl und höflich. Aber tastend, zaghaft hob ihre Hand sich ein wenig empor, wie sich die seine langsam vom Körper löste. Doch die sich suchenden Hände fanden sich nicht.

Vor Konstantin aber zuckte wieder das rote Wogen empor. War das vorhin doch keine Halluzination? War er nicht verrückt gewesen? Was war das zwischen den beiden hier?

„Haben Sie kürzlich Nachricht von Marianne erhalten?" fragte Almut und sah Jürgen Altringer an.

„Ja, vor wenig Tagen," sagte er.

„Und was schreibt sie?"

„Immer das gleiche — sie hat sich noch nicht recht wieder erholt."

Immer das gleiche! In den Worten, in dem dumpfen Ton — da lag's, sein Leben, die vergangenen Monate, die kommenden Jahre.

„Es wird bald besser werden! Ganz gewiß, es wird alles wieder gut werden!"

„Ich hoffe es," sagte Jürgen Altringer und neigte die Stirn.

Konstantin stieß mit einem heftigen Atemzug die Luft von sich. Das war ja heller Wahnsinn! Heller Wahnsinn!

Er warf eine Frage hin nach Altringers Werk, ob der Dombau bald vollendet sei.

„Zum nächsten Herbst, denke ich."

„Zum Herbst, so — so? Und dann wird gleich wieder ein neues Gerüst aufgestellt — was? Und wieder eine Verschönerung unserer gelobten Vaterstadt?"

„O nein, nicht hier! Ich glaube das nicht." Das letztere klang ruhiger im Gegensatz zu dem fast heftigen Klang der ersten Worte, die es Almut sagen sollten: sobald mein Werk vollendet ist, wird mein Weg den deinen nicht mehr kreuzen!

Konstantin kniff die Augen ein und fixierte den Baumeister. „So wenig gefällt's Ihnen hier bei uns? Behandelt man Sie noch nicht gut genug?" Sein Blick ging wie unabsichtlich in dem vornehmen Raume umher. „Oder — sehen Sie vielleicht mehr auf hohen Lohn als auf gute Behandlung?"

Die Frage konnte dafür gelten, als spiele sie darauf an, wie bei Feststellung der Dombaukosten in zäher Weise an dem Preis geknausert worden war, doch ein kurzes Auflachen gab ihr einen beißenden Beigeschmack.

„Ich sehe vor allem darauf, daß mir und meiner Arbeit die gebührende Achtung entgegengebracht wird,

und die fand ich mir bisher noch nirgends versagt," gab Altringer ruhig zurück.

Almut fühlte ein Aussetzen des Herzschlags. Was klirrte heimlich in Konstantins Stimme?

Jürgen Altringer hatte sich wieder vor ihr verneigt und sagte mit vollkommener Ruhe: „Ich darf Sie wohl nicht länger der übrigen Gesellschaft entziehen. Leben Sie wohl."

„Leben Sie wohl," sagte auch Almut in dem gleichen ruhigen Tone, und doch klang es zwischen beiden wie ein Abschied für das Leben.

Die beiden Männer verbeugten sich nur stumm voreinander.

Für den Rest des Abends umdrängte man Almut von allen Seiten und erging sich in Bewunderung ihrer herrlichen Stimme. Beim Aufbruch überreichte ihr der Hausherr ein prächtiges Bukett. Es lag ihr im Schoße, als sie mit ihrem Manne heimfuhr. Er schielte darauf nieder, und unvermittelt lachte er beißend auf.

„Du kehrst ja heim mit Lorbeeren beladen. Das war ein regelrechter Erfolg. Die streikende Bühnendiva hätte sich auch nicht mehr mit Ruhm bedecken können. Ich kam mir beinahe vor wie der Mann meiner Frau."

Sie war so weit ab mit ihren Gedanken, daß sie nicht gleich erfaßte, wie er es meinte, und sagte nur: „Bist du denn der nicht?"

Sein Lachen klang schärfer als zuvor. „Nee, Schatz, habe ganz und gar kein Verlangen danach und nicht das mindeste Talent zu der Rolle. Übrigens hab' ich bisher deinen musikalischen Leistungen wohl nicht ganz die gebührende Würdigung gezollt. Mir scheint's, du erhebst dich doch bedeutend über das, was man so

fürs Haus braucht, und hast, was man so sagt, eine regelrechte Ausbildung genossen."

„Ich habe zwei Jahre lang Gesang studiert," gab sie zurück.

„Zwei Jahre lang — so, so. Und Gesang studiert hast du? Drum klang's auch heut beinahe etwas nach Profession."

Jetzt erst kam ihr das Feindselige in seinem Ton, in seinen Worten zum Bewußtsein. Sie sah ihn scharf an und sagte: „Deine Frau wird nicht wieder öffentlich singen, Konstantin — nie wieder."

Das steigerte nur seine heimliche, seltsame Gereiztheit. „Du bist sehr rasch im Versprechen, Schön-Almut — leichtfertig rasch."

„Ich meine es, wie ich es sage," gab sie zurück und drückte ihre Hände fest auf die Blumen in ihrem Schoß.

Jetzt nahm er ihr den Strauß unter den Fingern weg. „Lauter Orchideen, mindestens fünf Mark das Stück! Mit solchen Gastgeschenken sollte man achtungsvoller umgehen." Dann kurz, fast schroff: „Warum hast du gerade heute gesungen?"

Sie antwortete nicht.

Da fragte er noch einmal: „Warum hast du gesungen?"

„Weil es mir plötzlich so kam," sagte sie nun.

Das heiße Krieseln im Blut, der helle Wahnsinn, der sich selber Wahnsinn nannte, rührte wieder an ihn. „Und warum hast du das Lied gewählt — gerade dieses Lied?"

„Weil es mir gerade einfiel, und weil es von jeher mein Lieblingslied war."

Es klang so ruhig, und doch war sie heimlich erschrocken. Daß sie das Lied gewählt, gerade dieses

Lied der Sehnsucht, die sich verzehrt! Doch er, dem sie das Lied gesungen, er würde sie recht verstanden haben, würde es für nichts anderes genommen haben als für einen letzten Scheidegruß.

Konstantin war verstummt.

Als sie heimkamen, entließ Almut die Zofe, die aufgeblieben war, um ihr beim Auskleiden zu helfen. Allein begann sie ihre Toilette abzulegen, während im Nebenzimmer, zu dem die Verbindungstür offen stand, Konstantin noch eine Zigarette rauchte.

Auf einmal fragte er: „Wann wird sich denn nun eigentlich die Heiratsangelegenheit deiner Schwester mit dem Baufritzen weiter entwickeln?“

Sie zuckte leise zusammen, das Geringschätzende des Tones traf sie wie eine persönliche Herabwürdigung. Aber ruhig gab sie zurück: „Ich hoffe, daß die Hochzeit bald ist.“

„So — hoffst du das?“

„Ja, von ganzem Herzen,“ sagte sie und sah Konstantin, der auf die Schwelle ihres Boudoirs getreten war, fest ins Gesicht.

Da trat er zu ihr hin und faßte mit beiden Händen in die goldenen Haarwellen, die ihr gelöst über die Schultern fielen. „Die reinste Lorelei! — Und daß an der leicht einer zum Narren wird, ist ja 'ne alte Geschichte!“ Er lachte, schwenkte sich auf dem Absatz herum und ging pfeifend wieder ins Nebenzimmer zurück. —

Wieder reihte sich Tag an Tag, und der April nahte sich seinem Ende.

Es war an einem Sonntag, als Frau v. Buchensee, die im Marolfschen Hause zu Tisch gebeten war, mit strahlendem Gesicht verkündigte: „In ein paar Tagen kommt Marianne zurück!“

Sie hatte nicht zu Almut, sondern zu Konstantin gesprochen und diesen dabei eigentümlich dankbaren Blickes angesehen.

Almut achtete nicht auf die Mutter. Sie dachte an Jürgen und daran, wie es nun werden würde zwischen ihm und Marianne. Vielleicht war die lange Trennung gut gewesen, vielleicht hatte die Schwester auf feinfühlige Art Vergessen für alles Geschehene schaffen wollen.

Daß es ihr gelingen möchte, daß ihre Ehe doch noch eine gute würde und wenigstens eines von ihnen allen, daß Marianne ihr Glück fände!

Fünfzehntes Kapitel.

Das war Marianne?

Almut, die dem ersten Besuch der Schwester mit einem Gefühl unruhvoller Ergriffenheit entgegengesehen hatte, fand vor Staunen keine Worte, als ihr die endlich Heimgekehrte lachend um den Hals fiel. Das sollte Marianne sein? Diese elegante, bewegliche junge Dame in schicker Pariser Toilette, die ausgelassen lebhaft bald von diesem, bald von jenem plauderte und im Zimmer umhertänzelte von einem Gegenstand zum anderen — bewundernd, lachend, schwatzend, ohne je auf Antwort zu warten? Almut wußte nicht, was sie denken, was sie sagen, ob sie sich dieser Wandlung ihrer Schwester freuen sollte oder nicht. Ja, konnten denn ein paar Monate einen Menschen so verwandeln? Und vermochten sie so ganz und gar die Spuren durchlittener Stunden aus eines Menschen Zügen zu tilgen?

Auch Konstantin war beim ersten Anblick Mariannes offenbar äußerst überrascht. „Na, höre mal! Lungenentzündungen scheinen ja ein außerordentlich wirken-

des Schönheitsmittel zu sein. Meine Bewunderung, verehrtes Fräulein Schwägerin."

Ihr Silberlachen erklang. „Tausend Dank, liebwerter Vetter und Schwager. Ich sehe, das Verheiratetsein macht galant. Früher fand neben Schön-Almut auch die exquisiteste Pariser Toilette bei dir keine Beachtung." Dann fiel ihr plötzlich ein, daß sie ja dem jungen Paar noch mündlich Glück zu wünschen habe, und wieder umarmte sie Almut, küßte ihr Mund und Wangen, sprach gerührt vom Segen des Himmels. Auch Konstantin hielt sie die frischen Lippen hin.

„Du kannst so bleiben!" schmunzelte der und ließ sich die liebenswürdige Aufforderung nicht zweimal sagen.

Auf Almuts Stirn bildete sich eine feine Unmutsfalte, und sie war so absichtlich schweigsam, daß Konstantin begriff, sie wünsche ein Alleinsein mit ihrer Schwester und seine Gegenwart sei ihr störend. Also verabschiedete er sich und ging in sein Arbeitszimmer hinüber.

Die beiden blieben allein zurück in dem kostbar im Stil venezianischer Renaissance ausgestatteten Wohnraum. Mariannes Augen flogen noch immer wie zwei neugierige Vögel hierhin, dorthin, bestaunten, bewunderten und rasteten dann auf der Schwester: „Du bist noch schöner geworden, Almut. Aber ich kann mich auch sehen lassen — nicht?"

Damit hob sie zierlich das sandfarbene elegante Kostüm an beiden Seiten ein wenig auf, um auch das seidene Unterkleid zur Geltung zu bringen.

Almut sah das alles, und die rosige Glut, die über ihr Gesicht sich breitete, war Scham. Konstantin und wieder Konstantin, der auch diesen teuren Tand bezahlte, mit dem die Schwester sich behangen!

Mit heftiger Bewegung fast griff sie nach Mariannes Hand. „Haben wir einander nichts Wichtigeres zu sagen nach so langer Trennung?"

Die kleine Hand zuckte in der anderen, die sie festhielt, und in den grauen Augen blitzte es. „Sind wir allein? Hört dein Mann uns nicht?"

Befremdet schüttelte Almut den Kopf. „Uns hört und stört niemand."

„Also, dann komm — hierher in den Erker!"

Zwei Sessel rückte Marianne nahe aneinander, drückte Almut in den einen hinein und ließ sich selbst in dem anderen nieder. Alles mit hastigen, erregten, fast leidenschaftlichen Bewegungen, dabei glühten ihre Wangen, ihre Lippen. Jede Sorge um ihre Gesundheit schien überflüssig. Wer so aussah nach mehreren Reisetagen und einer in Ankunftsfreude mit der Mutter halbdurchplauderten Nacht, der hatte wohl die Folgen seiner Krankheit endgültig überwunden.

Almut wartete mit Herzpochen auf das, was ihr Marianne zu sagen hatte. Von Jürgen würde sie jetzt sprechen, von ihm hören wollen.

„War Jürgen bei euch?" fragte Marianne. „Habt ihr euch oft gesehen, oft gesprochen? Wie nahm er mein langes Fortsein?"

Almut lauschte hoch auf. Was klang da für ein seltsamer Unterton in Mariannes Stimme? So fragt doch die Sehnsucht nicht? Langsam kam ihre Antwort, daß sie keine Gelegenheit gehabt, mit ihm über sie zu reden.

„Schade," sagte die Schwester. „Ich hätte mich gefreut, wenn ich gehört hätte, er wäre vergangen vor Jammer um mich."

Die Hände ballten sich ihr, und zwischen den Lippen blitzten weiß und scharf die kleinen Zähne.

Was war denn das? Marianne war so seltsam, so fremd. Und warum kam sie zur Schwester, um nach dem Bräutigam zu fragen? Wußte er noch nichts von ihrer Heimkehr? Und warum wußte er nichts? Sie sollte ihr das erklären.

Doch Marianne überhörte, was Almut zu ihr sprach. Sie war ganz und gar von sich selber ausgefüllt. Bis sie plötzlich unvermittelt hervorstieß, indem sie aufsprang und sich auf den Fußspitzen hob, als wolle sie emporfliegen: „Du, Almut — Almut! Wie bin ich glücklich! Sagte ich's nicht immer, ich würde es werden! Diese Reise, o diese Reise! Die Hände möcht' ich Konstantin dafür küssen!"

„Laß Konstantin aus dem Spiel," fiel ihr Almut kurz ins Wort.

Ein wenig erstaunt, ein wenig zerstreut blickte Marianne die Schwester an und warf sich dann lachend vor ihr auf den weichen Teppich nieder.

„O, Schön-Almut, wie sag' ich dir's denn nur, wie sag' ich dir's denn? Ich laufe ja herum und fasse es selber nicht! Und keiner weiß es sonst — nur Mama, die Süße! Aber du sollst es auch wissen! Ja, du!" Sie setzte sich der Schwester auf den Schoß, die Arme ihr um die Schultern geschlungen.

Almut machte eine abwehrende Bewegung, aber die andere preßte sich nur noch fester an sie.

„Meine Stunde ist gekommen," zischelte sie, „auf die ich Wochen und Monate gewartet habe! Ich zahle zurück — mit gleicher Münze. Herr Jürgen Altringer brachte seiner Braut den Absagebrief um einer anderen willen und —"

„Marianne — das heißt, du —"

Mit bebenden Fingern faßte Almut die der Schwester und sah ihr mit fassungslosem Blick in die Augen.

Die blitzten und irrlichterten, lachten und höhnten. „Ja, ja! Und tausendmal ja! Das heißt, die Baroneß Buchensee wird noch heute dem Baumeister Altringer eine Botschaft schicken —“

Der Sessel, in dem Almut gesessen, flog polternd zurück. Sie selbst stand hochaufgerichtet, flammenden Blickes vor Marianne.

„Ja, starr mich nur an, als faßtest du es nicht, du, die du den demütigenden, den schweren Weg, den Bittgang für mich gemacht hast, weil ich irrsinnig war vor Angst um all den Skandal, den solch eine Entlobung mit sich bringt — und weil ich ihn auch wieder haben wollte, der anderen zum Trotz! Du sollst es wissen: ich werde in Kürze Reichsgräfin Taufers sein! Gratuliere mir, Almut!“

Almuts Hand streckte sich gegen die Schwester vor. „Du Komödiantin du! Das also bist du im stande —“

Marianne prallte zurück, wurde rot und blaß und stammelte: „Was willst du denn nur? Was hast du denn? Ich begreife dich nicht. Ich fasele dir ja keine Hirngespinste vor — wir haben uns wirklich und wahrhaftig heimlich in Nizza verlobt, Graf Taufers und ich!“

Ein wildes Gefühl sprang in Almut empor: hin zu ihm — hin zu ihm, dem Betrogenen, sie, die Verkaufte, Genarrte, Geopferte! Und plötzlich lachte sie schrill auf in ohnmächtiger Selbstverhöhnung und preßte die Hände gegen die Schläfen, als zweifle sie an ihrem Verstand.

Umsonst also alles — alles, alles! Umsonst, daß sie sich einem ungeliebten Mann verbunden, um der Schwester Glück zu erzwingen, umsonst alle Selbstpein in langen schlummerlosen Nächten! Die künftige Gräfin Taufers würde heute jene andere als die Ur-

sache ihres neuen Glückes segnen, die — sie vor Monaten verflucht!

Die Schwester stand noch immer und starrte verstört der anderen in das Gesicht. Was ging denn nur in Almut vor? Für eine Verlobung mit einem Grafen, nachdem man von einem Bürgerlichen verschmäht worden war, gab es doch nur die eine Auffassung: Freude, Freude und nochmals Freude! Das war doch so einfach — und so einfach war alles gekommen. Almut sollte hören, wie es geschehen war. Man hatte einander in Nizza kennen gelernt, der Graf hielt sich ebenfalls den Winter über dort auf, man sah sich täglich, was war da natürlicher, als daß man sich schließlich ineinander verliebte?

„Sag selbst, Almut, was war natürlicher?“ Sie fragte es zum zweiten Male, da auf alles, was sie geredet, keine Antwort gekommen war. Und als die Schwester auch jetzt noch stumm blieb, sie nur immer ansah mit diesem unheimlich fremden, durchdringenden, bohrenden Blick, berührte sie rüttelnd ihren Arm. „Was hast du denn nur? Du tust ja beinahe, als hätte ich dir ein leichtfertiges Abenteuer anvertraut, statt einer Verlobung, auf die jede dem Schicksal auf Knien danken würde.“

Nun fand Almut doch Worte. Nun löste sich der Alpdruck ihr vom Herzen, ihre Brust hob sich zu tiefem, zitterndem Atemzuge, und harten Klanges sagte sie: „Danke du dem Schicksal, so viel du willst, ich aber habe in dieser Stunde meine Schwester verloren, weil ich sie verachten lernen mußte.“

„Almut!“ Außer sich stürzte Marianne auf die Schwester zu und faßte ihre Schultern. „Nimm das zurück!“ rief sie. „Nimm das zurück! Du hast mir nichts vorzuwerfen. Im Ernst konntest du doch nicht glauben,

daß man dem Mann, der einen verschmäht, das jemals vergißt. Was ich damals alles in meiner wahnsinnigen, wütenden Aufregung geschwatzt, gewollt habe — ja, warum nahmt ihr das denn so tragisch? Warum hattet ihr denn nicht Verstand für mich? — Du zumal! Warum liefst du denn gleich hin zu ihm und holtest ihn?"

„Schweige! Ich sage dir, schweige! Der Mann, der dich verschmähte, hat einzig und allein deine Hohlheit erkannt! Ihm gratuliere, daß er frei von dir geworden ist!"

Vor diesem Ton, vor dem, was ihr Almuts lodernde Augen an zorniger Verachtung entgegenschleuderten, taumelte Marianne zurück und brach laut aufweinend zusammen.

Da tat sich eine Tür auf, und Konstantin erschien auf der Schwelle. Befremdet, verständnissuchend blickte er von einer Schwester zur anderen. Was war denn hier passiert? Die Täubchen hatten sich gebissen? Warum denn? Die eine lag im Stuhl, den Kopf ins Polster gedrückt und schluchzte herzbrechend, die andere stand im Erker, die Stirn an die Scheiben gepreßt, und rührte sich nicht.

Er räusperte sich vernehmlich. Marianne zuckte empor, hob die verweinten Augen und schluchzte heftiger, wie ein verzogenes Kind, das bemitleidet werden will.

„Ach, Konstantin — wie behandelt man mich hier!"

„Wer? Meine Frau?" lächelte er amüsiert über diese Art von Familienszenen, die ihm so gänzlich neu waren. „Na, dann vertraue mir's mal an, kleine Schwägerin. Und wenn sie dich gebissen oder gekratzt hat, kriegt sie ihre Haue."

Aber Marianne warf sich aufs neue gegen das Polster und weinte wild.

„Almut," fragte Konstantin nunmehr ernsthaft, „was soll denn das heißen?"

Da aber, als wolle sie der Schwester die Antwort abschneiden, sprang Marianne auf, beherrschte ihr Schluchzen fast augenblicklich und brach in die Klage aus: „Verachten will sie mich — nur, nur weil ich den Baumeister nicht mehr mag und mich mit Graf Taufers in Nizza verlobt habe."

Marolf stieß einen Pfiff durch die Zähne und rieb sich die langen weißen Finger. „Ist ja ein ganz famoser Einfall von dir gewesen, Mädel! Hätt' ich dir gar nicht zugetraut, das Kunststück fertig zu bringen! Der Taufers! Karl Theodor! Alle Achtung — der Kerl ist klotzig reich."

Jetzt fühlte Marianne wieder festen Boden unter den Füßen, jetzt fand sie Verständnis, das wußte sie. Das wollte sie ausnutzen!

Aber sie kam nicht sofort dazu. Konstantin hatte sich Almut genähert, betrachtete kopfschüttelnd deren erregte, strenge Züge und sagte: „Nimm mir's nicht übel, Schatz, jetzt bist du mir völlig unverständlich. Wenn deine Schwester Gräfin Taufers werden kann, darf sie den kleinen Eklat einer von ihr aus zuvor glatt gelösten Verlobung schon auf sich nehmen. Das trägt ihr niemand nach, darin denkst du wirklich zu empfindlich."

Da wollte ihr wieder das wilde, selbstverhöhnende Lachen kommen, aber sie zwang es hinab und antwortete ruhig wie eine Zuschauerin, die ihre Meinung über ein vor ihr aufgeführtes Schauspiel sagen soll: „Wenn Liebe zu einem Mann ein Spielball ist, der dem jeweilig Meistbietenden zugeworfen wird, dann hat Marianne recht."

Hm — im Grunde gefiel ihm die Antwort. Herb, stolz, vornehm — wie Almut selber, die so lange Zeit

gebraucht hatte, sich einem Mann zu geben. Aber an das Schwesterlein durfte sie doch nicht den eigenen Maßstab legen. Er konnte ihr das momentan nicht so begreiflich machen, kehrte sich um und wandte sich wieder der kleinen Schwägerin zu, um sie zu trösten. Doch er kam gar nicht dazu. Marianne war jetzt wütend, einfach wütend, zerknitterte ihr Taschentuch in den zuckenden Fingern, stampfte mit dem Fuß. Sie brauchte sich das nicht gefallen zu lassen, von Almut vor ihrem Mann herabgesetzt zu werden. Sie trieb nicht Spielball mit ihren Gefühlen. Konstantin sollte nur wissen, was Altringer ihr zugefügt habe, welche Schmach, dann würde er ihr recht geben.

Konstantin fragte gespannt die Schwägerin: „Hatte es denn schon gekracht zwischen euch? Davon weiß ich ja kein Wort.“

Zufrieden, ein williges Ohr gefunden zu haben, nickte Marianne eifrig. „O mehr — viel mehr! Das ist es ja. Ach, wenn ich daran denke!“ Und wieder in Tränen ausbrechend, schluchzte sie: „Es war ja so schrecklich! Denke dir, damals, Tags zuvor, ehe ich so krank wurde, hatte er mir plötzlich ganz aus heiterem Himmel heraus die Eröffnung gemacht, daß er — er seine Verlobung mit mir zu lösen wünsche, weil er für Zeit und Ewigkeit eine andere liebe, die er natürlich nicht nannte.“

Konstantin v. Marolf hatte sich verfärbt. Er sah zu Almut hinüber, fest, sehr ernsthaft.

„Weiter,“ sagte er dann kurz.

Marianne wischte sich die Tränen von den Wangen, zögerte ein wenig, blickte verstohlen auf die Schwester im Hintergrunde und zuckte schließlich trotzig gereizt die Achseln. „Nun, ich war, wie man wohl in solch einem Fall ist: verrückt, halb irrsinnig, hatte Furcht vor

dem Skandal, vor Mama mit ihren Vorwürfen, ich weinte, schrie, auch wohl nach ihm, ich wollte sterben — kurzum: ich machte alle mit mir verrückt, bis Almut hin zu Jürgen stürzte und ihn zu mir zurückbeschwor. Er kam wieder. Ich aber habe ihn heimlich gehaßt von da an. Mama muß das gefühlt haben, sie brachte mich fort — zu meinem Glück!"

Nun war sie zu Ende. Da wandte sich ihr Konstantin zu und fragte schroff, wie sie ihn nie zuvor sprechen gehört: „Warum ist mir die Sache verschwiegen worden? Wer wünschte nicht, daß ich den wankelmütigen Herrn zur Rechenschaft zog?"

„Aber Konstantin, ihr hattet euch doch gerade verlobt an dem Tag! Und dann: er war ja auch gleich wieder da und bat um Verzeihung."

„Dank der Überredungsgabe deiner Schwester. Aber du hast ihr schlecht gedankt, scheint mir." Durch seine Worte klang schneidender Hohn.

Verwirrt, erschrocken stammelte Marianne, daß sie ja Geschehenes nicht habe voraussehen können und überhaupt, sie täte wohl besser daran, sie beendete heute diese unerquickliche Unterredung.

Niemand widersprach ihr. Das reizte und beleidigte sie aufs äußerste. Hatte auch Konstantin sich gegen sie verschworen? Warum denn nur? Es schien, man hatte allzu hoch gespannte Gefühle in diesem Hause. Da ging sie lieber und fiel auch in Zukunft nicht lästig. Das hatte sie ja jetzt nicht mehr nötig!

Ihr Lebewohl, bevor sie hinausrauschte, um sich daheim bei ihrer Mutter auszuklagen, war kurz und kühl und fand bei Marolf nachlässige, bei Almut gar keine Erwiderung.

Sobald die Tür sich hinter Marianne geschlossen,

löste sich auch Almuts Gestalt aus dem Hintergrund des Zimmers und schritt dem Ausgang zu.

Doch da vertrat ihr Konstantin den Weg und sagte mit eisiger Schärfe in der Stimme: „Ich bitte dich, zu bleiben, denn ich habe mit dir zu reden.“

Sechzehntes Kapitel.

Ein paar Minuten blieb es still im Zimmer. Almut hatte sich wieder gesetzt und blickte erwartungsvoll zu ihrem Mann auf. Der stand und fixierte seine Frau mit kaltem, stählernem Schimmer in den Augen, bis sie ungeduldig wurde und von selbst begann: „Also, was hattest du mir zu sagen?“

„Ich warte auf deine Mitteilungen, Schön-Almut.“

Ihre Brauen zuckten nervös, aber sie nahm sich zusammen und erwiderte gelassen: „Nenne mich jetzt nicht so, Konstantin, ich bin nicht in der Stimmung für diesen Ton.“

„Nicht? Hm — Stimmungen muß man respektieren oder — ausnutzen. Je nachdem. Das hat der famose Dombauherr wohl auch gemeint, als ihm die Baroneß Almut mit dem etwas merkwürdigen Ansinnen auf die Bude rückte: Lieben kannst du eine andere, heiraten mußt du meine Schwester!“

Sie fuhr empor. „Sprich so nicht weiter, wenn ich dir antworten soll!“

„Das würde ich allerdings wünschen,“ sagte er höhnisch. „Die merkwürdige Ver- und Entlobungsgeschichte Mariannes interessiert mich nämlich ganz ungeheuer, namentlich die Rolle, die du dabei gespielt hast.“

„Der Zustand meiner Schwester hatte mir diese Rolle aufgenötigt. Ich kannte Marianne damals noch nicht, wie ich sie heute kenne.“

„Aber den abtrünnigen Herrn Bräutigam, den scheinst du zu kennen?"

Laut rief es in ihr: „Sag ihm die Wahrheit, endlich die Wahrheit!" Doch die innere Stimme verstummte vor dem kalten Mißtrauen ihres Gatten, und kurz fragte sie: „Willst du mich hören oder beleidigen?"

„Zuvor hören, mein Kind." Rittlings setzte er sich auf einen Stuhl und zog die Bartspitzen lässig durch die Finger. Das alles tat er in aufreizender Weise, ohne Almut aus den Augen zu lassen. „Hören möchte ich, mit welchen Mitteln du die Tat treuer Schwesterliebe vollbracht hast, hören, unter welchen Voraussetzungen du, gerade du, dir deines Einflusses auf Mariannes Herzallerliebsten gewiß warst. Ich denke mir das nämlich nicht ganz leicht, einen entsprungenen Bräutigam wieder einzufangen — ganz abgesehen von der Eigentümlichkeit des Unternehmens für eine junge Dame."

Sie war errötet, hatte die Lider gesenkt und fest die Lippen zusammengepreßt.

„Nun, warum so schweigsam? Man muß die Diskretion auch nicht übertreiben, mein Schatz, man könnte sonst selber leicht in Verdacht kommen."

Da suchte sie klar und furchtlos seinen Blick und sagte: „Ich hatte keine Veranlassung, die Angelegenheit meiner Schwester mit dir zu erörtern, Konstantin. Was ich für Marianne tat, zwangen mir die Umstände ab."

„Die Umstände! So, so! Und wiederum die Umstände ließen dir's gelingen, den Bräutigam von seiner neuen Liebesleidenschaft zu kurieren?"

„Ja!" rief sie schroff.

Das verblüffte ihn sekundenlang, dann fragte er voll beißenden Spottes: „Und die andere? Was sagte

denn die zu all den — Umständen? Oder hat sie sich auch gleich einen anderen als Heftpflaster auf die Herzwunde geklebt? Und kennst du sie, die da Mariannes Nachfolgerin werden sollte?“

Die Hände in den Taschen vergraben, schritt er auf sie zu. Doch sie wich nicht vor ihm zurück und stand nun mitten im Sonnenlicht, das breit durch die Scheiben floß. Da erging es ihm, wie es Almuts Mutter ergangen. Jählings verwandelte sich Zweifeln in Wissen! Er forschte, bohrte, fragte nicht mehr — er wußte plötzlich. Wer anders als sie war die andere, deren allbezwingende Schönheit Mariannes Bild dem Bräutigam verdunkelt hatte! Und darum hatte sie allein die Macht gehabt, den Abtrünnigen zurückzurufen. Sie, sie! Ihm wurde es heiß und kalt. Er packte sie rauh am Handgelenk. „Du höre, mir ist da eben eine ganz schauderhafte Idee gekommen.“

„Laß mich —“

„Nein, du antwortest mir erst! Weshalb sollte deiner Schwester Verlobung von Altringer rückgängig gemacht werden? Du weißt es!“

„Laß mich los, sag' ich!“ Mit einem plötzlichen Ruck hatte sie ihre Hand befreit. „Du bist brutal! Ich antworte dir nicht!“

„Du wirst antworten!“ Sein Ton drohte, auch sein Gesicht war bleich in mühsam verhaltenem Zorn.

Sie schwieg, sah ihn nur an, sah hinter der Maske gewaltsamer Beherrschung seine Leidenschaft toben und fühlte schaudernd wie kaum vorher, was es heißt, eines ungeliebten Mannes Weib zu sein. Und das Schweigen zwischen ihnen wurde zur Kluft, die sich immer weiter auftat.

Ahnte er, was in ihr vorging?

Er dämpfte seine Stimme und wiederholte weniger

scharf: „In unser beider Interesse wirst du mir antworten, Almut."

Sie war jetzt ganz ruhig. Wogegen hatte sie denn ankämpfen, wogegen sich wehren wollen? Gegen die Wahrheit? Die drang doch überall siegreich durch, wurde unvermeidliches Schicksal. Ob heute, ob morgen.

„Ich merke, daß ich bis heute mit einer gottwohlgefälligen Begriffsstutzigkeit gesegnet war," sagte er schneidend. „Sonst hätte ich mich vielleicht schon früher darüber gewundert, daß sich Baroneß Almut an einem gewissen Tage so plötzlich entschloß, Baronin Marolf werden zu wollen. Bleibst du mir auch darauf die Antwort schuldig?"

„Ja, Konstantin, weil deine Fragen zu spät kommen, denn ich bin ja deine Frau. Willst du dir daran nicht genügen lassen?"

Sein Fuß stampfte den Boden. „Zum Teufel, nein! Bedanken würde ich mich, wäre deiner Schwester ehemaliger Herzallerliebster auch der deine gewesen!"

Kaum waren ihm die Worte entflohen, bereute er sie. Almut sah aus, als hätte er sie geschlagen, und er wußte: diese Stunde blieb ein Riß in ihrer Ehe. Das hatte er nicht gewollt. Aber sie war schuld daran, daß er sich vergessen hatte. Ihr Schweigen hatte ihn gepeinigt, mehr als wenn sie ihm widersprochen oder sich verteidigt hätte. Immerhin, er versuchte einzulenken, trat zu ihr hin, die bis zur Wand vor ihm zurückgewichen war, und legte ihr begütigend die Hand auf die Schulter.

„Nimm meine Worte nicht tragisch, Almut. Mir ist eben allerhand auf die Nerven gefallen. Komm, sei gut, sag mir, daß ich verrückt bin mit meiner Einbildung, der Kerl könnte es gewagt haben, seine Augen zu dir zu erheben."

Lügen? Wieder lügen? Alles Beste in ihr wehrte sich dagegen. Und abermals zögerte sie zu antworten, als schätze sie gleichsam ihren Mut zur Wahrheit ab. „Wozu quälst du dich und mich!“ sagte sie. „Ich habe dir gelobt, dir eine gute Frau zu sein —“

„Eine liebende vor allem!“ fiel er heiser vor mühsam zurückgehaltener Erregung ein.

Da sah sie ihn mit langem, sonderbarem Blick an und sagte langsam: „Wirklich, Konstantin? Hast du mich je danach gefragt, ob ich dich liebte, als ich deine Braut wurde?“

Er zuckte die Achseln und lachte kurz auf. „Ich hatte mir allerdings erlaubt, die zum Heiraten nötigen Gefühle bei dir vorauszusetzen, als du mir plötzlich freiwillig deine Hand anbotest, nachdem du Jahre Zeit hattest, dir diesen Schritt zu überlegen.“

„Freiwillig — o Gott, freiwillig!“ Von ihren Lippen zitterten die Worte, ohne daß sie es wollte, und sie verrieten, was zu bekennen sie nicht den Mut gefunden hatte.

Er wußte selber nicht, wie das plötzlich alles auf ihn eindrang, als ob ihr bebender Stimmenklang den Vorhang vollends zerrissen hätte, der ihm bisher ihre Seele verhüllt, als ob Fackelhelle ihm jählings die Vergangenheit durchleuchtete.

Sie sah, wie er tief erbleicht war, fühlte, was in ihm vorging, und hätte laut aufweinen mögen in ihrer Ratlosigkeit. „Konstantin,“ sagte sie zaghaft und leise, „hattest du nicht immer gewußt, daß meine Empfindungen für dich beeinflußt wurden? Hast du's nicht selber so gewollt? Hast du mich nicht von jeher als dein Eigentum betrachtet? Hast du nicht die Meinen von dir abhängig gemacht — um mich?“

„Um dich? Freilich um dich! Oder glaubst du, um

deiner Mutter willen?“ stieß er mit hartem Lachen hervor. Maßlose Erbitterung wallte auf in ihm. So also war sie die Seine geworden! Kaufen hatte sie sich lassen! Ganz bewußt — ganz einfach kaufen! — Das hatte er nicht vorausgesetzt, nie gewollt, nie für möglich gehalten!

Im Zimmer lief er auf und ab, und wie um ihn zu höhnen, stürmten nun auch Erinnerungen auf ihn ein — eine nach der anderen. Alles hetzte und höhnte: Narr du! Dir spielte das Schicksal nur die schöne Hülle in die Arme, des Weibes Köstlichstes aber, ihre jung erwachende Liebe fiel einem anderen zu. Und der war heute frei! Und wäre er's damals gewesen, dann —

Alles Blut stürzte ihm zu Kopfe, es wogte und flimmerte um ihn, er stand, starrte hinein in den roten Nebel, sah das Bild, das ihn toll machte — und hielt plötzlich die wehrlose Frauengestalt gepackt wie ein Rasender.

„Die Wahrheit,“ stieß er hervor, „jetzt will ich die Wahrheit, die ganze, hörst du!“

Mit fast übermenschlicher Kraft machte sie sich von ihm frei. Ihr Antlitz stand in Flammen, die blauen Augen brannten. „Du weißt die Wahrheit! Jetzt weißt du sie. Um meine Liebe hast du nicht geworben — und heute habe ich sie nicht mehr zu verschenken. Nimm das, wie du es nehmen willst!“

Damit schritt sie an ihm vorüber aus dem Zimmer hinaus. Er hielt sie nicht zurück. Ihre Worte hatten ihn betäubt, und nun erst wußte er, wie sehr er darauf gewartet hatte, daß sie seinen eifersüchtigen Verdacht als unbegründet zurückweisen würde. Sonst aber wußte er noch lange nicht genug. Zugestanden hatte sie ihm nichts, was ihm ein klares Bild ihrer Gefühle

und der Geschehnisse vor ihrer Verlobung gegeben hätte. Er befand sich in einem fürchterlichen Zustand. Es tobte und wühlte in ihm wie in einem Vulkan, der seinen letzten, wildesten Ausbruch noch gewaltsam zurückhält. Genarrt, betrogen hatten sie ihn alle zusammen! Nicht nur die schlaue Mutter, auch die Tochter! Ja sie, in ihrer weißen, stillen Schönheit, auf deren heiße Sommerblüte er gehofft, wonach er Jahre seines Lebens sich gesehnt hatte! Sie hatte ihn belogen mit all ihrem herben Knospenzauber, hatte sich nicht verwahrt für ihn, sondern hatte geblüht — geblüht für einen anderen! Der hatte die Hände nach ihr ausgestreckt, hatte sie ihm gestohlen!

Der andere, der ihm instinktiv widerstrebt hatte vom ersten Sehen an, gegen den richtete es sich am meisten — das wühlende Toben, die knirschende Wut. Hin zu ihm stürzen, etwas tun, irgend etwas tun! Den Kerl ohrfeigen, oder vor die Pistole zwingen, oder alles beides!

Nur mühsam hielt er sich zurück. Aber im Hause litt es ihn nicht länger, unter einem Dach mit ihr. Er mußte erst ruhiger werden, sonst stand er für nichts. Auch die schwiegermütterliche Tante durfte ihm jetzt nicht über den Weg laufen, die kluge Mutter, die es so schlau verstanden, ihm die Augen blind zu halten.

So fuhr er nach Neubrück hinüber. Während der Nacht kam er nicht heim.

Almut hatte Zeit, sich zu finden, sich herauszuzwingen aus der Trostlosigkeit dessen, was der heutige Tag geschaffen. Stunden um Stunden saß sie und sah vor sich hinaus ins Leere, mit zuckenden Lippen und tränenschweren Augen. Der Zwang der Selbstbeherrschung der Lüge fiel ab von ihr. Und plötzlich war es ihr, als höre sie von irgendwoher eine

jubelnde Stimme rufen: Jetzt ist er frei! Jetzt dürfte er dich lieben!

Da erschrak sie bis ins tiefste Herz hinein vor sich selber — und vor ihrer Zukunft.

— — — — — — — — — — — — —

Als Marolf am folgenden Nachmittag heimkehrte, trat Almut ihm entgegen. Schatten lagen um ihre Augen, sie sah elend und überwacht aus — und so friedenssehnsüchtig.

„Konstantin,“ sprach sie ihn an, „so kann es doch nicht bleiben zwischen uns! Laß uns versuchen, über gesprochene Worte hinwegzukommen!“

Er ließ sie nicht weitersprechen, stieß ihre Hand zurück, die sich nach der seinen ausstrecken wollte. Sein ganzer Grimm, den er in der Einsamkeit hatte hinabzwingen wollen, tobte bei ihrem Anblick wieder auf.

„Über gesprochene Worte? — Und über geschehene Taten auch? Ich bin nicht so geschickt in Luftsprüngen, bei denen eine Ehe leicht den Hals bricht. Ich kann dir nicht helfen, du mußt das Unbehagen dieser Tage schon hinnehmen. Und vielleicht wird's dir nicht allzu schwer, denn — Anpassungsvermögen scheinst du ja zu haben, Schön-Almut.“

Ihre Lippen erbleichten. „Geh nicht zu weit, Konstantin!“

Er lachte, wie er zuvor gelacht. „Bewahre! Ich gehe überhaupt nicht wieder, bleibe da in dem Heim, das du mir so gemütlich gemacht hast.“

Da ging sie selber still aus dem Zimmer. Er trat in das seine. Auf den Schreibtisch hatte der Diener ihm die eingegangenen Briefschaften hingelegt. Ein sehr feudaler Umschlag war darunter.

Sein Gesicht verzerrte sich, als er den Doppel-

karton herausriß, der es der Welt verkündete, daß Marianne Baroneß v. Buchensee mit dem Reichsgrafen Karl Theodor von und zu Taufers sich verlobt.

Prompt ging die Sache vorwärts, ohne zeitraubende Weiterungen. So ein bißchen bürgerliche Vorverlobung erst noch in offizieller Form rückgängig zu machen, schien der Erlauchte von und zu Taufers nicht für nötig gehalten zu haben. Man sprang über das kleine Hindernis einfach mit elegantem Satz hinweg.

Man verstand sich ja auf das Überspringen im Hause Buchensee.

Wieder packte ihn die Wut. Etwas tun, einem etwas antun — dem einen!

— — — — — — — — — — — — —

Auch Jürgen Altringer war sie ins Haus geflogen, die elegante Doppelkarte mit der freiherrlichen und gräflichen Krone.

Nichts weiter, kein geschriebenes Wort, nur die gestochene Anzeige. Einzig war als Unterschied von den vielen anderen versandten bei dieser der Umschlag geschlossen, und drinnen hatte der goldene Reifen gelegen, den er einst Marianne an den Finger gesteckt.

Sollte es Hohn sein, Verachtung, Rache, daß sie sich so von ihm löste, nachdem sie ihn ein halbes Jahr der Qual hatte auskosten lassen? Sich löste, ihn abtat in einer Weise, die in jedem anderen Falle den so Verabschiedeten genötigt hätte, hinzugehen und den glücklichen Nachfolger vor die Pistole zu fordern?

Aber sie wußte wohl, daß sie von ihm dergleichen nicht zu fürchten hatte, daß sie auf die durchlebte Qual seinem Mannesgefühl auch noch die Beleidigung hinzufügen konnte.

Mochte sie doch. Es traf ihn nicht. Er gönnte ihr den wohlfeilen Triumph.

Nun war er ja frei! Nun war er frei!

Warum freute er sich denn seiner Freiheit nicht? Warum schien's ihm, als wäre alles leichter gewesen, wenn auch um sein Leben sich Ketten und Bande geschlagen hätten wie um das ihre?

Almut — Almut!

Scham kam ihm fast, eine jammervolle Scham, daß er der Freie sein sollte und sie die in Fesseln Gezwungene.

Auf Mariannes Verlobungsanzeige hatte Jürgen Altringer die Arme gestützt und in die Hände das Gesicht gedrückt.

— — — — — — — — — — — — —

Es trieb Konstantin v. Marolf doch wieder aus dem Hause. Er warf sich aufs Pferd und machte einen tollen Ritt. Doch der hatte sein Blut nur noch mehr erhitzt, statt es zu kühlen. Er brachte den Rappen zum Stall zurück und ging dann im Reitanzug, die Gerte noch in der Hand, in ein nahegelegenes Restaurant. Für gewöhnlich besuchte er dasselbe nicht, aber es war ihm plötzlich durch den Sinn gegangen, daß Altringer einmal gesagt, hier pflege er seine Mahlzeiten einzunehmen.

Nichts Bestimmtes war es, was Marolf sich dachte, als er jetzt in den großen Speisesaal eintrat, nur wieder so das wilde Gefühl: etwas tun, irgend etwas tun!

Das Restaurant war noch ziemlich leer. Eine Anzahl Stammgäste saßen im Hintergrunde, und nahe dem Eingang hatten mehrere junge Offiziere sich's bequem gemacht. Den einen derselben kannte er obenhin und wollte grüßend vorüber, da hörte er vom Nachbartische her, an dem zwei Herren in Zivil saßen, während noch ein drittes Gedeck aufgelegt war, den Namen nennen, der ihm siedend im Blute lag.

„Ob Altringer heut kommen wird?“ sagte der eine von den beiden. Sie hatten eben Mariannes auch in den Zeitungen veröffentlichte Verlobung besprochen.

Marolf trat an den Offizier heran, der grüßend von seinem Sitz emporgesprungen war.

„Ah, Sie hier, Lingenbiel! Lange nicht gesehen —“

Jetzt erhoben sich auch die anderen Leutnants, die Vorstellung ging hinüber und herüber, und nach ein paar gewechselten Worten saß Marolf in ihrer Mitte, so daß er sich dem Nebentische gerade gegenüber befand.

Er bestellte sich ein Gericht und eine Flasche Mosel, nahm einen Bissen, trank einen Schluck, schob Teller und Flasche zurück und ließ eine Pommery bringen. Die Offiziere nahmen es an, daß er auch für sie Gläser bestellte. Die eine Flasche wurde geleert und noch zwei andere.

Konstantin goß den schäumenden Trank in sich hinein, als wäre es klares Wasser. Das brennende Feuer löschte der Wein nicht. Auch sein Gesicht rötete sich nicht, nur seine Augen begannen zu stechen und zu flackern und strichen immer wieder hin zur Tür, durch die die Gäste kamen und gingen.

Jetzt kam wieder einer. Endlich der eine!

Ruhig schritt Jürgen Altringer zu dem Tische, von dem die beiden Herren ihm entgegenwinkten. Er wollte von dem Kellner sich Hut und Überzieher abnehmen lassen, da sah er sich Konstantin v. Marolf gegenüber. Gegen die Stuhllehne zurückgebogen, die Beine weit von sich gestreckt, die Hände in den Hosentaschen, saß er da und starrte dem Angekommenen mit einem Lächeln, das ihm den einen Mundwinkel herabzerrte, in das Gesicht.

Altringer hielt mit festem Blick dem insolenten

Lächeln einen Moment stand, dann streiften seine Augen die geleerten Flaschen, seine Miene wurde kalt, er reichte dem Kellner seinen Hut und machte dabei gegen Marolf eine kurze, steife Verbeugung.

Dieselbe wurde nicht erwidert, nur wie horchend schob Konstantin den Kopf vor. „Sagte da jemand was?"

Eine Frage war's, um dem Fragenden in das Gesicht zu schlagen.

Altringer biß die Zähne ein, dachte an Almut und wollte sich, als habe er nicht gehört, herumwenden. Da sah er, wie seine beiden Tischgenossen ihn groß anschauten. Es schoß ihm heiß in die Stirn, er durfte die Unverschämtheit nicht ignorieren. Aber er zwang sich, daß seine Stimme völlig ruhig klang. „Ich sagte nichts, Herr v. Marolf, ich grüßte Sie nur."

„Ah — so — hatten die Ehre, mich zu grüßen."

Dabei rührte er sich nicht um Haaresbreite aus seiner räkelnden Stellung, mit der er durch die weit vorgeschobenen Beine Altringer den Weg zu seinem Stuhl versperrte.

Unter den Offizieren entstand eine leise Unruhe, die beiden Herren an Altringers Tisch richteten sich steifer auf. Die provozierende Absicht war nicht mehr zu verkennen.

Doch Altringer blieb noch immer ruhig. Er wollte nicht — um Almut nicht.

Nur sein Blick senkte sich auf Marolfs Füße hinab, während er die Hand auf die Lehne seines Stuhles legte. „Ich darf wohl bitten, daß Sie mir Platz machen." Eisige Höflichkeit war in seinem Tone.

Marolf aber lachte auf und streckte sich noch länger aus. „Platz — i wo! Springen Sie doch, Mann. Sie sind das Springen ja gewohnt."

Es wurde totenstill, auch an den Nachbartischen. Die beiden Zivilisten, Reserveoffiziere wie Jürgen Altringer auch, waren von ihren Sitzen emporgefahren, die Offiziere saßen da wie aus Erz gegossen.

Altringers Faust hielt die Stuhllehne gepackt, als wolle er sie zerbrechen. Dann trat er zurück, griff wieder nach seinem Hut, den der Kellner noch in der Hand hielt, warf Marolf einen sprühenden Zornesblick zu und verließ das Lokal.

Seine beiden Tischgenossen nahmen ihre Überröcke und folgten ihm.

Konstantin v. Marolf aber rief: „Kellner, eine neue Zufuhr!"

Doch die Offiziere wehrten ab, nestelten an ihren Degengehängen und machten Miene, sich gleichfalls zum Aufbruch zu rüsten.

Da warf Marolf dem Kellner mit abwinkender Geberde eine Banknote hin, die den Betrag der gemachten Zeche weit überstieg, sprang selber auf, stand plötzlich in straffer Haltung da und sagte mit vollendeter Liebenswürdigkeit: „Herr v. Lingenbiel und Graf Waldsheim, ich darf Sie wohl morgen vormittag bei mir erwarten?"

Die beiden verneigten sich nur mit stummer Zustimmung. Danach schüttelten sie gleich den anderen Marolf verabschiedend die Hände und verließen kurz nach diesem das Restaurant.

So, da war's geschehen! Wenigstens etwas war geschehen — ihm war wohler.

Er ging nach Hause. Almut hatte sich bereits zur Ruhe begeben. Er schritt laut pfeifend in sein Zimmer. Dort warf er sich schwer auf den Diwan nieder.

Siebzehntes Kapitel.

Zeitig am Morgen verließ Baron Marolf wieder das Haus, ohne Almut gesehen zu haben. Er war noch nicht lange fort, da erschien Frau v. Buchensee. Sie war in aufgeregter Hast und rief, ohne Almut zuvor begrüßt zu haben: „Wo ist Konstantin? Ich muß ihn sprechen!"

Almut hatte ihn in der Nacht kommen und früh wieder fortgehen hören und gab die Auskunft mit einem bitteren Empfinden. Was wurde von ihm verlangt? War irgendwo seine helfende Hand wieder von nöten?

Fast verstört gingen der Freifrau Augen umher. „Fort ist er — so früh schon? — Mein Gott, es wird doch nicht —! Aber nein, das ist ja wohl unmöglich, daß heut schon das Duell stattfindet."

„Von welchem Duell sprichst du?" Ganz rauh klingt plötzlich Almuts Stimme. Sie faßt der Mutter Arm. „Wer hat ein Duell?"

„Konstantin mit — Altringer." Zischend stößt die Freifrau den Namen hervor.

Wie versteinert steht Almut da. Doch nur ein paar Augenblicke, dann hebt sie die Hände mit einer wilden Geberde, als wehre sie etwas Gräßliches zurück. „Nein, nein — das ist ja nicht wahr! Das darf ja nicht wahr sein!" Und dann zur Mutter gewandt: „Was ist denn nur geschehen? Ich weiß von nichts. So rede doch!"

Es bedurfte der Mahnung nicht. Voll Erregung berichtet die Freifrau, was sie durch einen Zufall heut schon in aller Morgenfrühe über die gestrige Szene zwischen Konstantin und Altringer erfahren.

Almut steht wieder mit starrer Regungslosigkeit da. So hört sie, was die Mutter berichtet, sieht alles leibhaftig vor sich, sieht den von Wein und sinnloser Wut

Erhitzten, wie er dem anderen die Pistole in die Hand zwingt — er, der sich rühmt, daß noch nie ein Schuß ihm fehlgegangen.

Die Mutter, ganz mit sich und ihren eigenen Empfindungen beschäftigt, sieht nicht die Qual in der Tochter Zügen, zuckt die Schultern, während in ihre Aufregung sich Empörung mischt. „Ein Zurücktreten von Konstantins Seite ist natürlich unmöglich, ebensowenig kann Altringer die öffentliche Beleidigung auf sich sitzen lassen. Und das an Mariannes Verlobungstage! Solch eine Taktlosigkeit von Konstantin! Was fiel ihm nur ein? Wie kommt er dazu, wegen Marianne —"

Da richtet Almut die Augen auf die Mutter. „Wegen Marianne glaubst du?"

„Natürlich, um was denn sonst? — Oder — Almut" — die Freifrau tritt plötzlich dicht an sie heran — „wär's um etwas anderes? Was weißt du? Was geschah zwischen dir und Konstantin?"

„Was einmal geschehen mußte, Mutter. Die Wahrheit hat die Lüge bezwungen."

Frau v. Buchensee taumelt fast zurück. „Bist du von Sinnen? Das soll doch nicht etwa heißen —"

„Daß Konstantin die Wahrheit weiß, Mutter — die volle Wahrheit."

„Das — das hast du getan! So hast du dich vergessen! So hast du uns alle bloßgestellt, dich, mich und deine Schwester! Also durch dich und deinetwegen! Und doch wird's keiner glauben, wird jeder nur Mariannes Namen nennen! Und wenn das Karl Theodor hört, wenn es ihm vielleicht peinlich ist, wenn er zurücktritt! Marianne — o Gott, das überlebte sie nicht! Sie ist schon jetzt so außer sich, ich wagte sie kaum allein zu lassen. Und wieder durch dich! Alles — alles nur durch deine Schuld!"

„Ja, durch meine Schuld. Du aber geh zu Marianne, Mutter, tröste sie und halte dich mit mir nicht auf."

Ein geisterhafter Ton ist's, mit dem sie spricht, und geisterhaft glühen die Augen, die aus dem totenblassen Gesicht die Mutter anschauen.

Die Freifrau fährt auf, als sei ihr eine unerhörte Beleidigung angetan. „Du heißt mich gehen — du mich! Ja, ja, sei nur allein mit dir! Finde dich nur heraus aus dem, was du dir selbst geschaffen hast, nimm's nur auf dich, was daraus entsteht! Ich aber will darüber wachen, daß durch dich nicht noch mehr des Unheils über andere kommt."

„Ja, Mutter, wache über Mariannes neue Verlobung."

Es folgt keine Antwort auf die Worte voll des bitteren Höhnens, das aus krampfendem Herzen kommt. Frau v. Buchensee ist gegangen, tiefbeleidigt und ganz erfüllt von der hetzenden Angst um Mariannes glänzendes Glück.

Almut aber ist wie gebrochen in einen Sessel gesunken. „Sterben — jetzt sterben!" wimmert in ihr das Grausen vor dem, was das Heute oder — das Morgen bringen würde.

Aber das Grausen ist's, das sie wieder emporzwingt, das sie plötzlich hochaufgerichtet dastehen läßt. Es durfte nicht geschehen, sie mußte es verhindern! Und wenn an der Kraft ihres Wollens, das dies eine Mal sich durchsetzte, ihres ganzen ferneren Lebens Wille zerbrach!

Da hört sie draußen ein Klappen der Korridortür, hört auf dem Flur rasche Schritte, hört ein Pfeifen, dasselbe Pfeifen, das diese Nacht wie beißender Spott in ihren wachen Jammer hineingeklungen ist. Kon-

stantin ist zurückgekommen und geht wieder in sein Zimmer hinein.

Almuts Hände haben sich über dem Herzen verkrampft. Was war denn das, was sich da drinnen gerührt hatte bei diesen pfeifenden Klängen? — Haß — Haß gegen den Mann, der mit brutalen Händen ein Weib sich erzwang und mit frivolem Lachen hinging, um zu morden! —

Sie scheint ganz ruhig, als sie in ihres Mannes Zimmer tritt. Er sitzt am Schreibtisch, wendet sich aber sofort um. Ah — sie kam! Wußte sie bereits?

Sie bleibt ein paar Schritte vor ihm stehen, sieht ihm erst schweigend in das Gesicht, dann fragt sie: „Konstantin — ist es wahr?"

Also sie wußte! Hm — es hatte merkwürdig gewirkt: keine Spur vergossener Tränen, nichts Zerbrochenes, beinahe so etwas von heroischer Kraft! Seine Züge schärfen sich, ein beißendes Lächeln zuckt darüber hin, Antwort gibt er nicht.

Da tritt sie vollends vor ihn hin. Ihre Augen flammen auf. „Das wird nicht geschehen, Konstantin! Der leichtfertige Frevel wird nicht geschehen!"

Ein Weib verblüfft doch immer wieder durch unvorhergesehene Nüancen. Namentlich eines von der undurchsichtigen Sorte wie — Schön-Almut. Unter den fast geschlossenen Lidern zuckt ein Blick wie ein stählerner Blitz auf sie ein. Das Lächeln gräbt sich tiefer in sein Gesicht.

Sie muß ankämpfen gegen das furchtbare Gefühl, das vor diesem Lächeln, diesem Schweigen wieder in ihr aufsteigt. „Sprich endlich, gib mir Antwort!"

„Worauf?" fragt er jetzt spöttisch. Und dann, als falle ihm irgend eine Nebensächlichkeit ein: „Ah — hast du vielleicht schon Morgenbesuch gehabt, der dir

eine gewisse kleine Affäre zugetragen, wobei der Knalleffekt noch aussteht?"

„Den von dir gewaltsam heraufbeschworenen Frevel meine ich, das Spiel mit Menschenleben! Und das wird nicht geschehen!"

Er schiebt ein wenig den Stuhl zurück und steht langsam auf. „Es gibt Anstandsregeln, denen sich niemand entziehen kann. Sollte die geborene Baroneß Buchensee das wirklich nicht wissen?"

„Was frag' ich danach! Was kümmert mich deine sogenannte Standesehre, die dir nach der Beleidigung auch den Mord aufzwingt! Von deinem Gewissen als Mensch fordere ich's: es wird nicht geschehen! Du wirst Mittel und Wege finden, es zu verhindern!"

„Das heißt, ich werde hingehen und Herrn Jürgen Altringer um Verzeihung bitten, daß er mir von meines Weibes Seele die Erstlingsblüten gepflückt hat wie von ihren Lippen die ersten Küsse!"

„Konstantin!" Sie schreit laut auf, hält mit ihren Händen seinen Arm umklammert. Die Worte, sein Lachen sagen ihr's, wie es in ihm aussieht, die zeigen ihn ihr, wie er dasteht mit dem kalten Zielen im Blick, die Waffe dorthin richtend, wo ein Menschenleben am sichersten zu treffen war.

„Konstantin, das ist ja Wahnsinn, was du dir einredest! Nichts — nichts von alledem ist ja geschehen! Nichts ist geschehen, was du mir wirklich vorzuwerfen hättest! Glaube mir doch — ich flehe dich an! Sei du jetzt großmütig, sei gut, wie du es ja in alle den Jahren doch gewesen bist! Auch zwischen uns wird ja alles gut werden, ich will's dir danken, mit meinem ganzen künftigen Leben will ich's dir danken!"

Da hat er sie unterbrochen mit einem Lachen, das sie trifft wie ein Schlag. „Sieh doch an, was für schöne

Zukunftsaussichten sich mir da auftun — aus deiner Todesangst um einen anderen!"

„Konstantin — du glaubst mir nicht?"

„Nein, ich glaube dir nicht, Schön-Almut. Und ich muß dich bitten, mich jetzt allein zu lassen."

Er ist zur Tür gegangen, an die es leise gepocht hat. Er öffnet ein wenig, nimmt dem draußen stehenden Diener die beiden Karten ab, die der ihm reicht, und sagt, ohne einen Blick auf die Namen zu werfen: „Noch einen Augenblick — dann lasse ich bitten."

Er hat die Tür noch nicht recht wieder geschlossen, da steht Almut abermals an seiner Seite. Ihre Hände zittern, aber sie bittet, fleht nicht von neuem. Ein wildes, fast besinnungsloses Drohen ist in ihrem Ton: „Konstantin, tust du es dennoch, findest du den Weg nicht, dieses Duell zu verhindern, dann scheidet mein Weg sich von dem deinen für immer!"

Er scheint sie gar nicht zu hören, ist zu der Seitentür gegangen, die er weit für sie öffnet. „Willst du vor Zeugen hier eine Szene aufführen, oder ziehst du es vor, dich zu entfernen?" Seine Hand drückte neben der Tür auf die elektrische Klingel.

Da schreitet Almut stumm an ihm vorbei zur offenen Tür hinaus. Ihr Blick, der noch einmal den seinen sucht, trifft ein abgewandtes Gesicht.

Als hinter ihr ihres Mannes Hand die Klinke wieder ins Schloß drückt, läßt zu der anderen Tür der Diener die beiden Besucher eintreten, die beiden Sekundanten.

In dem Nebenzimmer, in dem sie regungslos steht, hört Almut das klirrende Aufstoßen der Kavalleriesäbel, und wie ein Schreien ist es rund um sie her: Mord — Mord! Da drinnen wurde nach allen Regeln der Standessitte der Mord vorbereitet!

Und die Standessitte hält sie selber in Zaum und

Banden, daß sie nicht die Tür aufreißt und hineinstürzt, es ihnen zuruft: „Mörder, Mörder seid ihr! Mörder allesamt!“

Aber etwas fühlt sie in sich wachsen, immer wilder, immer gewaltiger in sich emporwachsen: Haß — Haß! Haß gegen den, der zum Mörder werden wollte!

Und etwas von dem wilden Gefühl stand flammend auf ihrem Gesicht, als sie noch einmal zu ihrem Mann hineinschreitet, nachdem die beiden Besucher sich wieder entfernt hatten. Dicht tritt sie vor ihn hin. „Das Duell wird stattfinden — ich weiß es. Aber noch hast du es in der Hand, seinen Ausgang zu bestimmen.“

Auf seinem Gesicht hatte noch der straffe Ernst gelegen, mit dem er die Sekundanten empfangen, jetzt tritt wieder der beißende Hohn hervor. „Ein bißchen Komödie spielen und in die Luft ein Loch knallen — so meinst du's wohl? Aber sag doch, du zärtliche Gattin, ist dir's wohl schon in den Sinn gekommen, daß bei so einer Schießübung zwei Kugeln treffen können? Oder ist's dir einzig darum zu tun, daß nur die eine kein Unheil anrichtet?“

Sie schrickt zusammen. Zwei Kugeln, die treffen können! War ihr das wirklich noch nicht in den Sinn gekommen? Ja, o ja — doch des einen Kugel würde nicht treffen wollen — um ihretwillen würde sie nicht treffen wollen! Das weiß sie auch.

Konstantin hat ihr Zusammenschrecken gesehen. Etwas Grausames springt wie ein wildes Tier aus ihm hervor. Er packt ihre Hand und ruft ihr mit Lachen in das Gesicht: „Nein, Schön-Almut, den Gefallen werd' ich dir nicht tun! Ich denke im Gegenteil, daß wir noch viel frohe Tage miteinander leben werden, wenn erst da die Luft ein wenig dünner geworden ist, wo jetzt noch ein anderer steht!“

Er gibt ihre Hand frei und geht aus dem Zimmer.

Almut fühlt nicht den Schmerz in der gemißhandelten Hand, fühlt nur das eine: so sieht einer aus, der hingeht und lachend mordet!

Sie macht eine Bewegung, als wolle sie ihm nachstürzen, die Treppe hinunter, auf die Straße hinaus, ihn zurückzwingen, zurückflehen, daß er so nicht ging. Dann wendet sie sich, reißt das Fenster auf, biegt sich hinaus und sieht gerade noch ihres Mannes Gestalt um die Straßenecke verschwinden.

Achtzehntes Kapitel.

Es wird Abend, und Konstantin v. Marolf ist noch immer nicht heimgekehrt. Da läßt Almut anspannen und fährt nach Neubrück hinüber. Umsonst! Dort weiß man nichts vom Gutsherrn. Der Wagen bringt sie zur Stadt zurück. Daheim durchwacht sie die Stunden, fast ohne sich zu rühren. Nur wenn eine Tür irgendwo klappt, ein Schritt erklingt, dann fährt sie empor und blickt in den Flur hinaus. Endlich schickt sie die Leute zur Ruhe. Sie ist nun allein mit den Schauern der Nacht, allein mit dem Grauen, das kalt an ihr hinkriecht. Allein gelassen von dem Mann, der sich Liebe zu ihr einredete. Grausam allein gelassen, denn daß sie um seine Heimkehr beten würde — das wußte er. Und kam dennoch nicht!

Und weiter schleichen die Minuten, weiter fiebert die Angst in dem zitternden, rastlosen Menschenherzen, irren Gedanken und Vorstellungen durch das schmerzende Hirn. Wie hatte das nur so weit kommen können? Was war die Macht, die auf Wege drängte, die man nicht gehen wollte, die Worte auf die Lippen legte, die man nicht sprechen wollte, die Lüge und Wahrheit

zum unheilvollen Knoten verband, der sich nicht lösen ließ?

Und plötzlich sagt sie halblaut vor sich hin: „Das ist ja alles gar nicht wahr, das ist ja gar keine Macht, kein Schicksal — das ist nur Schwäche! Geh doch deinen Weg! Dich bindet nichts mehr an einen Mann, der dir bewies, was du ihm wert bist! Geh doch, denn auch die Deinen brauchen dich nicht mehr! Und dem Toten hast du dein Wort erfüllt!"

Mit jagendem Herzschlag lauschte sie der eigenen Stimme, und ihr ist's, als trügen sie rauschende Flügelschläge empor — empor.

Da dringt ein Laut von draußen an ihr Ohr, und sie fühlt den Boden der Wirklichkeit wieder unter ihren Füßen, dieser grauenvollen Wirklichkeit zwischen Bangen und Beten.

Ein Wagen ist rasselnd am Haus vorübergefahren, dann herrscht wieder Stille. Nur die Uhr tickt einförmig weiter. Er kehrte nicht heim — jetzt wußte sie es, er ließ sie die Qual dieser Nacht auskosten bis zum letzten.

Und weiter schleppen sich die Minuten, bis sich grau, fahl und kalt der Morgen aus dem Dunkel hebt.

Und wenn die Morgensonne den Himmel zu röten beginnt, wird auch die Erde sich röten von vergossenem Blut.

Und plötzlich sinkt sie auf ihre Knie, schluchzend, stammelnd bebt es von ihren Lippen: „Jürgen — Jürgen! Ich liebe dich ja — nur dich liebe ich!"

Heller wird der Tag, die Sonne erwacht, steigt höher und höher.

Im Haus wird es lebendig. Die Dienstboten erscheinen und haben Mühe, ihr Erstaunen über das unberührte Lager der jungen Herrin zu verbergen, ihr Erstaunen über ihr Aussehen, das dem einer Schwer-

kranken gleicht, wie sie jede Mühewaltung, jede Frage zurückweist und endlich die Wohnung verläßt. Allein und zu Fuß! Kopfschüttelnd starren ihre Leute ihr nach.

Sie kümmert's nicht. Durch die stillen Straßen eilt sie — hin zu ihm, wie schon einmal in grauer Morgenfrühe! Und wieder, um sich ihres Schicksals Botschaft zu holen — wie damals!

Die Sommersche Villa liegt noch in tiefer Ruhe. Alle Läden sind geschlossen. Almut findet einen Winkel, von wo aus sie halb verborgen das Haus beobachten kann. Die Zeit rückt vor, die Straße wird lebhafter. Sie muß auf und nieder wandern, um nicht aufzufallen. Ein paarmal knirscht das eiserne Parktor in seinen Angeln, dann fährt ihr Kopf herum, schlägt ihr Herz auf. Doch immer umsonst.

Endlich kommen zwei geschlossene Wagen um die Ecke. Sie fahren langsam — ganz langsam. Beide Hände auf die wogende Brust gedrückt, steht Almut und hat ein Gefühl, als komme ein fürchterliches Etwas schleichend des Weges daher, sie aber wurzle am Boden, ohne sich regen zu können. So starrt sie den beiden Wagen entgegen, die im Schritt näher und näher rollen, bis erst der eine von ihnen vor der Villa Sommer hält und dann auch der andere. Rasch wird der Schlag des zuerst haltenden geöffnet, zwei Herren springen heraus, eilen zu dem zweiten und strecken helfend die Arme nach einer Gestalt, die von einem dritten Herrn an den Schultern gestützt, behutsam aus der Droschke herausbefördert wird. Ein Mantel und eine Decke verhüllen den wankenden Körper bis zum Halse hinauf. Keiner von den Männern achtet auf die junge Frau, die jetzt über den Fahrdamm kommt, sich zwischen den Wagen hindurchdrängt.

„Nicht tot — Gott im Himmel sei Dank, nicht tot!"

so hat ihre Seele gejubelt, als Almut den Verwundeten aus dem Wagen heben sah. Doch ihr ganzes Wesen erbebt in Erschütterung, als jetzt ihr Blick in sein schmerzverzerrtes, wachsbleiches Antlitz trifft. Und als habe ihr Blick die Kraft, auf seinem Gesicht das Leben zu wecken, sieht sie ihn an in verzehrender Sehnsucht, in schrankenloser Liebe.

Er öffnet die halbgeschlossenen Augen, schaut suchend um sich, erkennt, wessen Sehnsuchtswille ihn rief, und zwingt sich ein Lächeln um die schmerzzuckenden Lippen.

Dann fällt das Parktor hinter ihm und seinen Begleitern ins Schloß.

Einen Augenblick ist es Almut, als müsse sie nachstürzen, sich Gewißheit schaffen über die Schwere der Verwundung, irgend etwas tun, etwas helfen — doch ihr Fuß weicht wieder zurück. Ihr fehlt der Mut. Wer würde ihr auch jetzt Rede stehen — ihr, der Frau des Gegners.

Das eine wenigstens wußte sie: er lebte! Einer der beiden lebte!

Der andere aber? War er unverletzt? Und es ist, als ob eine Stimme ihr zuruft: „Er ist heil und gesund und freut sich seiner Tat."

Fröstelnd, mit schwindenden Sinnen erreicht sie wieder ihre Wohnung. Sie geht an ihrem eigenen Zimmer vorbei zu dem ihres Mannes. Und dann steht sie auf der Schwelle seines Zimmers. Aus dem Hintergrund des weiten Raumes hebt sich eine Gestalt, taucht ein Gesicht auf, blaß, mit stählernen Augen, mit herabgezogenen Mundwinkeln. Da ist es Almut jählings, als gingen all ihre Empfindungen, Gedanken, Vorstellungen unter in dem Brausen ihres Blutes, das ihr vom Herzen emporschießt. „Er ist heil und gesund und freut sich seiner Tat!"

Er kommt auf sie zu, stutzt über ihr Aussehen und herrscht sie an: „Wo bist du gewesen in dieser Frühe? Rede!“

Sie schweigt. Und die Stimme in ihr sagt abermals ganz laut und deutlich: „Geh doch fort! Was kümmert dich sein Zorn? Er ist dir nicht mehr als ein fremder Mensch. Geh doch — geh doch fort von ihm! In seinen Augen steht ja Mördergrausamkeit. Auch gegen dich — auch gegen dich!“

„Rede, wo du gewesen bist!“ Seine Rechte streckt sich aus gegen sie.

Da weicht sie zur Seite: „Rühr mich nicht an!“

Er drängt sie bis an die Wand zurück und stößt ihr zischend zu: „Hat dich die unverhoffte Wiedersehensfreude um den Verstand gebracht, Schön-Almut? Hast du so zuversichtlich geglaubt, der Herzliebste beförderte mich ins Jenseits — wie?“

„Rühr mich nicht an mit deinen Mörderhänden — nie mehr, sag' ich dir, nie mehr!“

Unwillkürlich tritt er zurück. Was ihr Mund nicht gesprochen, schreien ihre Augen. O, er versteht es, in einem Frauenantlitz zu lesen! Das seine ist aschfahl geworden. Dennoch wirft er die Maske eiskalten Hohnes, die seine Leidenschaft verbirgt, nicht ab. „Soll das heißen,“ fragte er langsam, „daß die Baronin Marolf den Namen ihres Gatten mit Füßen getreten und dem gezüchtigten Liebsten eine Beileidsvisite gemacht hat?“

Fast hoheitsvoll hebt sich ihr schöner blonder Kopf. „Es soll heißen, daß ein halbtot geängstigter Mensch sich Gewißheit über den Ausgang eines frevelhaften Mordangriffs zu verschaffen suchte. Aber die Baronin Marolf tat das nicht, denn die bin ich nicht mehr.“

„Bist du nicht mehr — so! Was bist du denn dann?

Soll ich's dir sagen, du — ehrvergessenes Weib!" Nun hat ihn die höhnende Beherrschung verlassen, und ohne daß Almut sich zu wehren vermöchte, packt er ihre Schultern. „Ihm aber, sobald er wieder auf seinen Füßen steht, ihm will ich meine heutige Stümperei wettmachen — darauf verlaß dich!"

„Ich war nicht bei ihm! Von fern nur hab' ich ihn gesehen!"

„Lügnerin!"

„Ich lüge nicht — und lüge niemals wieder!"

Und als ob ein elementares Kraftgefühl sie plötzlich durchflute, entreißt sie sich seinen Händen, atmet tief, und alles, was unter dem Willen anderer in ihr begraben gelegen, ringt sich allgewaltig empor, sucht seinen Weg über ihre Lippen.

„Frei sein will ich von allem, was Lüge heißt. Ich selber will ich sein, meines Wesens Wahrheit will ich leben. Und daran sollt ihr mich nicht mehr hindern. Ich trotze eurem Zwang — eurem Segen und eurem Fluch! Ich habe alles getan, alles versucht — es schlug zum Unglück aus, wie ich es auch anfing. Erst war's der Vater, dann war's die Mutter, dann die Schwester, und jetzt bist du's — ihr alle seid Gewaltmenschen und lebt nur euch selber — und jeder von euch hat mich auf seine Weise zu seinem Werkzeug machen wollen!"

Drohend flackern seine Augen. „Ein Weib, das Charakter hat, läßt sich nicht zum Werkzeug machen, von niemand — verstanden? Darum handelt es sich auch nicht! Dir spukt der Kerl im Kopf herum, seitdem du weißt, daß Marianne ihm den Laufpaß gegeben. Das ist des Pudels Kern. Der Leidtragende bei der Geschichte bin einzig und allein ich! Aber ich will dich von aller Romantik kurieren. Und den Schlag an den Hals, wie dein seliger Vater, ärgere ich mir nicht, darauf verlaß dich!"

Da klingt Almuts Stimme an sein Ohr, wie er sie noch nie gehört — hart, schwer und dunkel:

„Meinen Vater rührte der Schlag, weil ich mich weigerte, ihm zu schwören, daß ich deine Frau werden wollte. Erst als es zu spät war, schwor ich es dennoch. Seine Hand, die mich dafür segnete, erkaltete auf meinem Haupte. So zwang mich der Tote mit seinem Fluch und seinem Segen. So zwang mich die Mutter mit ihrer Verzweiflung, mit ihren Klagen. Bis ich ihn sah, der nichts von mir wollte. Ihm flog mein Herz zu, in ihm fühlte ich einen Geistesverwandten, und fast hätte ich mich zur Kraft gefunden, hätte den Druck abgeschüttelt, der auf meinem Leben lag. Da zwang mich die Schwester mit Ungeberdigkeit und Heuchelei, die ich für Tiefe und Liebe hielt. Du aber hast auf Vater und Mutter und auf mich deine Hände gehalten, solange ich denken kann. Du hast ihnen Gutes getan, um dir mein Leben dafür zu kaufen, du hast sie schwach gemacht der goldenen Versuchung gegenüber und wußtest, ich zahlte die Zinsen dafür. Du hast gewußt, daß ich für dich erzogen wurde, und hast dir nicht gesagt, daß ich zu mir selbst erwachen und den hassen, anstatt lieben könnte, der mir meiner Entwicklung Grenzen gezogen. Ich habe dich dennoch geheiratet und wäre dir eine gute Frau geworden — heute aber hat meine Stunde geschlagen, ich habe mich zu mir selbst gefunden und habe dich und deine Zwingherrschaft hassen gelernt!“

„Hinaus! Geh zum Teufel meinethalben!“ Das Gesicht verzerrt, flammenden Blicks, den Arm erhoben steht Konstantin v. Marolf und weist zur Tür. Dann lacht er höhnisch auf. „Freilich hat noch kein Gaul so leicht die volle Krippe verlassen!“

Eine Tür öffnet sich. Seines Weibes blonder Kopf verschwindet zwischen der Portiere.

Neunzehntes Kapitel.

Frau v. Buchensee lag stöhnend auf dem Sofa und neben ihr auf dem Tischchen ein Brief mit den großen, charakteristischen Schriftzügen Almuts.

Marianne lief im Zimmer hin und her. Ihr hübsches Puppengesichtchen war rot vor Entrüstung. „Eine Schande ist es, das ihrer Familie anzutun — eine Schande!"

Die Mutter schluchzte und drückte das Taschentuch gegen die Augen.

„Du könntest dich auch etwas mehr beherrschen, Mama!" rief ärgerlich die Tochter. „Was soll denn Karl Theodor denken, wenn er kommt! Etwa, daß wir Stellung für Almut nehmen und uns trauernd die Haare raufen? Ich danke sehr! Ich lasse Schwester Schwester sein und weiß, was ich dem Rang meines Bräutigams schuldig bin!"

Ja, sie hatte sich sehr verwandelt, die hübsche, graziöse, zärtliche Marianne v. Buchensee! Die künftige Reichsgräfin wußte schon heute ihrer Mutter das Abhängigkeitsverhältnis, in welchem sie einstmals zu ihr stehen würde, fühlbar zu machen. Hatte Marianne doch nur zu klug durchschaut, welche Rolle Marolf in ihrem bisherigen Leben gespielt. Sie hatte überhaupt mancherlei durchschaut in diesen Tagen, hielt es aber der Mühe nicht mehr für wert, darüber zu sprechen. Diese Dinge waren abgetan. Was ging sie Jürgen Altringer noch an? Mochte Almut tausendmal die Veranlassung dieses geschmacklosen Zweikampfes zwischen ihm und Marolf gewesen sein, was kümmerte es sie? Ihr Schicksal, das sie von ihm gelöst hatte, war ein glückliches gewesen. Wessen Namen es trug, war ihr heute gleichgültig. Sie hätte auch kein Wort darüber

verloren, wäre Almut zu ihr gekommen und hätte sich ihr anvertraut. Im Gegenteil — sie hätte der Schwester geholfen, jeden Skandal zu vermeiden, hätte nötigenfalls alles, was sie Konstantin über ihren Bruch mit Altringer gesagt, zurückgenommen und in ein anderes Licht gebracht. So etwas macht man schon. Aber statt dessen provozierte Almut einen Eklat! Was sie in törichter Gefühlsüberspanntheit und Gewissenhaftigkeit ihrem Mann wohl für schreckliche Sachen gebeichtet haben mochte, daß der den anderen forderte und so gänzlich das Tischtuch zerschnitt zwischen sich und allem, was Buchensee hieß! Ja gänzlich! Denn wie sehr Konstantin v. Marolf wünschte, seine Rolle als ausgespielt betrachtet zu wissen, das hatte eine heute morgen von ihm eingetroffene Karte, der ein verschlossenes Schreiben beigefügt war, ihnen begreiflich gemacht. Nur ein paar kurze, schroffe Worte, die ersuchten, man möge den beigefügten Brief an Almut gelangen lassen, falls sie ihre Adresse melde. Er selbst begebe sich für einige Zeit ins Ausland.

Die Mutter war seitdem wie niedergeschmettert. Marianne hatte Mühe, auf sie einzuwirken. Sie tat es nicht bittend zärtlich, sondern gereizt und ungeduldig.

„Du solltest dich wirklich endlich zur Selbstbeherrschung zwingen, Mama!“ wiederholte sie. „Wenn wir klug sind und an eine gemeinsame Reise der beiden glauben lassen, wird die Duellaffäre in Vergessenheit geraten, zumal meine Hochzeit bald stattfindet und das Interesse der Leute mehr auf mich als auf Almut lenkt.“

Frau v. Buchensee fand aber nichts, das ihr Trost gegeben hätte, und nur noch schwerer seufzte sie.

Da nahm Marianne den Brief, der auf dem Sofatischchen lag, nochmals zur Hand und las ihn. Er kam

von Almut und war vor einer Stunde etwa eingetroffen, nachdem sie drei Tage lang die Ihrigen in völliger Unklarheit über ihr Schicksal gelassen. Es war nicht viel, was sie schrieb. Marianne verzog die Lippen, während sie es überflog, und murmelte wieder: „Eine Schande ist es — eine Schande!“

Der Brief kam aus der Hauptstadt, gab eine Damenpension als Adresse an und lautete:

„Liebe Mutter! Dir Erklärungen über das, was ich tat, zu geben, erlasse mir. Verzeihe, wenn ich Dich durch meine Handlungsweise in Unruhe versetzte. Konstantin sage, daß ich nicht zu ihm zurückkehre und den Namen einer Baronin Marolf nicht führen werde. Daß ich mein Schicksal fortan in meine eigenen Hände nehme, trennt mich von euch, ich weiß es. Einsamen Herzens muß ich meinen Weg gehen — aber laßt mich ihn gehen! Macht mir den Mut zur Wahrheit nicht schwerer, als er mir ward. Es würde niemand zum Glück gereichen. Laßt mich allein! Ich mache euch keine Schande, das schwöre ich.“ Die Schlußworte überlas Marianne nicht noch einmal, sie waren ihr belanglos.

„Ich möchte bloß wissen, was sie vorhat und wovon sie leben will!“ Damit schob sie das Schreiben auf seinen Platz zurück. Und plötzlich kam es wie hellseherische Offenbarung über sie, daß sie unvermittelt hervorstieß: „Paß auf, Mama, sie geht zur Bühne! Das tut sie uns auch noch an!“

Die Baronin starrte ein paar Sekunden lang verwirrt die Tochter an, dann rang sie die Hände und stammelte: „Nein doch — nein! Peinige mich doch nicht so! Das — nein, das wagt sie nicht!“

„Warum denn nicht? Wer so weit gegangen ist, geht auch noch weiter. Hübsch genug ist sie ja dazu, und eine schöne Stimme hat sie auch.“

Die Mutter hatte sich wieder in die Polster sinken lassen. Ihre Nerven versagten den Dienst.

Marianne fuhr unbeirrt fort: „Wir müssen sie gänzlich fallen lassen, wenn das die Umstände erfordern. Das ist einfach Pflicht dem Grafen gegenüber. Skandal müssen wir unbedingt vermeiden! Man zittert ja jetzt schon gerade genug vor der Leute Mund!"

Ja — der Leute Mund! Der schwieg freilich nicht zu den Begebenheiten, die sich abgespielt hatten. Der Zweikampf zwischen Altringer und Marolf hatte sich nicht so vertuschen lassen, wie beide Parteien das gewünscht hätten. Die schwere Verwundung des Baumeisters, der ins Krankenhaus hatte gebracht werden müssen, sprach sich herum, und niemand wollte der Angabe, als hätte er sich selbst versehentlich verletzt, recht Glauben schenken. Die Ärzte wahrten Diskretion, ebenso die Zeugen, allein Marolfs plötzliche Abreise und nicht zum mindesten Mariannes überraschende Verlobung mit dem Grafen Taufers gaben den Gerüchten reichlichen Stoff. Dazu kam allerlei Dienstbotengeschwätz aus dem Hause Marolf, dessen Herrin nach einer Szene mit ihrem Gatten plötzlich am frühen Morgen fortgegangen und nicht wiedergekommen war. Kein Mensch glaubte an eine gemeinsame Reise der Gatten unter diesen Umständen.

Auch Frau Henriette Sommer war leider sehr in Mitleidenschaft gezogen worden von den jüngsten Ereignissen. So wie das in diesen Tagen gewesen war, solch eine Fülle von Schicksalsneuigkeiten ging über ihre Kraft. Hätte sie doch beinahe der Schlag gerührt vor Schrecken, als Lore am frühen Morgen ihr plötzlich schreiend um den Hals geflogen war mit der Überraschung: „Baumeister Altringer haben sie eben halbtot nach Hause gebracht, dem soll was passiert sein."

„Um Gottes willen — um Gottes willen!“ Stammelnd war die arme Mama Sommer auf einen Stuhl gesunken und hatte lange Zeit gebraucht, bis sie sich notdürftig so weit erholt hatte, daß sie es vermochte, die Treppe hinaufzuwanken, um selber nach ihrem lieben, armen Altringer zu sehen.

Zu sehen bekam sie ihn freilich überhaupt nicht, aber vom Arzt hatte sie Auskunft erhalten. Altringer hatte einen Schuß, der die Lunge gestreift. Die Kugel säße zwischen den Rippen und könne noch nicht entfernt werden. Man würde den Verwundeten zur Operation ins Krankenhaus bringen müssen.

„Zwischen den Rippen!“ murmelte sie ganz fassungslos und hatte ein Gefühl, als seien eben diese Rippen schuld an dem ganzen Unglück. Es war schrecklich — schrecklich! Der arme, liebe Altringer! Erst wurde die Braut ihm untreu, weil sie einen Grafen kriegen konnte — und nun dies Unglück! Ja, auf manche Leute hat's das Schicksal abgesehen! Und damit zog die gute Mama Sommer sich in die Einsamkeit ihrer Gemächer zurück, um erst einmal den Schrecken zu beschlafen.

Die kleine schlaue Lore Wendt aber erkannte bald den Zusammenhang der Dinge. Als ein paar Tage später Mama Sommer wieder einmal vor Schrecken fast der Schlag rührte bei der Nachricht, die junge Baronin Almut v. Marolf habe heimlich ihren Mann verlassen, und der sei dann Knall und Fall ins Ausland gereist, da pfiff die schlaue Lore durch die spitzen Zähnchen.

Mama Sommer aber blieb eine lange, lange Zeit stumm. Und plötzlich kam ein großes, wehmütiges Sehnen über sie — nach Rührung, Tränen, Reinheit und idealen, seelenvollen Menschen. Sie seufzte:

„Wenn er mir nur jetzt so ein recht schönes, trauriges Stück vorblasen könnte, der liebe Holbeck! Das würde mir gut tun auf alle die Häßlichkeiten des Lebens.“

Lore zuckte ein wenig die Achseln und sagte: „Na, wenn die ersten Nachtigallen singen, dann wird er ja wiederkommen.“

Er war nämlich verreist, der musikalische Atelierbewohner. Er hatte um einen längeren Urlaub einkommen müssen, weil irgendwo ein Onkel von ihm aufgetaucht war, der krank zu sein und sich nach einem Anverwandten zu sehnen behauptete. Da war er denn abgedampft nach Hinterpommern.

Lore hatte gerade angefangen gehabt, Mama Sommer eine folgsame Tochter zu sein und den Flötisten mit Freundlichkeit zu behandeln, da hatte das Schicksal jede weitere Prüfung ihr erspart. Eigentlich war das schade. Erstens konnte es keinem Menschen schaden, wenn er sich in Selbstverleugnung übte, und zweitens gab es Zeiten, wo sie sogar eine Prüfung als angenehme Abwechslung in ihrem etwas einförmigen Drohnendasein empfunden hätte.

Jetzt zum Beispiel, wo sie wieder einmal so mutterseelenallein im Garten herumlief, während Mama Sommer im Krankenhaus sich Erkundigungen über Altringer einholte, mit dem es sehr schlecht stehen sollte. Aber an sein Befinden dachte in diesem Augenblick die kleine Lore nicht. Überhaupt, Krankenberichte interessierten sie nur wenig, da hätte sie schon noch lieber Flötenspielen gehört. Warum schließlich denn auch nicht? Bis auf die Nichtwiedererkennungskomödie, die er noch immer spielte, hatte der schwarzgelockte Tonkünstler ja nichts Verdächtiges angestellt in diesem Winter. Vielleicht hatte er überhaupt die schnöde Absicht, an ihr Rache zu üben, gar nicht gehabt,

hatte nur auf schlaue Art in ihre unmittelbare Nähe zu kommen versucht, weil ihm das Vergessen doch nicht so leicht geworden war, und sein Stolz das nicht eingestehen wollte. Recht war's ihm, recht! Und kehrte er zurück, wollte sie ihm ihre Freude über sein listig verstecktes Herzeleid schon zeigen. Ja, das wollte sie!

Anfang Mai würde er vermutlich zurückkehren, hatte er neulich Frau Sommer geschrieben, und auf einmal sang Lore, fast ohne daß sie es wußte, in den lichten Sonnenschein hinein: „Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün!"

„Guten Tag, mein verehrtes Fräulein!" sagte da plötzlich eine Stimme hinter ihr.

Lore stieß einen Schrei aus, als habe ein Räuber sie überfallen. „Hans — Hansel! Bist du's, oder ist's dein Geist?"

„Wir alle beide, er und ich, mein liebes Fräulein."

Der schwarzgelockte Musikus wollte eine seiner feierlichen Verbeugungen machen, aber da trat Lore vor ihn hin, lachend und fuchsteufelswild zugleich: „Höre, Hans — o du — Sie, wissen Sie, wenn einer so lange fort war und unverhofft von der Reise wiederkommt — nimm mir's nicht übel, aber da ist die Komödie fad! Es hört's ja keiner, ich erlaube dir, daß Sie du zu mir sagen für fünf Minuten."

„Das ist etwas anderes," lächelte der Flötist verbindlich. „Einer ausdrücklichen freundlichen Erlaubnis gestatte ich mir mit Vergnügen nachzukommen. Also auf Du und Du! Darf ich dir meinen Arm anbieten? Ich nehme an, du wolltest im Park promenieren."

„Aber — aber du doch nicht! Sag mir bloß erst, wo kommst denn du hergeschneit?"

„Aus Düsternwalde," sagte schwermütig der Musikus. „Direkt ohne Aufenthalt. Koffer und Flöte

sind noch auf dem Bahnhof. Ich bin für Überraschungen."

Das klang nun eigentlich wieder hinterhältig. Lore verhielt sich infolgedessen dem angebotenen Arm gegenüber ablehnend, hatte aber nichts dagegen, als der Flötist an ihrer Seite blieb, während sie die breite Ahornallee entlang schritt.

„Warum sind Sie — bist du denn schon wieder da?" fragte sie ihn etwas schnippisch und zog das Näschen kraus.

„Weil Onkel Gotthold in Düsternwalde vor acht Tagen gestorben ist, und ich die Regelung der künftigen Güterverwaltung über Erwarten schnell erledigen konnte."

Lore war mitten auf dem Weg stehen geblieben. „Ge—storben? Und — Güterverwaltung —?" Sie dehnte das Wort, als könne sie sich nicht satt daran hören. „Ja, hatte denn dein Onkel Güter, Hanschen?"

Hanschen kniff die Lippen ein und meinte wortkarg: „Ja, er hatte Güter."

Lore legte plötzlich in den vorher mißachteten Arm des Schwarzgelockten sanft und leise ihr kleines Pfötchen und hob kindlich engelhaft die Augen. „Hanschen, hatte denn dein lieber, armer toter Onkel Gotthold nur dich als Verwandten? Hatte er sonstkeine Familie mehr?"

„Nein, nur mich."

„Na, wer hat denn da nun alles geerbt — die Güter und so —?"

„Ich," erklang die schlichte Antwort.

Dem schwarzgelockten Flötisten um den Hals hing ein zappelndes Etwas, baumelte mit den Füßen in der Luft und jubelte: „Hier bin ich und hier bleibe ich, und hier bringt mich kein Mensch mehr fort — mich, deine treue Lore!"

— —

Mit unerschütterlicher Ruhe stellte er sie auf den Boden zurück. „Verehrtes Fräulein, die fünf Minuten sind um."

„Fräulein — Fräulein!" äffte sie ihm nach. „Jetzt hat sich's ausgefräuleint! Jetzt kann geheiratet werden! Jetzt, wenn du Geld hast, nehm' ich dich — ja, Hansel, ich schwör's dir: ich lasse alle Wohltäterinnen der Welt um deinetwillen!"

Ungerührt von so viel Liebe blieb der Schwarzgelockte. „Hm," meinte er gemächlich, „schade nur, daß ich gar nicht daran denke, zu heiraten."

„Was?" Jählings blieb sie stehen. „Hast du mir's nicht versprochen — damals, als du mir in der Haustür einen Kuß gestohlen hast? Und nun, da du geerbt hast, willst du nicht, trotzdem du als Gutsbesitzer eine Frau so nötig brauchst wie das Brot auf dem Tisch!"

„Aber so eine wie dich doch nicht, Lore Sommer-Wendt," sagte er gemütlich.

„So eine — wie mich?" fragte sie langsam und stemmte kampfbereit die Rechte in die Seite. „Erkläre mir das näher, bitte! Findest du es vielleicht nicht mehr fein genug für dich, daß ich zur Bühne gehen wollte? Dann hast du wohl deine Flöte ganz und gar vergessen? Glaubst du etwa, du als ehemaliger Flötist gibst plötzlich einen glaubwürdigen Gutsherrn ab? Da kann ich auch noch mit. Ich kann jede Rolle im Leben spielen, die ich spielen will. Ich dächte, das hättest du hier gemerkt."

(Fortsetzung folgt.)





Auf Schmugglerwegen.

Eine Geschichte vom Gardasee.

Von Otto Behrend.

Mit Illustrationen
von Adolf Wald.



(Nachdruck verboten.)

1.

Hoch über dem blauen Becken des Gardasees hatte ich mich in einem armseligen Dörfchen einquartiert, um zu skizzieren und meiner Leidenschaft zu frönen, fern von der großen Welt und den gewöhnlichen Wegen der Touristen die herrliche Bergeinsamkeit zu durchstreifen.

Aus kaum einem Dutzend weißgrauer, nicht eben durch Reinlichkeit sich auszeichnender Häuschen und einer verwetterten Kirche mit spitzem Turm bestand das Dorf. Von wilden Felsschroffen umgeben, lag es wohlgebettet in einer schoßartigen Einsattlung des Gebirges, mit leichter Mühe ließen sich weitschauende Ausblicke auf die Tiefe des Sees gewinnen, den gleich winzigem Spielwerk aus der Schachtel eines Kindes Dampfschiffe und Segelboote durchschnitten, den Verkehr mit den still und friedlich in der warmen Märzsonne liegenden Dörfern vermitteln. Hohe, steile Felshänge, die Gipfel noch mit glänzend weißem Schnee im Frühling bedeckt, umsäumen diese Gegend des Sees, in den sich hier die fischreiche Sarca ergießt. Von den

Eis- und Gletscherbergen Tirols kommt sie weit hinter Arco, dessen groteske Burgreste von seltsam hingepflanztem Bergkegel herüberschauen; geschäftigen Laufes durcheilt sie die sich in Form eines Dreiecks erweiternde sogenannte Campagna, ein reich bebautes Tal, dessen Bewohner sich hauptsächlich vom Wein- und Ölbau und der Zucht der Seidenwürmer ernähren. In seiner Mitte, hart am See, hält der niedrige, scharfe Rücken des Monte Brione mit seinen Befestigungsanlagen die Wacht gegen den italienischen Nachbarstaat.

Wenn die Luft klar und sichtig ist, kann man weit nach Süden über den ganzen See schauen, bis dahin, wo er sich mächtig erweitert und die Ufer flacher werden, wo hinter der langen, schmalen Landzunge der Halbinsel Sermione im fernen Dämmer der Turm von San Martino auf dem Schlachtfelde von Solferino emporragt.

Eine schlichte Weinkneipe war es, wo ich mich einquartiert hatte, eine Art Wirtshaus, aber ziemlich primitiver Art. Im ersten Stockwerk neben den Stuben der Finanzwache, die in diesem einsamen, versteckt liegenden Orte stationiert ist, um den Schmuggel über die nahe Grenze zu verhüten, hatte ich mein Zimmer, schlecht und recht mit dem Notwendigsten ausgestattet. Es war mir auch gelungen, die nötige Reinlichkeit zu erreichen. Der tägliche Speisezettel war mehr als bescheiden, indes wußte ich ihn zu verbessern, indem das öfters nach Riva auf der großartigen Ponalestraße hinabsteigende Eselchen in den geräumigen Körben, die es zu beiden Seiten seines willigen Rückens trug, mir erwünschten Proviant zuführen mußte. Der Wein aber war gut, zum Teil Eigenbau, namentlich der herrliche goldgelbe, wie Öl im Glase seine Spuren zeichnende Muskateller.

Wenn ich nicht im Freien war, saß ich gern in der geräumigen Wirtsstube am Herdfeuer. In der Mitte des niedrigen, breiten Aufbaues aus Steinen züngelten seine Flammen aus flacher Vertiefung zum geschwärzten, dachartigen Rauchfang empor, zu beiden Seiten waren vom Gebrauche schon mancher Generation blankgescheuerte Bänke mit bequemer Lehne angebracht. Die Finanzer fanden sich hier häufig ein, vor allem der Kommandant der Station, ein Steiermärker, eine behäbige, urkräftige Soldatengestalt mit festem schwarzen Schnurrbart und dichtem Bürstenhaar. Etwa vierzig Jahre mochte er zählen. Ein Bein über das andere geschlagen in den schweren hohen Stiefeln, streckte er sich gern, bequem den Arm auf der Lehne, sein Schöppchen Wein neben sich auf der Bank, die lange Virginia lässig im Munde, ein Bild der selbstbewußten Würde des treugedienten k. und k. österreichischen Beamten. Ein Zug von Überlegenheit lag stets auf seinem martialischen Gesichte, das in den Nacken geschobene Käppi erhöhte ihn noch. Doch war er ein liebenswürdiger, umgänglicher Mensch, wenn sich auch seinem Entgegenkommen gern etwas von Herablassung beimischte. Die beiden anderen Finanzer waren jüngere, flotte Leute.

Der Wirt, ein grauköpfiger, verwitterter Bauer, die Falten im lederfarbenen Gesicht wie mit dem Messer eingeschnitten, ein echter Italiener, war viel auf seinen Wiesen und im Weinberge tätig, ging aber auch häufig im Hause mit allerlei Beschäftigung um. Wenn ich mit dem Finanzer am Feuer saß, kam er bisweilen mit seinen leisen, schlürfenden Schritten herein, einen Pack dürrer Stecken tragend, von denen er, so viel ihm gut schien, langsam zerbrach und auf die Glut legte. Den Rest schob er zu dem Haufen längsseit zwischen Tür-

wand und Herd. Wenn dies geschehen war, setzte er sich wohl zu uns, seine hagere Gestalt in der Bankecke zusammendrückend, und sah, die Unterarme auf den Knien, vor sich hin. Er sprach wenig und nur abgerissen. Der Finanzer behandelte ihn mit Überlegenheit, während im Wesen des Alten etwas Unterwürfiges lag.

Doch hätte ich nicht sagen können, daß zwischen ihnen kein gutes Verhältnis bestand. Gelegentlich schlug der Kommandant auch einen scherzenden Ton an; man merkte wohl, daß der Bauer die Art verstand, doch ein Lächeln erschien nie auf seinem steinharten Gesichte.

Mich interessierte selbstverständlich der Schmuggel. Der Finanzer sprach sich offen aus. Den hätte er hier oben gründlich gelegt, im vorigen Herbst habe er den letzten Schmuggler abgefaßt. Freilich, eiserne Faust müsse den Kerlen auf dem Nacken liegen, sonst paschten sie gleich lustig wieder darauf los. „Und zu Wasser geht's auch nicht mehr," fuhr er fort, „die Zollkreuzer haben ihnen das Handwerk verdorben."

Allabendlich sah man ihre Scheinwerfer den See weithin erleuchten.

„Der hat auch manches auf dem Kerbholz, und ganz traue ich ihm noch immer nicht," sagte er einmal, mit seinen schwarzen Augen nach dem Alten hinzwinkernd. Wir bedienten uns meistens der deutschen Sprache, die der Wirt nicht verstand. „Aber," fuhr er fort, sich aufs Knie schlagend, daß sein schwarzer Pudel, der zu seinen Füßen lag, erschreckt den zottigen Kopf hob, „wozu sind wir Finanzer denn da?"

Er goß kraftvoll ein volles Glas hinunter und strich mit energischer Bewegung über seinen Schnauzbart.

Wenn ich mit dem Alten allein war, versuchte ich

auch ihn über das Schmuggeln auszuhorchen, aber er gab mir darauf nie eine Antwort, wie er überhaupt



äußerst wortkarg war. „Das war früher," war das einzige, was ich einmal in einer günstigen Stunde von ihm herausbrachte.

Zum Hauswesen gehörten außer ihm noch sein viel jüngeres Weib, das still ihren Geschäften nachging, uns und die etwa sich einfindenden Gäste bediente, und ein Bursch und zwei Mädchen. Der Bursch war ein Sohn des Alten aus seiner ersten Ehe, die Mädchen dessen Stiefschwestern, etwa zwölf- und vierzehnjährig. Man sah sie wenig, sie waren auch nicht besonders hübsch, sie glitten einem immer sozusagen nur vorbei. Etliche bunte Kätzchen schlichen auf unhörbaren Samtpfötchen umher; sie standen in guter Freundschaft mit dem großen schwarzen Pudel.

Ich weiß nun nicht, wie es kam, aber immer mehr befestigte sich in mir der Glaube, daß der Alte dem Schmugglerhandwerk doch noch nicht so ganz entsagt habe, trotzdem ich in den drei Wochen, die ich schon hier oben weilte, nicht das geringste bemerkt hatte, was meine Vermutung hätte bestätigen können.

Aber nachdem ich den Alten länger beobachtet hatte, schien er mir keineswegs so teilnahmlos, wie er sich gab, und wenn der stramme Kommandant sich gern ihm gegenüber geberdete gleich einem gnädigen, großmächtigen Kater zur sich duckenden Maus, so gewann ich doch die Überzeugung, daß die Maus keineswegs abgeneigt sei, bei passender Gelegenheit dem geprellten Kater ein Schnippchen zu schlagen. Sehnig war der Alte und trotz seiner gewiß mehr als sechzig Jahre noch wohl bei Kräften.

Das sah ich, wenn er auf seiner Wiese arbeitete, den Dung ablud, den ihm im geflochtenen Wagenkorb das Eselchen auf der Schleife zuführte. Mit Leichtigkeit kippte er den schweren, hochgefüllten Korb um, und seine Bewegungen waren fest und sicher. Langsam zwar und stets mit Bedacht, aber doch mit gewandtem, verlässigem Fuße kletterte er auch in den Felsen um-

her, um nach einer Ziege zu suchen, die sich verstiegen hatte. Er tat dies häufig, öfters begegnete ich ihm dabei, wenn ich selbst im Gestein mich umhertrieb. Wilde, zerklüftete Wände überall, wenig mit Gras durchsetzt oder mit den roten Glöckchen des früh blühenden Heidekrautes; vereinzelt wurzelten kümmerliche Eichen, kaum zollstark die noch zäh ihre braunen vorjährigen Blätter festhaltenden Stämmchen. Eigentliche Wege führten nur bis in geringe Höhe, dann begann ein pfadloses Klettern, nur ab und zu traf ich auf eine kaum sichtbare Wegspur, die sich aber nach wenigen hundert Metern schon auf steil abschüssigen Platten oder im Geröll wieder verlor.

Der Alte schmuggelte! Das stand allmählich fest bei mir wie eine Suggestion. Immer mehr brannte ich darauf, ihn darüber ein wenig auszuholen; es war doch die interessanteste Nebenbeschäftigung hier oben in der Weltabgeschlossenheit, sich etwas in die Romantik zu begeben — noch dazu in unserer so nüchternen Zeit. Und Wilderer und Schmuggler sind doch immer noch vom Glanze der Romantik umgeben.

Um dem Alten näherzukommen, begab ich mich häufig aufs Blumensuchen, wenn er auf seinen Wiesen arbeitete. Und wenn er nach seinen Ziegen stieg, traf es sich immer häufiger, daß unsere Pfade sich begegneten.

Er wich mir nicht aus, doch blieb er immer in seiner Wortkargheit, und ich kam nicht weiter. So beschloß ich denn, den Stier bei den Hörnern zu fassen.

Auf einem Felskegel saß ich eines Nachmittags, als er langsam herangestiegen kam, um Ausschau zu halten.

„Signor Antonio," redete ich ihn kurz entschlossen an, als er bei mir stand und, die knochige Hand über die Augen deckend, scharf nach seinen Tieren ausspähte, „Ihr seid der Schlaue, und der Kommandant ist der

Genasführte. Von manchem Stück Seide, das im Lande verkauft wird, weiß er nichts."

Der Alte blieb unbeweglich.

„Einen Verräter braucht Ihr in mir nicht zu fürchten," fuhr ich fort, „Ihr könntet mir sonst ruhig das Messer zwischen die Rippen rennen. Weshalb sollt Ihr hier oben nicht einige Kronen Extraverdienst in den Sack schieben! Der Staat wird dadurch noch nicht zu Grunde gehen, und der Kommandant kein Lot Fett von seinem Leibe verlieren."

Stumm verharrte der Alte, kein Zucken des verwitterten Gesichtes verriet den geringsten Eindruck meiner Worte. Es schien, als suche er nur mit scharfem Auge in der Ferne.

Ich ließ nicht nach. „Wenn ich Euch einmal auf einem solchen Gange begleiten könnte, auf einen roten Schein sollte es mir nicht ankommen."

Ich wartete auf die Wirkung dieses Lockvogels, aber noch eine ganze Weile verstrich, bevor Leben in die Gestalt im groben Wamse kam. Ein Blick richtete sich auf mich, scharf und kalt gleich dem Eisen eines Dolches, wie ich ihn den immer so teilnahmlosen grauen Augen niemals zugetraut hätte.

„Kommt," sprach er, „die Geiß wird hoch gestiegen sein." Die ersten Worte, die ich von ihm vernahm. Und sogleich begann er zu steigen, langsam, Schritt für Schritt. Ich erhob mich und folgte ihm. Wohl eine Stunde stiegen wir in den Felsen umher, der Alte immer voran, ich ihm immer auf den Fersen wie sein Schatten. Ohne Pfad ging es, an Wänden hin, wo zackiges Gestein dem Fuß kaum wenige Zoll zum Einfassen bot, über schwindelnde Platten hinweg, wo oft die grifffesten Nägel nur des einen Schuhrandes einen winzigen Halt fanden.

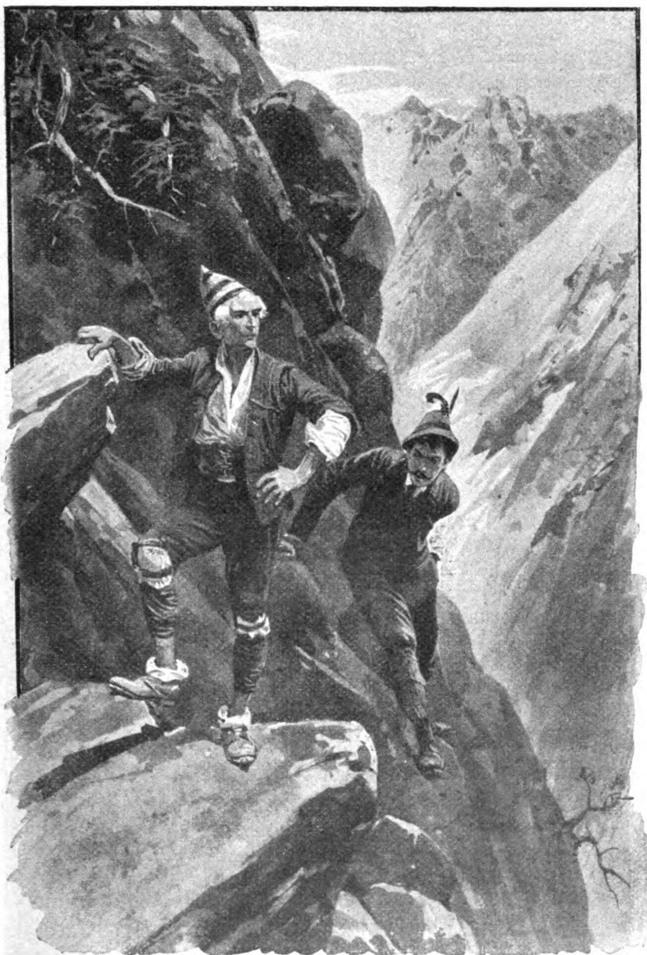
Mir klopfte das Herz vor Aufregung, denn ich dachte nicht anders, als daß ich mich auf dem besten Wege zum Schmuggeln befände, aber den Kopf hielt ich frei, das Auge klar, ein einziger Fehltritt, ein Abrutschen, ein Ausgleiten wäre an mancher Stelle sicherer Tod gewesen. An Schwindel litt ich, Gott sei Dank, nicht, mein Schuhzeug war tadellos, Muskeln und Sehnen geübt, und als sicherer Führer ging mir der Alte voran, der wie auf bequemstem Wege zu wandeln schien. Selten daß er sich einmal der Fäuste zum Halten bediente, während ich öfters zugriff, wo er einem Nachtwandler gleich nur auf den Füßen dahinglitt.

Endlich machte er auf einer kleinen Felsplatte Halt. Weit hielt er Umschau.

„Die Geiß muß einen anderen Weg genommen haben. Aber nur die Geiß braucht es zu wissen,“ sprach er.

Lebhafter ging meine Brust nach der scharfen Anstrengung des Steigens, aber ich dämpfte den Atem wieder unter dem bohrenden Blick des Alten, und ich dämpfte auch den Freudenruf. Ich wußte, ich war in ein Geheimnis eingetreten.

Gleichgültig glitt der Blick des Mannes wieder von mir weg, und er begann abzusteigen. Ich war gespannt, was nun folgen würde. Immer schneller sprang er vor mir her, es galt sicheres Auge und sicheren Fuß. Wohin dieses hastige Abwärtssteigen, das ich seinen alten Knochen nie und nimmermehr zugetraut haben würde, führen sollte, wußte ich nicht, ich hatte völlig die Orientierung verloren und sie wieder zu gewinnen, ward mir nicht für eines Herzschlags Dauer Frist gegeben. Aber im rinnenden Schweiß meiner Stirn, vor meinen glühenden Augen führten Seiden-



ballen und geschwärzte Schmuggler einen gar seltsamen Tanz aus, wenn auch mein Blick sicher jeden Punkt im Gestein erfaßte. Plötzlich fiel mein Führer wieder

in seinen gewohnten langsamen, müden Schritt, eine kurze Weile und zu meiner Enttäuschung erblickte ich unter uns die wohlbekannten Häuser des Dorfes.

Hatte der Alte mich zum Narren gehabt mit seiner halsbrecherischen, zwecklosen Kletterei?

Ohne sich nach mir umzusehen, ging er seinem Hause zu.

Doch wandte er sich in der Tür noch einmal halb mir zu. „Der Herr steigt gut."

Das waren die einzigen Worte, die er noch an mich richtete.

Da ging mir eine Erleuchtung auf. Sollte er meine Sicherheit und Gewandtheit in den Felsen auf eine Probe gestellt haben? Mein Herz begann stolz zu schlagen. Abwarten, dachte ich.

Abends saßen wir wie gewöhnlich am Feuer, der Kommandant und ich in lebhafter Unterhaltung, der Alte in der Ecke neben mir, die Frau bediente uns still. Der Pudel und die Katzen hielten gute Eintracht, sich das Fell wärmend.

2.

Der folgende Morgen war trübe, aber doch trieb ich mich draußen umher. Den Alten fand ich auf einer Wiese, Dung ausbreitend, den sein Sohn ihm zuführte.

„Wie wird's mit dem Wetter, Signor Antonio?"

„Wird wohl so bleiben."

„Auch zur Nacht?"

„Sollt's meinen." Er fuhr ruhig in seiner Arbeit fort.

„Wie wär's da, ein wenig auf den Schmuggel zu gehen?" Ich warf es scherzhaft hin.

Der Alte hob den Kopf nicht, doch wie ich mich

bückte und einen schillernden Käfer aufnahm, der dann emsig über meine Hand krabbelte, bemerkte ich, daß mich ein forschender Blick traf. Sofort begegnete ich ihm. Wir verstanden uns.

„Wenn der Herr heute nach Riva geht und erst morgen zurückkommt —“

„Ich verstehe.“

„Es braucht ja niemand zu wissen, daß der Herr schon um zehn Uhr in der Nacht wieder am ‚alten Hause‘ war.“

„Ich werde dort sein.“

Keinen Augenblick hatte die Arbeit während dieses kurzen Gespräches geruht, das längste übrigens, das ich bisher mit meinem Wirte geführt hatte. Jetzt wandte er sich gänzlich von mir weg.

Aber ich wußte genug. Ich hatte das Vertrauen des Mannes gewonnen und sollte einem Schmugglergange beiwohnen. Auch die Aussicht auf den Zwanzigkronenschein mochte gewirkt haben.

Eine seltsame Bewegung bemächtigte sich meiner. Doch anscheinend gelassen schlenderte ich nach Hause.

Es konnte nicht auffallen, wenn ich nach Riva ging und erst anderen Tages zurückkam. Ich hatte das schon mehrfach bei trübem Wetter getan.

Niemand wird es mir verdenken können, daß ich schon eine gute halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit am „alten Hause“ war, einer halbzerfallenen Hütte etwa zwanzig Minuten oberhalb des Dorfes auf einer größeren Abplattung in den Felsen. Alles Holzwerk war entfernt als anderswo verwendbares Material, die hohlen Mauern mochten sehen, wie lange sie dem Zahne der Zeit trotzen könnten. Man findet häufig solche Häuserruinen im Süden, wo Bruchsteine keinen Wert besitzen.

Wie ein Indianer hatte ich mich vom Ponalefall an hinaufgeschlichen, Auge und Ohr aufs äußerste anspannend, um jedem mir etwa Begegnenden auszuweichen.

Doch um solche Stunde ging für gewöhnlich niemand mehr auf dem Saumsteige, indes sicher wissen konnte man's nicht. Ich wollte mir jedenfalls das Abenteuer, dem ich mit so großer Spannung entgegenging, nicht durch eine Unvorsichtigkeit verderben.

Die Nacht war warm und dunkel, ein zum größten Teil bedeckter Himmel; doch der Pfad war ohne besondere Schwierigkeit einzuhalten, und als ich dann den letzten Anstieg weglos zu der am Horizont sich unsicher abhebenden Hütte machte, fand ich mich gut durch Fels und Gestrüpp.

Alles, was ich an Indianer- und Schmugglergeschichten in meiner Kindheit gelesen hatte, kehrte mir in mehr oder weniger dunkler Erinnerung zurück; befand ich mich jetzt doch selbst auf dem „Kriegspfade". Verwegen mußte ich sein wie ein Jaguar, behende gleich der Antilope, schlau wie das Opossum.

Ich begab mich, an dies letzte Tier denkend, nicht in die Hausruine, sondern legte mich einige Schritte entfernt bei einigen jungen Eichen nieder. Auch ein Luchs hätte mich dort nicht entdecken können.

Endlos schien mir das Warten — kein Laut ringsum. Wo tief unten der See lag, von hier aus bei Tage sichtbar, bisweilen ein heller Lichtschimmer — die Zollkreuzer waren mit ihren Scheinwerfern auf der Wacht. Es belustigte mich wie das klopfenden Herzens daliegende Bleichgesicht, das aus sicherem Versteck die blutgierigen Rothäute einen hinter dem anderen auf schweigendem Kriegspfade vorüberziehen sieht. Wartet nur, ihr Grenzer, ich helfe euch heute ein Schnippchen schlagen!

Endlich vernahm mein gespannt lauschendes Ohr ein Geräusch. Ohne Zweifel Tritte im Gestein. Ich duckte mich zusammen, so sehr ich es nur vermochte. Wenn es vielleicht einer der Finanzer war, die nicht selten Nachts draußen streiften, aber eigentlich nie in dieser Richtung, wie ich aus ihren Gesprächen wußte, sondern nach der Grenze hinüber! Wenn's vielleicht gar der überlegene Kommandant war, den der Alte, der sich mit mir nur einen Spaß machen wollte, geschickt hatte, um den gefährlichen „Schmuggler“ aufzuheben! Der Hohn alsdann! Ich zitterte förmlich. Und währenddessen war der Alte vielleicht sonstwohin zum Loche hinaus, hatte uns beide, den Kommandanten und den Romanhelden, genasführt, indes er selbst sein Schäfchen ins Trockene brachte.

Doch nein, ich hatte ihm unrecht getan, denn endlich erkannte ich es deutlich, daß er es war, der da heranstieg. Ich rief ihn leise an, denn ganz unreglementsmäßig nach Cooper hatte er keinen Schrei der Nachteule oder dergleichen ausgestoßen. Er gab auch keinen Laut von sich, als ich mich erhob.

Und auch sonst noch war ich enttäuscht — ich hatte erwartet, wenigstens drei, vier Männer mit geschwärzten Gesichtern oder gar vermummt und mit schweren Ballen beladen kommen zu sehen, und nun war es der biedere Antonio ganz allein, nicht anders gekleidet wie immer, das Gesicht ohne Maske, ohne Ruß.

„Da erkennt Euch doch jeder gleich!“ fügte ich einer betreffenden Bemerkung an.

„Wenn sie mich fassen, wissen sie so wie so, daß ich's bin,“ entgegnete er.

Dieser lange Satz zeigte mir, daß der Alte aufgeräumt und gesprächig war. So stellte ich schnell noch einige Fragen.

„Wo habt Ihr denn die Sachen?“

„Drüben — wir holen nur.“

„Und tragt Ihr selbst nichts hinüber?“

„Heute nicht — der Herr wird schon tragen müssen, er hat ja gute Schultern. Dafür habe ich meinen Sohn zu Hause gelassen.“

Alle Wetter — ich hatte eigentlich nur so mitziehen wollen, und nun sollte ich sogar praktisch verwendet werden! Einige Sekunden lang wollte mir diese wie etwas ganz Selbstverständliches ausgesprochene Kommandierung recht unpassend erscheinen, aber dann fand ich doch Gefallen daran, wirklich und wahrhaftig dabei sein zu können.

„Gut, Ihr sollt mit mir zufrieden sein! — Kommen noch mehr?“

„Wir gehen allein, Herr.“

„Wie schade!“ Es wäre so recht nach meinem Sinne gewesen, wenn hinter jeder Felsenecke hervor noch eine Nachtgestalt geheimnisvoll zu uns gestoßen wäre, und sich endlich ein langer Zug wie eine Schlange lautlos dahinbewegt hätte. So aber gingen wir zwei allein, der Alte voran, ich getreulich hinterher, wie am Nachmittage zuvor. Nur war die Sache wegen der Dunkelheit noch etwas schwieriger. Doch das Auge gewöhnte sich schnell, und man sah wohl, wohin man trat.

Schweigend verfolgten wir unseren Weg. Der Mond war aufgegangen. Es war daher etwas heller geworden.

Einmal blieb der Alte stehen und wies in die Tiefe, wo man den Zollkreuzer dahingleiten sah, den mächtigen Strahlenkegel seines Scheinwerfers vor sich herschiebend und ihn bald hierhin, bald dorthin wendend.*)

---

*) Siehe das Titelbild.

Er spie verächtlich aus.

„Wird auf dem See noch geschmuggelt?“ fragte ich, als ich neben ihm stand.

„Kaum. Es lohnt nicht mehr, seit die Schnaufer da kreuzen, auch nicht bei Sturm und Regen.“ Ein Fluch folgte.

„Schießen sie, wenn sie ein verdächtiges Boot aufspüren?“

„Sie geben Blaufeuer, und wenn das Boot nicht hält, blenden sie mit dem Drehfeuer, bis die Männer nicht mehr aus und ein wissen.“

Wieder ein böser Fluch. Er stieg weiter, jetzt höher hinauf. „Hier läuft die Grenze.“

Wohl eine halbe Stunde wanderten wir wieder dahin, der Alte mit der Sicherheit eines Mannes, dem diese Felsen von Jugend auf vertraut sind, ich ihm dicht auf den Fersen. Es war eine halsbrecherische Kletterei, oft mußten die Hände den Füßen zu Hilfe kommen, der Schweiß rann mir glühend über den Leib und bisweilen wünschte ich wirklich, mich lieber nicht auf diesen Handel eingelassen zu haben. Weitere Gedanken kamen mir nicht, mit angestrengtester Aufmerksamkeit mußte ich darauf achten, auf den Spuren meines Führers zu bleiben.

Endlich ging sich's besser, und bald ließ mich der Alte unter einem überhängenden Block Halt machen.

„Wartet hier!“ sagte er, und wie eine Katze verschwand er.

Noch einige Minuten hörte ich seine vorsichtigen Schritte, dann war tiefe Stille um mich.

Wie lange ich da gewartet habe, weiß ich nicht, ich mußte mich sammeln von der Anstrengung. Dann begann mich zu frieren. Zum Glück hatte ich meine Kognakflasche bei mir. Ich goß einen langen Schluck

hinunter. Warm durchrieselte es mich, und mein etwas abgeflauter Mut belebte sich wieder. Jetzt sollte jedoch erst die Hauptsache beginnen.

Und wirklich ward es nun etwas romantischer. Ich vernahm plötzlich Geräusch, und fast im gleichen Augenblick sah ich eine Gestalt aus dem Dunkel auftauchen. Wenn's ein Grenzer war! — Doch was tat es, was sollte er mir anhaben, dem einsamen Nachtwanderer, der nichts als einen Rest Kognak und einige Zigarren bei sich hatte, die er ihrer geringen Zahl halber doch nicht zu verzollen brauchte?

Aber der Alte war es, und wahrhaftig, da folgten ihm zwei dunkle Nachtgestalten, jede einen umfangreichen Ballen auf dem Rücken tragend.

Wir standen uns gegenüber, ein kurzes Nicken als einzige Begrüßung. Dann hatte ich, ehe ich mir's versah, meinen Pack auf dem Rücken, wohl fünfzig Pfund an Gewicht. Ich rückte ihn zurecht. Der Alte flüsterte mit der einen der beiden langen Gestalten. Sie sahen zum Himmel.

Dann tauchten die Italiener nach einigen halblauten Worten in die Nacht zurück.

„Kommt," sprach der Alte, und wir begannen den Rückweg.

Ich gewöhnte mich schnell an die Last.

Bisweilen blieb mein Führer stehen und lauschte.

„Meint Ihr, daß die Finanzer auf den Beinen sind?"

„Ich meine — drüben waren sie auch lebendig. Die beiden haben sie gesehen. Die Hunde jagen seit kurzem zusammen."

„Da müssen wir vorsichtig sein." Ich machte mich wichtig, jetzt wurde es doch aufregend.

„Ja, ja — das schöne Geld, und hinter den eisernen

Stangen ist schlechtes Leben. Wenigstens können sie heute den Jungen nicht fassen."

Ich verschluckte einen Fluch. Der Alte war doch sehr schlau gewesen, ich ging für seinen Sohn und zahlte noch zwanzig Kronen drauf, und wenn sie uns jetzt faßten, kam ich mit hinter die „Stangen", wie er es genannt hatte. Erst in diesem Augenblicke ging mir ein rechtes Licht darüber auf, auf welches Unternehmen ich mich eingelassen hatte, was ich wagte. Hol's der Kuckuck!

Doch ich redete mich im Weitergehen wieder zur Ruhe, soweit der mühsame und gefährliche Weg mir überhaupt Muße zu Gedanken ließ. Immer höher hinauf stiegen wir in die Felsen, zugleich die Richtung nach Norden beibehaltend. Ein leichter, aber scharfer Wind zog uns entgegen.

Plötzlich traten wir aus dem Schatten heraus in den Mondschein.

„Nieder, Herr!" zischte der Alte.

Wir warfen uns ins Gestein, auf allen vieren blieb mein Führer im Vorwärtskriechen. Endlich hielt er im Schatten eines mächtigen Blockes inne. Man konnte jetzt tief durch die fahlen Felsen abwärts schauen, nicht mehr weit über uns lagen die wild zerklüfteten Schroffen des Bergkammes. Ich blickte auch zurück, die Sichel des Mondes schwamm goldig klar am nächtigen Himmel. Es blieb uns wohl nichts anderes übrig, als geduldig auf dem harten, kalten Lager auszuharren, bis sie hinter den Felsen verschwunden war.

Der Alte spähte eifrig bergab.

„Dort," flüsterte er, und nun bemerkte auch ich einige hundert Meter unter uns mehrere dunkle Gestalten, die sich langsam vorwärts bewegten. „Die Grenzer!" Der Schmuggler raunte es. Ihr Weg

schien unter uns vorüberzuführen der Grenze zu. Trotz der Aufregung, die sich meiner bemächtigt hatte, zog sich doch ein höhnisches Lächeln um meinen Mund zusammen. Die Richtung, die sie nahmen, mußte sie in sicherer Entfernung an uns vorüberführen. So schlugen wir dem erhabenen Kommandanten doch ein Schnippchen.

Doch plötzlich stockte mein Herzschlag. Ich bemerkte deutlich, wie der Voranschreitende die Hand von der über der Schulter hängenden Büchse nahm und aufwärts wies — gerade auf uns zu.

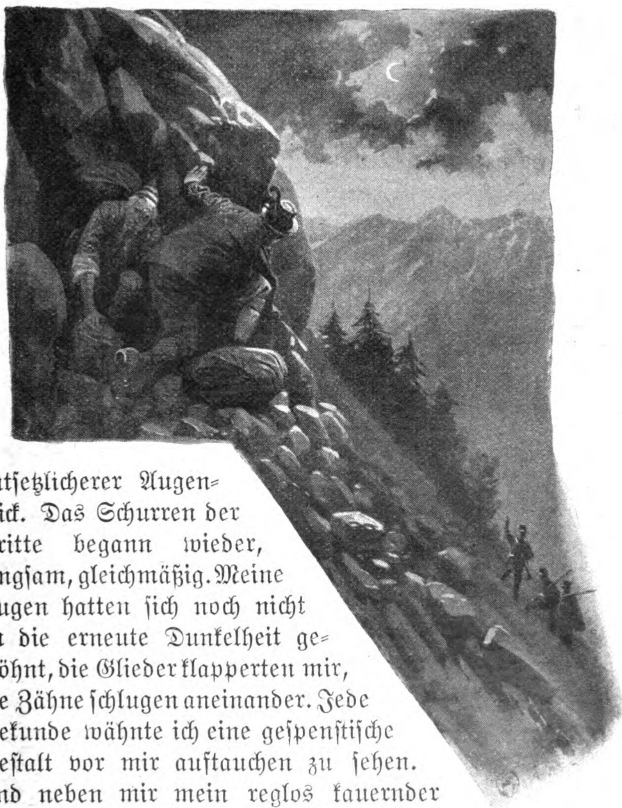
Heiliger Himmel — einige Lot Blei zwischen den Rippen — eine Flucht auf Leben und Tod — günstigsten Falles einige Monate hinter Schloß und Riegel! Verschiedenartige Aussichten, aber keine sehr verlockend. Weshalb hatte ich mich auch auf dieses Unternehmen eingelassen! Jetzt bereute ich es bitter.

Eine Hoffnung bestand noch, daß sie uns nämlich erst in unmittelbarer Nähe entdecken konnten; denn wir drückten uns jetzt tief in den Schatten des Blockes. Zum Glück hatte der Finanzer seinen Hund nicht dabei, der müßte unfehlbar Witterung bekommen haben. An ihn hatte ich noch gar nicht gedacht, aber nun fiel mir ein, daß er schon einige Tage gelahmt hatte — wund gelaufen im scharfen Geröll. Der Alte mochte diesen Umstand in Berechnung gezogen haben.

Fast geradeswegs gegen uns stiegen die drei Männer des Gesetzes an. Immer wilder pochte mein Herz, immer toller trieb es mir das Blut durch die Schläfen. Vielleicht noch fünfzig Meter — eine Entdeckung schien unausbleiblich. Da mit einem Male breitete sich Schatten ringsum, immer weiter, die Sichel des Mondes versank hinter den Wolken.

Zugleich endete unter uns das Geräusch der Stei-

genden. Mein Herzschlag stockte. Tiefe Stille und Nacht — einige furchtbare Minuten — dann ein noch



entsetzlicherer Augenblick. Das Schurren der Tritte begann wieder, langsam, gleichmäßig. Meine Augen hatten sich noch nicht an die erneute Dunkelheit gewöhnt, die Glieder klapperten mir, die Zähne schlugen aneinander. Jede Sekunde wähnte ich eine gespenstische Gestalt vor mir auftauchen zu sehen. Und neben mir mein reglos kauernder Alter, wie ein Panther zum Sprunge zusammengeduckt, das feste, kurze Messer in der Faust — das Herz wollte mir zerspringen. Nur mit Mühe unterdrückte ich ein Achzen. Die Minuten schienen mir eine Ewigkeit. Kaum konnte ich es mehr ertragen.

Da wendete sich der Alte leise, ganz leise und bog den Oberkörper unter dem schwer auf ihm lastenden Ballen zurück. Obgleich ich seine Züge nicht erkennen konnte, wähnte ich doch eine dämonisch verzerrte Fratze vor mir zu sehen. Was sie bedeutete, ich wußte es nicht, alles wirbelte mir im Kopf.

„Dummköpfe!“ flüsterte der Alte.

Die rauhe menschliche Stimme wirkte wie eine Erlösung, ich hörte wieder, hörte, wie sich die Tritte im Gestein entfernten, vermochte wieder zu sehen. Dahin zogen sie, immer weiter von uns weg, die nächtigen Gestalten.

Ich brach in mich zusammen, meine heiße Wange suchte Kühlung am harten, kalten Fels, die krampfhafte Spannung der Muskeln löste sich.

Die Gefahr war vorüber — wie leichtes, laues Lächeln umfächelte mich der Morgenhauch.

Noch eine halbe Stunde lagen wir. Dann hieß es: auf! Schnell ging es nun dahin. Zuerst vermochte ich kaum einen Fuß zu rühren, aber nach einigen Schritten mühsamen Schleppens fühlte ich es plötzlich wie federnden Stahl in den Muskeln. Nur den Ballen los sein, den verwünschten Schmugglerpacken!

In einer kleinen Höhlung bargen wir endlich unsere Last, sie mit Steinen bedeckend. „Morgen nacht holt sie ein anderer,“ sagte der Alte, sich vergnügt die Hände reibend, „unsere Arbeit ist getan.“

Mit Eile ging es nun bergab.

„Weiß der Kommandant, daß Ihr draußen wart?“ fragte ich, als wir uns dem Dorfe näherten, und ich auf dem Weg zum Ponalefall stand, auf dem ich noch nach Riva zurückkehren mußte, um erst in der Tageshelle als harmloser Wanderer heimzukehren.

„Kein Schatten von Ahnung — mein Weib ist schlau.“

Ich gab dem Alten seinen roten Schein, den er grinsend einsteckte, dann schieden wir mit einem Händedruck.

3.

Nachmittags — ich hatte lange gezögert — kehrte ich, immer noch mit recht beklommenem Herzen, in mein Bergdorf zurück. Alles war im gewohnten Geleise.

Der Kommandant lehnte wie immer überlegen am Feuer, das Käppi im Genick, die lange Virginia im Munde, den Roten im Glas neben sich auf der Bank. Der Pudel saß friedlich zwischen den Katzen. Mein Alter saß in seiner Ecke. Die Frau ging still schaffend ab und zu.

Ich beobachtete alles aus dem Dunkel des Hausflurs eine Weile, dann trat ich mit einem freien „Buon giorno!“ ein. Der Kommandant legte zum Gruß leicht zwei Finger ans Käppi, mein alter Schmuggler in der Ecke warf mir aus seinen grauen Augen einen kurzen Blick zu und sah dann wieder gleichgültig vor sich hin. Ich setzte mich auf die Bank neben ihn und rief der Frau zu, mir ein Viertel Roten zu bringen.

„Glücklich aus Riva zurück?“ begann der Kommandant.

„Ja.“

Es war eine so natürliche Frage, und doch berührte sie mich unbehaglich — das schlechte Gewissen.

Aber der Mann mir gegenüber war gänzlich unbefangen. Er spreizte weit die Beine auseinander, beugte sich vor, die Unterarme auf die Knie legend, nahm einen dürren Stecken, der ihm gerade zur Hand war, und stocherte damit in der Glut.

„War nicht gestern Tirolerkonzert in Riva?“ fragte er dann.

Das verwirrte mich, ich hatte ja keine Ahnung. Aber nur ruhig Blut, sagte ich zu mir, es ist ja nur eine Gelegenheitsfrage, und so log ich tapfer, das heißt es konnte ja auch Wahrheit sein: „Gewiß," und setzte gleich noch im Eifer hinzu, „im Café Central — es war bis auf den letzten Platz gefüllt." Ich kam sehr schnell in Übung.

„Freilich. Ihr habt's halt gut, ihr Weltbummler," sprach der Finanzer und sah angelegentlich in die Glut, „gemütlich im warmen Café, laßt euch von hübschen Mädels vorsingen und unsereins muß mittlerweile in den Felsen bei Nacht und Nebel hinter den verdammten Schmugglern herumsteigen." Er richtete sich auf, schlug ein Bein übers andere und legte den Arm über die Lehne, mir nun grade ins Gesicht sehend. „Sie hätten gestern mitkommen sollen, wenn Sie überhaupt Interesse für so was hätten. Mir war nämlich die Nachricht zugegangen, daß was geplant sei. — Der Lump dort sollte auch dahinter stecken" — er winkte mit den Augen nach dem Alten hin, der von unserer deutschen Unterhaltung nichts verstand — „wir haben aber nur die italienischen Grenzer getroffen. Die Kerle sind uns durch die Lappen. Zum Henker, daß ich auch den Hund nicht mitnehmen konnte" — er warf seine ausgebrannte Virginia nach dem Kopf des Tieres, das nur schläfrig die Augen aufschlug und die Lage der Schnauze veränderte — „das Vieh lahmt, unser Gauner da weiß es ganz genau, und er ist sicher draußen gewesen, hat Seide geholt, das weiß ich. In seinem Bett ist er nicht gewesen. Aber ich hab' ihn schon so gut wie fest, lass' ihn nur noch einstweilen, damit er mir seinen Genossen verrät. Die Bande ist ja so dumm — das steckt heute abend sicher wieder zusammen. Da werd' ich schon erfahren, wer der zweite war. Sein

Sohn, der Luigi, das Langbein, war's diesmal nicht, der hat das Haus nicht verlassen."

Mir lief es abwechselnd heiß und kalt über den Rücken. Es war ja nicht zweifelhaft mehr, der Kommandant wußte, daß in der letzten Nacht geschmuggelt worden war, er wußte auch, daß der Alte außer Hause gewesen; den hatte er schon in den Klauen, aber der Mitschuldige fehlte ihm noch. Und ich hatte mich so vertrauensselig in die Höhle des Löwen begeben! Hatte er schon auf mich Verdacht? Es war mir, als sehe er mich so eigen an. Heiliger Himmel, welche Torheit hatte ich begangen!

Krampfhaft mühte ich mich, unbefangen zu bleiben — und ja, es war doch nur der gewohnte überlegen-spöttische Blick des Mannes. Wie konnte ich mich nur so ins Bockshorn jagen lassen!

Ich griff nach meinem Glase und trank; aber es ward in der noch nicht überwundenen Erregung nur ein kurzer Schluck, der mir ein Kratzen im Hals verursachte.

Ich hustete, dann sprach ich: „Ich glaube, Kommandant, Ihr tut dem Mann unrecht. Er ist viel zu alt und zu steif, um noch solch gefährliche Wege unternehmen zu können."

Ich meinte wunder wie klug geredet zu haben. Aber sofort wurde ich gewahr, daß ich die größte Dummheit begangen hatte.

Der Blick meines Gegenübers ward seltsam scharf und durchdringend. „Sie nehmen den Kerl auch noch in Schutz? Aus welchem Grunde denn? — Ist er Ihnen so ans Herz gewachsen?"

„O — Gott bewahre!" Es kam stotternd und unendlich verlegen heraus, trotzdem ich mich mit aller Energie zu beherrschen suchte. „Er ist mir so gleichgültig wie nur einer. Ich meinte nur —"

„Daß er zu alt und steif für die Felsen ist? Und doch ist er erst vorgestern mit Ihnen darin herumgesprungen wie ein Wiesel! Vielleicht nur, um zu beweisen, daß er's mit seinen sechzig noch ebensogut kann wie Sie mit dreißig?“

Eiskalter Schweiß trat mir in dicken Tropfen auf die Stirn. Ich war verraten, kein Zweifel mehr.

„Ist Ihnen nicht wohl? — Sie sind ja plötzlich ganz blaß geworden.“ Mein Henker neigte sich, mit herzlich wohlmeinender Stimme dieses sagend, vor.

„Ich — ich —“ Der Verbrecher leugnet ja noch und wenn sie ihm das corpus delicti schon unter die Nase reiben, und ich brachte es sogar zu einem Lächeln. „Ich habe Kater — gestern noch lange mit den Tirolerinnen — Sie wissen ja — gekneipt. Und die dumpfe Luft hier —“

Da sprang der Kommandant auf, laut heulend fuhr der Pudel in die Höhe, den er auf den Schwanz getreten hatte, erschreckt flüchteten die Kätzchen. „Herr,“ rief der Mann des Gesetzes, „Sie machen mir nichts mehr vor! Sie sind mein Arrestant — und der da desgleichen!“ Er wies auf meinen Alten in der Ecke, den dies alles aber gar nicht zu rühren schien. „Außerdem war gestern gar kein Tirolerkonzert,“ sagte der Finanzer nun noch ganz gelassen.

Im ersten Augenblick war ich wie niedergeschmettert, trotzdem ich ja seit mindestens fünf Minuten den Schlag hatte kommen sehen. Doch dann faßte ich mich und erhob mich nicht ohne Würde. „Wenn Sie denn alles wissen,“ sprach ich, „nun gut, tun Sie Ihre Pflicht. Es war eine Dummheit von mir, ein alberner Zug nach Romantik. So schlimm hatte ich es mir ja auch nicht gerade gedacht —“

Ich schwieg unter dem strengen Auge des Kom-

mandanten, das einen immer spöttischeren, höhnischeren Ausdruck annahm.

„Kommen Sie!“ sprach er.

Ich trat gehorsam vom Herdfeuer weg.

Da neigte er sich zu mir und flüsterte: „Ich könnte vielleicht nicht unerbittlich sein —“

Ein Hoffnungsblitz — das war deutlich.



Im Nu war ich wieder ich selbst. „Was wünschen Sie?“ fragte ich. Jetzt hatte ich wieder Oberwasser.

„Zwei Flaschen Muskateller,“ sprach er da.

„Wa—as?“ Mir blieb der Mund offen stehen. Mindestens hundert Kronen hatte ich als Kaufpreis erwartet, und nun war er mit zwei Flaschen Mus-

kateller zufrieden. Mit unsäglich dummem Gesicht mag ich dagestanden haben, als der Kommandant in ein lautschallendes Gelächter ausbrach. Ich sah ihn an — ich begann zu ahnen — ich richtete meinen Blick auf den Alten. Zum ersten Male, seit ich ihn kannte, bemerkte ich einen Zug in seinem Gesicht, den man als ein Lächeln auslegen konnte.

„Na, setzen wir uns wieder," sagte nun der Kommandant und schlug mich, noch immer lachend, auf die Schulter. „Sie sind Ihrer Gefangenschaft und zweier Muskateller ledig. — Zwei Muskateller," rief er auf Italienisch, „drei Gläser!" und fuhr nun auf Italienisch fort: „Sie ahnen wohl schon, daß unser alter Freund dort Sie zum besten gehabt hat."

Dies, so gerade herausgesprochen, frappierte mich doch, und ich sagte nicht eben freundlich: „Wie konntet Ihr Euch so was erdreisten, Signor Antonio?"

„Die zwanzig Kronen, Herr — ich bin ein armer Mann."

Ach so — nun ja — das machte die Sache verständlich, ich selbst trug die Hauptschuld.

„Ja, sehen Sie," sagte der Kommandant, die Gläser vollschenkend, „unser gemeinsamer Freund dort hat mich gleich ins Vertrauen gezogen, und Sie haben einen zollfreien Feldstein, sorgsam eingewickelt, unter ‚tausend Gefahren' über die Grenze geschmuggelt." Wieder lachte er.

Ich lachte, indes noch immer etwas gezwungen, mit. „Aber Herr Kommandant," sprach ich, „das ist ja alles recht gut, doch daß Sie sich um die Nachtruhe bringen, nur um einen Scherz zu vervollständigen —"

„Nur sachte," unterbrach er mich, nun wieder deutsch, „ich traute dem Kerl nicht; während er hoch oben mit Ihnen einen Feldstein trug — er selbst wird

sich wohl leichter haben aufladen lassen — konnte weiter unten leicht etwas durchschlüpfen. Deshalb war ich auf der Hut. Diesmal war's nichts, aber — ich traue dem Kerl nicht. Sie hat er angeführt, mit mir soll's ihm nicht so leicht gelingen. — Na, zum Wohlsein!"

„Zum Wohlsein!"

Auch der alte Gauner bekam sein Glas und stieß kräftig mit uns an.

Ich aber habe in jener Nacht zum ersten und zum letzten Male geschmuggelt. Doch fester als je bin ich überzeugt, mein alter Antonio ist ein abgefeimter Schmuggler und führt ab und zu den großmächtigen Kommandanten ebenso an der Nase herum wie mich. Ich werde ihm aber nicht wieder dabei helfen, und wenn er mir vierzig Kronen bietet.





Moderner Schmuck.

Eine Modeplauderei von Blanche Hartmann.

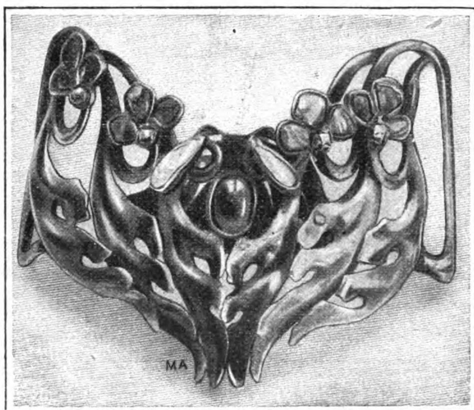
Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Zu jeder Zeit hat der Geschmack, der in der Kostümwelt eine neue Mode schuf, auch die Juwelierkunst genötigt, ihm Zugeständnisse zu machen, und wenn wir ein Trachtenwerk studieren, das uns die Kostüme irgend einer Kunstepoche veranschaulicht, so werden wir auf den Bildern überall auch Schmuckstücke bemerken, deren Formen im Stil jener Epoche gehalten sind.

In unserer Zeit, die auf dem Gebiet des Bekleidungswesens mit jeder Saison neue Moden entstehen und vergehen sieht, während früher ganze Zeitalter selbst auf diesem Gebiet an einem bestimmten Stil festhielten, ist auch in Bezug auf den Schmuck, den man zu den Kleidern anlegt, ein beständiger Wechsel der Mode im Gange. Nur wechselt man eben doch nicht kostbare Schmuckstücke oder solche von Pietätswert wie Kleider und Hüte.

Das Schleifen und Fassen von Edelsteinen zum Geschmeide, die dekorative Kunst des Goldschmieds galt schon im Mittelalter als eine der Malerei und Plastik ebenbürtige Kunst. Die Kunst aber geht darauf aus,

Werke von dauerndem Wert zu schaffen. Der echte Künstler will für die Ewigkeit arbeiten, und wer sich ein Kunstgebilde aus Gold und Edelsteinen anschafft, rechnet mit dem bleibenden, ja wachsenden Wert desselben. Selbst ganz schlichten Schmuckstücken, wie den Ringen, durch deren Austausch ein junges Paar den Schwur der Treue besiegelt, verleiht ihre Be-



Gürtelschnalle.

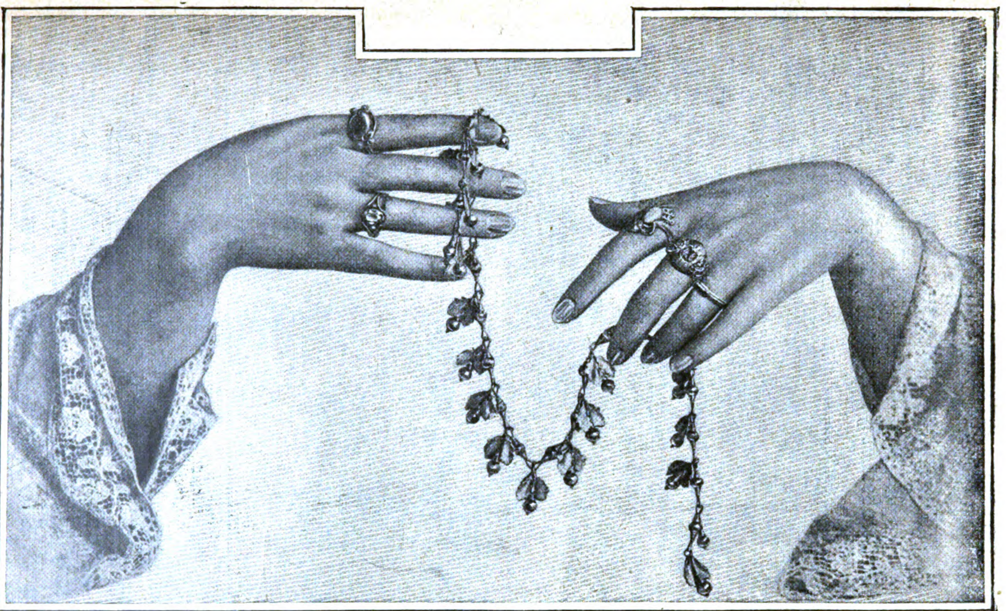
deutung einen dauernden Wert. Man denke weiter an die Kronjuwelen fürstlicher Häuser, wie an die Unveraltbarkeit jedes Familienschmuckes, wie er sich auch in der bürgerlichen Welt von Geschlecht zu Geschlecht vererbt!

Aus diesen Gründen, die wieder in der Beständigkeit des edlen Materials begründet sind, hat die Juwelierkunst stets die doppelte Aufgabe, ihre neuen Erzeugnisse einesteils dem herrschenden Modegeschmack anzupassen und anderenteils dabei doch ihrer Bestimmung zu genügen, auch in späteren Zeiten noch als

schön und geschmackvoll zu gelten. Leider gelingt es den Juwelieren aber nicht immer, dieser doppelten Aufgabe zu entsprechen, ja oft sind die neuaufkommenden Kleidermoden so geschmacklos, daß die ihnen Rechnung tragende Juwelierkunst sehr stark in Widerspruch mit ihrer höheren Aufgabe gerät. Zudem sind die wirtschaftlichen Mächte, die jede Industrie nötigen, sich des Reizmittels der „Neuheit“ zur Steigerung der Kauflust zu bedienen, in den letzten Jahrzehnten auf allen Gebieten der bildenden Kunst, auch der Malerei und Bildhauerei, derart zur Geltung gelangt, daß hier überall der Kultus einer jeweils „neuen Richtung“, die aber immer wieder durch eine „neueste“ abgelöst wird, die Freiheit des künstlerischen Gestaltens verhängnisvoll beeinträchtigt hat.

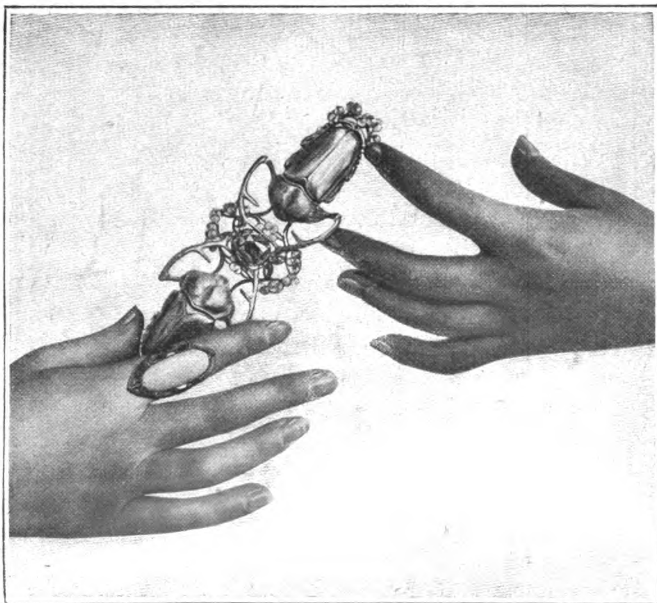
So hatte erst vor wenigen Jahren der „Jugendstil“ mit seiner Vorliebe für einfache kräftige, oft aber recht „langstielige“ Arabesken, jener „moderne Stil“, der in der englischen Möbelindustrie zuerst erfolgreich auftrat und dann über die ganze dekorative Kunst in Europa seine Herrschaft ausdehnte, auch in der Juwelierkunst sich geltend gemacht. Man verzichtete auf reiche Farbenwirkung zu Gunsten eines reizvollen Linienspiels. Die Künstler trieben Kleinplastik in blankem oder mattem Edelmetall, die fast ausnahmslos jeder Verwertung irgendwelcher Naturform aus dem Wege ging, jedenfalls aber eine Naturform nie direkt wiedergeben mochte.

In Frankreich kam die Medaillenbrosche auf. Die Montierung, anfangs aufs Notwendigste beschränkt, wuchs sich zu selbständigen ornamentalen Umrahmungen aus. Eine gesuchte Einfachheit kam unter dem Einfluß des Belgiers H. van der Velde auf, wobei allerdings die Leichtigkeit und Eleganz der Linien-



Halskette mit Eichenlaub

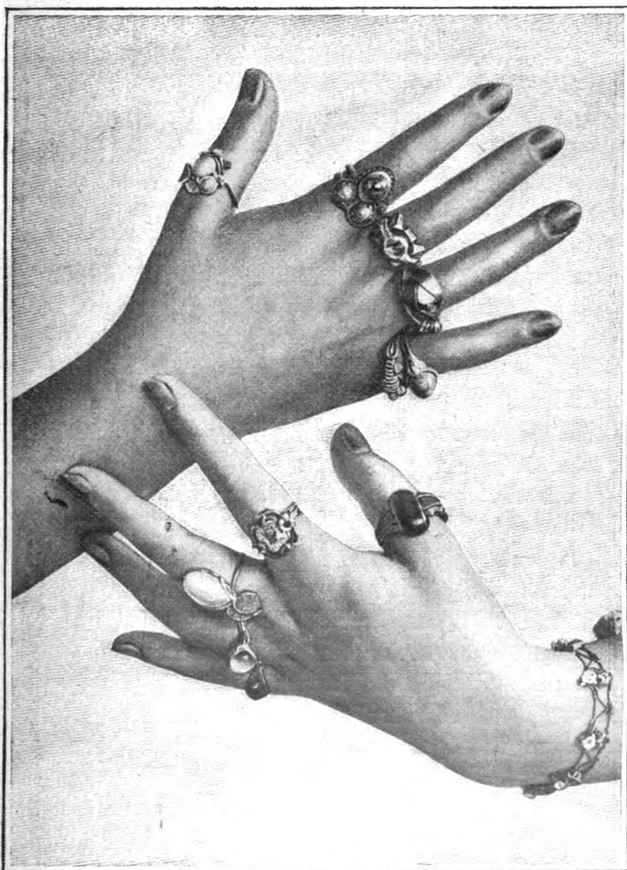
führung, die flüssige und pikante Flächenverteilung einen besonderen Reiz ausübten. Der Engländer Ashbee brachte in Broschen, Schließen, Gehängen, Nadeln und Ketten den sogenannten „Blechstil“ zu Ehren, wobei der Formenreiz hauptsächlich durch Biegen,



Agraffe mit Skarabäen und Schildring.

Drücken und Ausschneiden von mattem oder emailliertem Silberblech erreicht wurde. Der Deutsche H. Hirzel in Charlottenburg verzichtete erst recht auf allen Ausschmuck durch Edelsteine und Perlen; die von ihm für den Berliner Hofjuwelier Werner entworfenen Stücke wirken fast ausschließlich durch Zeichnung und die leicht sich hebende und senkende Fläche — alles in mattem Golde.

Die neueste Richtung aber, die von Frankreich ausging und in den deutschen Schmuckwerkstätten selb-



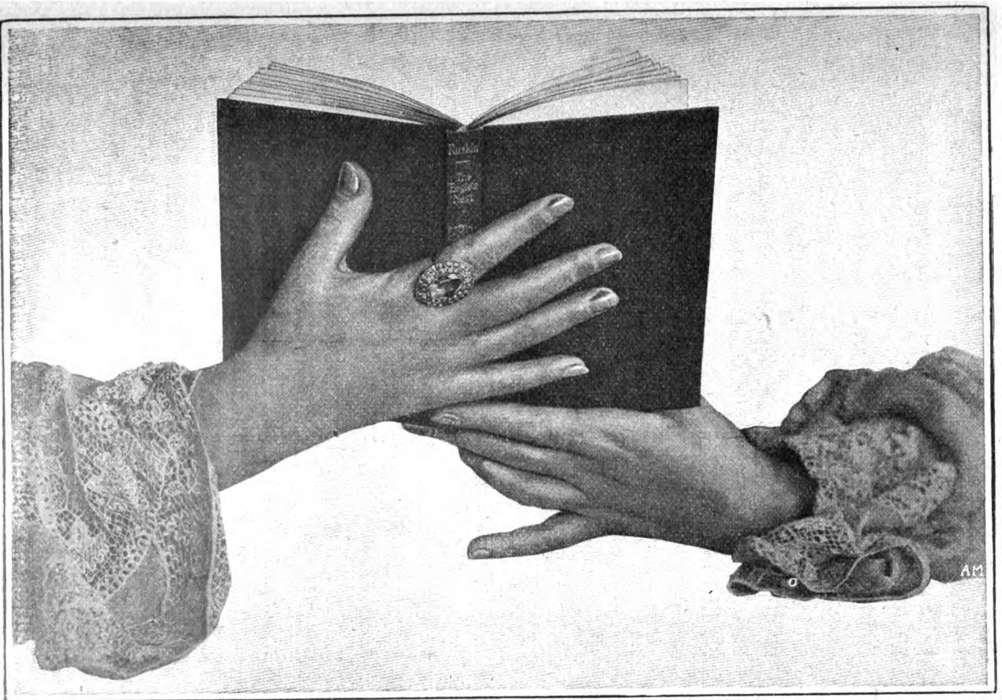
Ringe und Armband neuester Mode.

ständige Behandlung findet, steht im vollen Gegensatz zu der eben geschilderten. Sie hat sich wieder der

Stilisierung von Formen zugewandt, die sich in der Natur bieten und in dieser an Pflanzen und Tieren das Auge erfreuen; sie hat als höchste Aufgabe der Juwelierkunst das Fassen der Edelsteine und Perlen im Auge, deren Glanz und Farbe und feinere Eigenschaften es unter Berücksichtigung der beliebtesten Toilettemoden und im Dienste derselben zu reizendster Wirkung zu bringen gilt. Sie gewährt der künstlerischen Phantasie ihr volles Recht. Anmutige Grazie, spielende Beherrschung der Technik und freudige Prunklust geben nach den Worten eines deutschen Fachmanns, dem wir hier folgen,*) dieser aus Frankreich stammenden Richtung ihren Charakter. Daß sie glaubt, auf die Brosche ganz verzichten zu können, daß ihre Anlehnung an die Vorbilder der Pflanzen- und Insektenwelt bisweilen in direkte Naturnachahmung ausartet, gehört zu den Einseitigkeiten, die auch ihr, wie jeder Mode, anhaften.

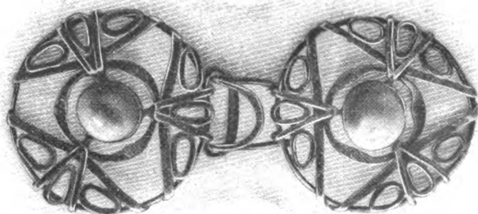
Als Bahnbrecher der Bewegung hat wohl der Pariser René Lalique zu gelten. Das Wesentlichste seiner Kunst faßt der eben genannte Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Pforzheim dahin zusammen, daß sie bei größter Freiheit der Konzeption und der Verwendung der verschiedensten Materialien eine weiche und gedämpfte Farbenstimmung bei mäßigem Glanze zu erreichen sucht, wobei der Schwerpunkt natürlich auf dem Abwägen und Zusammenstimmen der verschiedenen Materialien ruht. Lalique ist verhältnismäßig spät an die Öffentlichkeit getreten; er hatte schon 1888 sein eigenes Atelier, und seine Arbeiten wurden von Unternehmern, für die er arbeitete, sehr hoch geschätzt; aus eben diesem Grunde aber wurde sein Name

*) R. Rücklin in seinem „Schmuckbuch". Leipzig, E. A. Seemann.



Schildring.

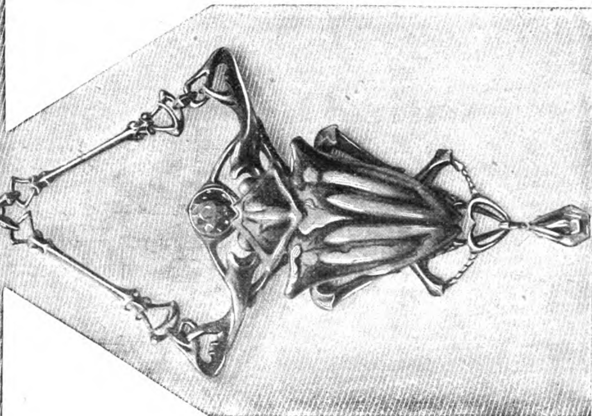
eher verschwiegen als gerühmt, bis er zuerst im Salon 1895 und dann 1898 jene ersten Kollektionen ausstellte, die ihn mit einem Schlage zum berühmten Mann und gesuchten Künstler machten. Was ihn vor allem, außer der vollständigen Beherrschung der Technik, vor den übrigen Schmuckkünstlern Frankreichs auszeichnet, ist die wunderbare Vereinigung der Eigenschaften eines genialen Zeichners, eines vortrefflichen Kleinplastikers und eines feinfühligen Farbenkünstlers. Namentlich seine Leistungen in Steinschnitt sind durchaus neuartig. Er verwendet mit Vorliebe den Opal



Schließe mit Perlen.

und weiß die vielfarbigen Reflexlichter und das milchige Licht dieses gegenwärtig so beliebten Schmucksteines mit vielem Geschick zur Geltung zu bringen. So schuf er eine in Opal geschnittene Anemone, deren zarte Blumenblätter in erstaunlicher Weise in Stein wiedergegeben sind. Dieses Beispiel bezeichnet aber auch die Grenze, bis zu der ein Künstler von feinem Geschmack die Naturnachahmung treiben darf, die unter minder geschmack- und taktvollen Händen so leicht ins Platte und Unkünstlerische gerät. Auch bei uns in Deutschland haben tüchtige Künstler in der Richtung Laliques gewirkt. Die gleichzeitigen Bestrebungen, die Naturformen direkt für eine Auffrischung unserer

Schmuckformen nutzbar zu machen, reichen an der Pforzheimer Schule für Schmuckindustrie bis ins Jahr 1893 zurück. Auch Hanau und Schwäbisch-Gmünd sind hierin



Moderne Halskette mit Behang.

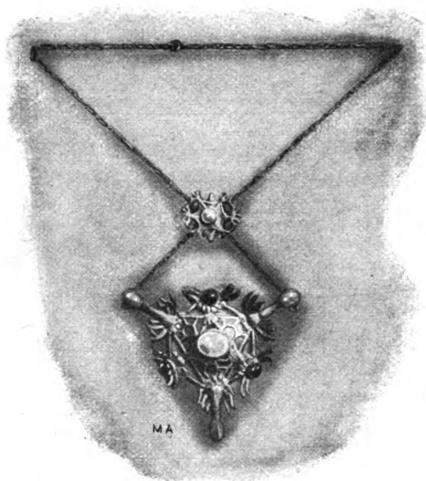
nicht zurückgeblieben, und in Berlin wie Wien, in Stuttgart, Prag, Budapest, Nürnberg folgen die Juweliere und Bijouteriefabrikanten nicht minder eifrig der Bewegung.

Die anmutige Grazie, welche der „moderne“ Schmuck im Gegensatz zu zahlreichen Schmucksachen des mo-

dernen „Stils“ erstrebt, wird durch die zwei Abbildungen, die auf S. 87 und S. 89 einander folgen, treffend veranschaulicht. Die Gürtelschnalle zeigt ein Pflanzenornament in „modernem Stil“, die Halskette ein anderes nach dem neuesten Geschmack verwertet. Die Gürtelschnalle galt vor ein paar Jahren noch für sehr schick; für den neuen Geschmack ist das Ganze aber zu massig und wirkt zu massiv. Das gewaltsam angeordnete Blattwerk erinnert an kein Vorbild der Natur. Hingegen zeigt das zarte Ornament der goldenen Halskette wirkliches Eichenlaub, wenn auch ins Zierliche stilisiert. Die Eichel ist sowohl bei der Gliederung der Kette wie im Ausschmuck derselben in direkter Anlehnung an die Natur verwertet. Ein kleines Meisterstück dieser aufs Anmutige gerichteten Juwelierkunst ist die Schließe mit den Skarabäen (siehe S. 90).

Der Skarabäus, der heilige Käfer der alten Ägypter, hat schon diesen als Vorbild für Schmuckgegenstände gedient. Man findet ihn auf alten Gemmen, Münzen, Mumien, Obelisken als Sinnbild der Schöpferkraft angebracht. In seiner fast runden Gestalt, in der glänzenden, goldschimmernden Farbe seiner Flügeldecken fand man Ähnlichkeit mit Gestalt und Glanz der Sonne, und man hielt ihn für eine Form des Sonnengottes. Skarabäen wurden schon in Altägypten aus Steinen geschnitten und als Siegel und Amulette verwendet, die man um den Hals trug. Der Käfer erscheint in diesen Nachbildungen noch runder und plumper, als er in Wirklichkeit ist. Ohne von dieser im wesentlichen sehr abzuweichen, hat der Schöpfer unserer Agraffe die Gestalt ins Längliche gezogen und die Fühlhörner und Vorderbeine zur Fassung eines kostbaren Mittelstücks aus Edelsteinen verwendet.

Das Bild zeigt gleichzeitig an einer der den Schmuck haltenden Hände einen Ring von modernster Art. Solche Ringe, die einen größeren Aufsatz, namentlich solch einen der Länge nach auf dem Finger liegenden Schild, aufweisen, dürfen nicht mit anderen zusammen getragen werden. Die Mode der hoch hinaufreichenden Halbhandschuhe ist dem Ringluxus besonders günstig



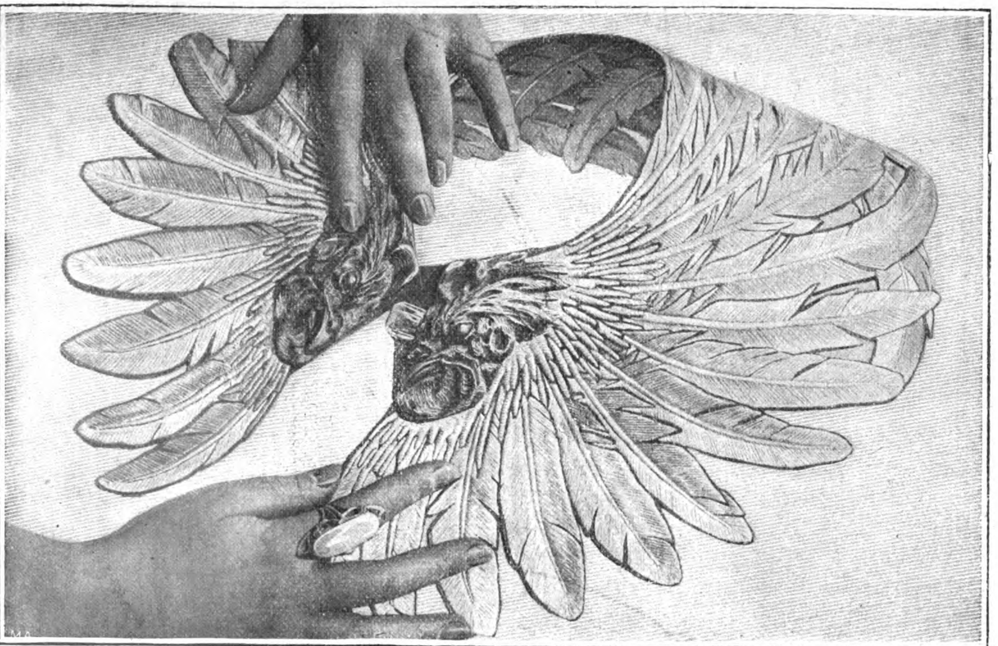
Kettenbehang mit entsprechendem Schieber.

gewesen. Viele Damen haben sich gewöhnt, eine ganze Anzahl von Ringen auf einem Finger oder wiederum einzelne Ringe an allen Fingern, einschließlich des Daumens, zu tragen, zu welchem Luxus die zierlichen Formen derselben eine gewisse Berechtigung boten. Eine Gegenbewegung konnte nicht ausbleiben. Allgemein ist die Tendenz, den goldenen Reif schmal und leicht zu halten und bei der Fassung der Steine nichts zu versäumen, was diese zu voller Wirkung bringt.

Ebenso werden die Armbänder ziemlich schmal gehalten. Schlangen- und Kettenarmbänder sind zu großer Beliebtheit gelangt; der neuen Richtung entspricht zarte, schmiegsame Gliederung mit Verwendung von Pflanzenmotiven mit Steinbesatz wie bei den Halsketten.

Die Halskette mit Behang aus Goldschmiedearbeit scheint für die nächste Zeit nicht nur die Brosche, sondern auch die kurzen Formen der Damenuhrkette und die nur den Hals umfassenden Kolliers verdrängen zu wollen. Man trägt diese langen, geschmeidigen Halsketten so, daß sie gleichzeitig als Uhrketten oder Fächerketten dienen; vielfach ist die Einrichtung getroffen, daß man die Kette durch ein auswechselbares Zwischenstück enger oder weiter machen kann. Der Schieber ist manchmal mit einer Broschennadel oder mit einer in Scharnieren beweglichen Klammer versehen, um ihn an einer beliebigen Stelle festhaken zu können. Durchscheinende Halbedelsteine, Amethyste in ihren zarten Farbennüancen und ähnliche erhalten in solchen Ketten, deren schlanke Glieder die gleichmäßig gefaßten Steine aneinanderreihen, wenn sie vom Hals über die Brust herabfließen, eine ungemein reizende Wirkung von rieselndem Schimmer. Von der modernen Art, großen schönen Steinen oder Perlen durch eine graziöse, leichte, sich ganz unterordnende Fassung eine besondere Wirkung zu sichern, ist die Abbildung einer Schließe mit zwei großen Perlen auf S. 94 ein ebenso geschmackvolles wie bezeichnendes Beispiel.

Selten hat sich der Schmuck den Einzelheiten der Damenkleidung so angepaßt wie heute. Die Stehkragen und Hängeblusen haben die Neigung für die Halsketten mit Behang und die bald doppelt, bald einfach getragenen „Fächerketten“ geweckt. Die Vorliebe für irisierende Steine, wie den Opal, steht im

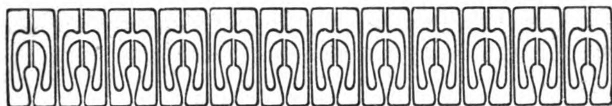


Kragen aus Federn mit Schließen.

Zusammenhang mit der Vorliebe für irisierende Seidenstoffe. Selbst die beliebten Damenkrawatten und Damenhalsschleifen erhalten durch künstlerisch gestaltete Klammern und Bügel ihren Anteil am allgemeinen Schmuck. Für die „Sezessionskrawatte" entstanden besondere Schließen. Am Gürtel liebt man außer den Schließen noch allerlei Anhänger als Schmuck zu tragen. In diesen Dingen, wie bei den Krawattennadeln für Herren und Damen, herrscht aber noch keineswegs die durch unsere Abbildungen veranschaulichte Richtung schon vor, denn die hier sehr beliebte emblematische Verwendung von Naturgegenständen, Vogelkrallen, Hirschzähnen u. s. w., ist allzu naturalistisch. Der Umlegkragen aus Federn mit Schließen aus Edelmetall, den wir auf S. 99 abbilden, entspricht dagegen infolge der Farbenstimmung der neuesten Schmuckästhetik.

Natürlich hat auch diese wieder vielen älteren Schmucksachen erhöhten Wert verliehen, bei denen graziöse Fassung der Steine, ein Schliff derselben, der ihren Glanz warm und weich macht, zarte Gliederung des der Natur nachgebildeten Ornaments zusammenwirken, um sie dem Geschmack der neuesten Mode besonders angenehm zu machen.





Das Kind.

Novelle von A. Hottner-Grefe.



(Nachdruck verboten.)

1.

In einem eleganten Salon des Hotel Continental in Wien saß ein älterer Herr neben dem Kamin, in welchem, trotz des warmen Aprilwetters, ein lustiges Feuer brannte. Der Herr beugte sich hie und da etwas zur Seite, noch tiefer hinein in den Dämmerschatten, welcher in langen Streifen durch das luxuriöse Zimmer floß. Es schien fast so, als täte seinen Augen, trotz der großen dunklen Brille, welche er trug, das Flackern der Flammen wehe. Dann verschwand das feine, scharfgeschnittene Gesicht vollkommen im Dunkel, nur die nervösen Hände mit den langen, dünnen Fingern blieben beleuchtet, und das unausgesetzte Spiel dieser Hände, ihr tastendes Umherfahren gaben ein beredtes Zeugnis von der Erregtheit des einsamen Mannes.

Er mochte schon lange Zeit so gesessen haben, als plötzlich im anstoßenden Zimmer Stimmen laut wurden. Ein helles, klingendes Frauenorgan ertönte, da-

zwischen Kinderlachen. Die Hände des Herrn am Feuer begannen ein noch nervöseres Spiel.

„Felicitas!“ rief er endlich halblaut.

Sofort öffnete sich die Tür.

„Ich kann das Lachen nicht hören!“ sagte der Mann in gereiztem Tone. „Mein Kopf brennt. Und die Augen — o, diese Schmerzen!“

Er stöhnte und preßte die Hand gegen die Lider.

Die noch sehr junge Frau, welche im Rahmen der Tür stand, zog diese hastig zu und kam mit leichten Schritten näher. Sie hatte etwas ganz Besonderes an sich, etwas, das sich nicht mit dem allgemeinen Begriff von Schönheit deckt. Und doch war sie berückend wie selten eine Frau. Das Gesicht schmal und brünett, fast noch kindlich und doch voll Pikanterie, große, nachtschwarze Augen, eine Fülle dunkler Locken und eine Gestalt, leicht und biegsam wie eine Gerte.

„Du bist aufgeregt, Otto,“ sagte die junge Frau, dicht an ihn herantretend. „Es ist diese Geschichte mit — mit dem Kind. Das macht dich krank. Und ich — ich habe solche Angst —“

„Unsinn!“ sprach der Mann sehr leise. „Du brauchst keine Angst zu haben, gar keine. Die Sache geht dich überhaupt nichts an, bloß mich und Fritz. Und Angst? — Wovor denn? Ich bin doch wohl noch klug genug, um zu wissen, was ich tue. Und du hast überhaupt nichts zu tun, als still zu sein, jetzt und in Zukunft. Du weißt: der Preis ist der Mühe wert. Denke an die Juwelen bei Lalique in Paris! Denke an die Spitzen, die wir in Florenz sahen, an die Bilder, welche du kaufen wolltest, an die Landhäuser, die du gern gebaut hättest! Mein liebes, kleines, süßes Weib — du wirst alles dies haben, alles! Wirst du mich lieben dafür, Felicitas?“

Es klang nur wie ein Hauch durch das immer dunkler werdende Gemach, und doch zitterte die ganze verhaltene Glut eines heißen Herzens in den wenigen Worten.

Ob die junge Frau sie überhaupt vernommen hatte? In diesem reizenden Kindergesichtchen spannte sich kein Nerv, ihre Stimme klang ebenso gelassen wie vorher, als sie nun sagte: „Ja, Otto, ja. Ich werde dich sehr lieb haben. Ja, gewiß.“

Er ließ wie ermüdet den Kopf sinken. Er kannte ihn, diesen Ton. Und dann sprang er plötzlich auf, riß die Frau, welche dicht neben seinem Stuhle saß, mit einer wilden Leidenschaft an sich und umklammerte sie so heftig, als wolle er die schmiegsame Gestalt zerbrechen.

„Du mußt — du mußt!“

Sie ließ alles ruhig über sich ergehen, nur in den Augen glomm es auf — fast wie Angst. Dann lösten sich auf einmal seine Arme, rasch drängte er sie gegen die Tür.

„Es hat geklopft!“ flüsterte er ihr zu. „Geh hinüber, Felicitas! Geh, und schicke mir Fritz mit dem Knaben! Rasch!“

Das starkgebräunte Gesicht des Mannes hob sich eine Sekunde lang deutlich ab gegen den letzten Abendschein, der durch die mit dicken Vorhängen verhängten Fenster sich stahl. Ein eigenartiger Kopf, dessen Linien von einer eisernen Energie sprachen.

Eine Minute später sank die hohe Gestalt wieder in den tiefen Sessel zurück.

Es klopfte nochmals.

„Herein!“

Die Tür, welche nach dem Korridor führte, öffnete sich, und eine kleine alte Frau erschien auf der Schwelle.

„Ich bin es — Frau Feldmann,“ sagte die Eintretende etwas unsicher.

Der Herr nickte ihr freundlich zu. „Kommen Sie nur herein! Meine Frau ist nicht da, aber die bewußten Sachen, von denen sie Ihnen schrieb, liegen dort auf dem Stuhle. Sie kann das Zeug nicht alles mitnehmen, obgleich ja vieles fast neu ist. Aber wir reisen in wenigen Tagen ab, nach Paris oder London — es ist noch unbestimmt. Also, Sie machen wohl selbst einen Preis? Meine Frau hat ja letzthin bei Ihnen eine herrliche alte Spitze gekauft, wie sie mir erzählte. Sie verstehen sich gewiß aufs Schätzen. Also machen Sie nur den Preis.“

Frau Feldmann war in ihrem Element. Sie hatte seit ihrer Jugend gehandelt, gekauft und verkauft. Sie tat sich etwas darauf zu gute, daß sie einen vorzüglichen Blick besaß; und das, was man ihr hier bot, waren lauter feine Stücke. Sie hob eines nach dem anderen sorgfältig ans Licht. Dann nannte sie die Preise, welche sie geben wollte. Aber ihr Ton war äußerst gedrückt, denn sie wußte sehr genau, daß die Sachen viel mehr wert waren, und Frau Feldmann war ihr Leben lang eine ehrliche, anständige Händlerin gewesen. Aber das Geschäft ging in letzterer Zeit so schlecht; sie hatte sehr wenig Bargeld; diese Kleider und Spitzen und Mäntel hier hätte sie sofort weiter verkaufen können. Der Gewinn lockte sie mächtig. So nannte sie denn etwas ängstlich eine Summe.

Der Herr winkte gleichgültig mit der Hand. „Ja, liebe Frau — es ist gut. Übrigens ist dies nicht der einzige Zweck, weshalb ich Sie herkommen ließ. Ich — ja, ich habe zufällig erfahren, daß Sie in Geldnot sind.“

Frau Feldmann nickte sehr bekümmert. Sie dachte

an ihren alten Mann, an ihr schweres Ringen um das bißchen Leben. Ach, das Dasein war hart! Die Sorgen waren bitter genug!

„Möchten Sie vielleicht auf leichte Art noch ein hübsches Stück Geld verdienen?" fragte der Herr am Kamin plötzlich.

Die alte Frau schnellte förmlich empor. Ob sie wollte!

„Die Sache ist ganz einfach," sprach der Herr, dessen Gesicht nun schon gar nicht mehr zu sehen war, ruhig weiter. „Wir, meine Frau und ich, sind seit mehreren Tagen erst in Wien. Ich bin schwer augenleidend und gerade heute und morgen müssen wir — meine Frau begleitet mich nämlich — zum Arzt. Wer weiß, ob nicht eine kleine Operation nötig ist. Leider haben wir unser kaum zweijähriges Söhnchen mit, und nun ist uns gestern das Kindermädchen plötzlich auf und davon gegangen. Wir kennen hier keine Seele, und das kleine Kind mit unserem Diener Fritz allein im Hotel zu lassen, das paßt uns gar nicht. Ein Mann versteht doch nicht, ein Kind zu pflegen!"

„Gewiß nicht!" sagte Frau Feldmann überzeugt. Und dabei tauchten in ihrer Erinnerung süße, liebe Gesichtchen auf, ihre eigenen, längst verstorbenen Kinder. Sie wurde ganz gerührt.

„Meine Frau nun meinte," fuhr der Herr fort, „daß Ihr Mann und Sie selbst ihr so gut gefallen hätten. Sie war ja auch in Ihrem Zimmer neben dem Laden, und alles soll so nett sein, so sauber, so gesund. Nun kam ich auf die Idee, Sie, liebe Frau, zu bitten, unser Kind für einen Tag — vielleicht auch für zwei Tage — zu übernehmen. Unser Diener würde den Kleinen, der ja noch nichts versteht, hintragen und wieder holen. Umsonst sollten Sie es natürlich nicht tun."

Bei diesen Worten legte der Herr zwei glänzende Goldstücke vor Frau Feldmann auf den Tisch.

Die alte Frau war sehr überrascht durch den seltsamen Vorschlag und wußte nicht recht, was sie antworten sollte. Unschlüssig sah sie auf die Goldstücke nieder. Die gleißten und glitzerten so sonderbar verlockend, sie konnte wirklich die Augen gar nicht davon wenden. Und schließlich: weshalb sollte sie das Geld nicht verdienen? Sie verstand es ja gut, mit Kindern umzugehen. Auf dieses würde sie achten wie auf ihren Augapfel.

Langsam streckte sie die Hand aus nach dem Gelde. „Wenn Sie mir wirklich das Kind anvertrauen wollen —" sprach sie zögernd.

Aber der Herr ließ ihr nun nicht mehr viel Zeit. Er schob ihr das Geld mit einer schnellen Bewegung zu und klingelte. Eine Minute später erschien ein kränklich aussehender junger Mensch mit einer Narbe auf der Stirn. Er trug eine Art von dunkler Livree. Auf seinem Arme hielt er einen schönen, frischen Knaben, welcher schon mit Röckchen und Mützchen bekleidet war.

Der Herr versank noch tiefer in den Schatten und wechselte mit dem Diener einige halblaute Worte in irgend einer fremden Sprache. Dann sagte er noch ein paar Abschiedsworte, nickte dem Knaben freundlich zu und trug Frau Feldmann strengstens auf, den Kleinen während dieser kurzen Zeit gut zu behüten.

Eine Minute nachher schloß sich die Tür hinter der Frau, dem Diener und dem Kinde.

2.

Der früh Morgens von Budapest abgehende Schnellzug hatte die Grenze überschritten und raste dem nahen Wien zu. In einem Abteil erster Klasse saß ein alter,

kränklich aussehender Herr und ein junges, schönes Mädchen von ungefähr zweiundzwanzig Jahren. Der alte Herr schien sehr angegriffen, um seinen Zylinder war ein breiter Flor gewunden. Das Mädchen war gleichfalls in tiefer Trauer; das stumpfe Schwarz der Kleidung stach seltsam ab gegen die helle Gesichtsfarbe und das dichte aschblonde Haar.

Die beiden hatten seit Stunden kaum ein Wort gewechselt. Nun aber erhob sich das Mädchen und begann, die Handschuhe anziehend, ihre Toilette in Ordnung zu bringen.

„Wir sind bald da, Papa," sagte sie freundlich. „Nur noch zwei Stationen, und wir sind in Wien."

Der alte Herr sah mit einem bangen Blick empor. „Wenn wir sie nur treffen!" murmelte er vor sich hin. „Sie schrieben doch, sie müßten abreisen. Telegramme von daheim — ja, was weiß ich. Und ich hätte so gerne mit ihnen selbst gesprochen! Sie sollten mir, Auge in Auge, alles erzählen, was mit dem Tode des Kindes zusammenhängt. Es ist doch mein einziger Enkel, Edith, und Mama und ich haben uns so unendlich darauf gefreut, Ellens Kind zu umarmen! — Die arme Ellen!"

Er sagte das in einem Tone so tiefen Schmerzes, daß das junge Mädchen bange zu dem Vater hinübersah.

„Wie anders hätte sich ihr Leben gestaltet," sagte sie leise, „wenn sie Marian v. Dittrich nicht damals auf unserer Schweizer Reise getroffen hätte! Und doch kann ich nicht sagen: Arme Ellen! Sie hat diesen Mann abgöttisch geliebt und hat uns alle, Eltern und Geschwister, verlassen, um mit ihm in seine Heimat zu ziehen, obgleich ihr selbst graute vor den ungewohnten amerikanischen Verhältnissen. Sie war sehr glücklich

mit ihm, das bezeugten ihre Briefe. Sie ist gestorben, wenige Wochen nach der Geburt ihres kleinen Otto. Aber das Glück, ihr Kind in den Armen zu halten, hat sie doch noch genossen. Und so war ihr Leben reich und schön, so kurz es auch war. Das muß uns trösten, Papa."

Die Stimme des Mädchens klang weich, aber von der Stirne des alten Herrn wichen die Wolken doch nicht.

„Ja — ja," entgegnete er, fast ein wenig ungeduldig, „ich weiß. Aber daß wir nun auch Ellens Kind verlieren mußten, ohne es je gesehen zu haben, das ist hart, Edith. Unendlich hart! Es war ihr Vermächtnis, ein Erbe, das wir mit tausend Freuden angetreten hätten. Denkst du noch daran, wie deine arme, liebe, kränkliche Mutter weinte vor Seligkeit, als wir die Abschrift von Marians Testament erhielten? Wie entsetzlich war uns der Gedanke, daß unsere Ellen, unsere geliebte Älteste, fern von uns hinübergegangen ist! Dann kam, zwei Wochen später, das Telegramm von Marians Bruder Otto: ‚Marian auf der Jagd verunglückt. Tot.' Wir kannten ihn ja kaum, unseren Schwiegersohn, seelisch ging uns das also nicht sehr nahe. Aber das Kind unserer Ellen war nun eine Waise! Es hatte niemand als jene beiden Brüder Marians, Otto und Friedrich, welche auch in New York lebten. Aber wir kannten diese Brüder nicht und dann dachte ich immer: lieben können sie dieses Kind nicht, denn ich wußte, daß sie unbemittelt waren, und so stand mein Enkel, der kleine Otto, doch zwischen ihnen und dem immensen Vermögen, welches das Kind von seinem Vater erbte. Wenn das Kind nicht war, so fiel ihnen, den Brüdern, alles zu. Nun aber gingen sie beinahe leer aus. Und siehst du, Edith, daran muß ich immer denken."

Das Mädchen hatte sich erhoben und sah nun zärtlich auf den Vater herab. Ihre Hand fuhr liebkosend über sein weißes Haar.

„Nun wird wieder der einstige Gerichtsbeamte in dir lebendig, wie schon so oft,“ sagte sie, fast ein wenig lächelnd. „Du witterst nun einmal stets und überall einen ‚Fall‘. Aber hier sehe ich eigentlich nichts Seltsames. Marians Bruder, Otto v. Dittrich, und seine Frau Felicitas haben vor nun beinahe anderthalb Jahren die Sorge für den kleinen Otto übernommen. Sie sandten regelmäßige Nachrichten und auch die Abschrift von Marians Testament. In diesem hieß es einfach: ‚Mein einziger Sohn Otto erbt alle meine Besitztümer und Barschaften. Sollte ich sterben, ehe er erwachsen ist, soll er bei seinen Großeltern, den Eltern meiner Frau, dem Obergerichtsrat Ernst Key und dessen Gattin Anna, wohnhaft auf ihrem Gute Weißberg in Siebenbürgen, erzogen werden.‘ Die Brüder haben sich genau an diese Klausel gehalten. Natürlich war es schwer möglich, das Kind gleich herüberzubringen. Es war ja sehr zart, wie sie schrieben, und kränkelte viel. Also mußten wir warten. Nun aber war Otto zwei Jahre geworden, bei seinem Onkel, Otto v. Dittrich, stellte sich ein schweres Augenübel ein, für welches ihm die Ärzte einen Spezialisten in Wien dringend anrieten — und nun brachten sie das Kind herüber.“

Der alte Herr fuhr aufgeregt empor. „Sie brachten es herüber, sie kommen mit ihm bis Wien. Und hier stirbt es, stirbt sehr rasch an einer Erkältung, die es sich schon auf der Überfahrt zugezogen haben soll! Ist das nicht mehr als sonderbar?“

„Ich finde es nur sehr traurig,“ warf das Mädchen ein.

Der alte Herr sah gespannt vor sich hin. „Gar so einfach scheint mir das denn doch nicht,“ sagte er endlich. „Sie schrieben doch immer nur, der kleine Otto sei zart. Noch von Hamburg kam ein Telegramm an uns: ‚Wir sind hier eingetroffen. Otto ziemlich frisch.‘ Und fünf Tage später wieder ein Telegramm: ‚Otto gestern an Lungenentzündung infolge Erkältung gestorben.‘ Warum telegraphierten sie erst am anderen Tage? Warum? Weil sie wußten, daß es nun unmöglich sei, noch zur Leichenfeier herzukommen, denn von Siebenbürgen bis Wien ist's eine weite Reise. Und nun erhalten wir im Hotel in Budapest noch diesen kurzen, sonderbaren Brief, in dem auf die näheren Umstände vom Tode des kleinen Otto so gar wenig eingegangen wird, und in dem es dann heißt — Warte, ich habe den Brief ja hier!“

Der Obergerichtsrat Ernst Key zog seine Brieftasche hervor und begann eifrig darinnen zu blättern.

„Hier — hier,“ sagte er endlich, ein Blatt hervorziehend, „da ist der Brief. Siehst du, Ellen, da heißt es: ‚Wir haben in Wien einige dringende Nachrichten aus Amerika vorgefunden, welche uns zwingen, so bald als nur möglich wieder abzureisen. Somit können wir die Reise zu Ihnen nicht fortsetzen, was ja übrigens nun, nach dem traurigen Schicksal des Kindes, Ihres kleinen Enkels Otto, auch ziemlich belanglos wäre.‘“

Der alte Herr hielt inne und sah seine Tochter aufgeregt an. „Belanglos! Edith, dieses Wort hat mich empört! Wir, die Mutter und ich, sehnen uns zwei Jahre lang nach dem Kinde unserer Ellen, nun stirbt es, einige Tage ehe wir es hätten in die Arme schließen können, und nun findet der Mann es ‚belanglos‘, daß er uns jetzt auch noch die einzige Möglichkeit nimmt, ganz genaue Einzelheiten aus seinem eigenen Munde

über das Geschick unseres Enkels zu erhalten. Dann ist das doch nicht ganz wahrscheinlich: dieser Otto v. Dittrich, der Bruder unseres Schwiegersohnes, kommt doch nach Wien, um sich heilen zu lassen. Nun fährt er aber gleich wieder ab — dringender Geschäfte halber! Hol's der Kuckuck! Es ist kein Katzensprung von Amerika hierher. Das glaube ich dem Manne einfach nicht! Also nun kommt für mich die Frage: Weshalb fährt er fort? Und die Antwort, die ich mir selbst gebe, lautet: Weil er nicht mit den Nächstbeteiligten, uns Großeltern, zusammentreffen will. Aber warum will er nicht mit uns zusammentreffen? — Hm?"

Edith entgegnete gelassen: „Er hat vielleicht viel Zartgefühl. Er ist ja nun der Erbe anstatt des kleinen Otto, er und der jüngste Bruder Friedrich. Ist es unter solchen Umständen nicht peinlich für ihn, immer wieder den Tod des Kindes zu erörtern?"

Der alte Herr zuckte die Achseln. „Und warum gab er uns keine Hoteladresse an?" fragte er noch, schon im eifrigen Zusammensuchen seines Gepäcks begriffen, denn der Zug fuhr eben in den weitläufigen Wiener Bahnhof ein. „Alles mußte postlagernd geschickt werden. Findest du das nicht sehr komisch? Glaube mir, Kind, diesmal trügt mich mein alter Kriminalistenspürsinn nicht. Da steckt etwas dahinter, und ich meine, diesem Otto v. Dittrich wäre kaum sehr wohl, wenn er wüßte, daß ich nun, trotz meiner Gicht, ihm auf den Fersen bin. Er glaubt, ich sei fast bettlägerig, und hält mich daher für ungefährlich. Aber er irrt sich. Und wenn es mein Leben gälte, ich mußte her, denn es handelt sich um Ellens Kind."

Das Mädchen schauerte leicht zusammen. „Mir ist so bang," sagte sie halblaut. „Welche Aufregung für dich und für Mama daheim, die ohnehin so kränklich ist!"

Der alte Herr wandte den weißen Kopf zu ihr. „Mein liebes Kind," sagte er, „wir haben unsere Ellen verloren, nun stirbt unser einziger Enkel. Das sind freilich Aufregungen. Dennoch haben wir sie überstanden. Laß nur! Wir werden auch das ertragen."

Die ganze Abgeklärtheit, welche ein langes, schicksalsreiches Leben verleiht, lag in diesen Worten. Und Edith Key beugte sich rasch herab und küßte ihren Vater zärtlich.

Dann stiegen sie aus, Hand in Hand wie zwei treugesinnte Kameraden.

Noch am selben Nachmittage begann Key seine Nachforschungen. Jener Otto v. Dittrich hatte geschrieben, die Verhältnisse veranlaßten ihn, schon in wenigen Tagen Wien zu verlassen. Der Brief war erst am Vortage in Herrn Keys Hände gelangt. So hoffte er nun doch noch, die Amerikaner aufzufinden.

Er hatte einen Wagen gemietet und fuhr nun von einem großen Hotel zum anderen. Aber nirgend war ein Herr Otto v. Dittrich samt Frau aus New York abgestiegen. Da jedoch in dem letzten Briefe stand, sie würden nur wenige Tage im Hotel bleiben, setzte Key seine Nachforschungen mit größter Zähigkeit fort.

Eben hielt der Wagen vor dem Tore des Hotel Continental. Der Portier eilte eifrig herbei.

„Wohnt hier Herr Otto v. Dittrich aus New York samt Frau?"

„Nein," sagte der Mann höflich, „ein Herr dieses Namens wohnte auch in letzterer Zeit nicht hier. Wir hatten wohl ein Ehepaar aus Amerika bis vorgestern hier — Herr v. Enders samt Gemahlin und Kind. Sie waren aus New York. Aber sie hießen eben Enders."

Der Obergerichtsrat wiegte den Kopf. „Wie sahen sie denn aus?" fragte er nachlässig.

Der Portier gab wortreiche Auskunft. „Ein großer, starker Herr, aber augenleidend. Er trug stets eine dunkle Brille. Das Alter? Nun, beiläufig fünfundvierzig Jahre. Und seine Frau war fast noch ein Kind, eine seltene Schönheit. Sie sprachen oft zusammen Spanisch.“

„Erhielten sie hierher Briefe?“

Der Portier klingelte nach dem Stubenmädchen. Dieses, ein flinkes, geschmeidiges Ding, kam rasch herbei und erinnerte sich sofort, daß Herr v. Enders nie direkt Briefe erhalten habe.

„Nur postlagernde,“ sagte sie überlegend. „Und geholt wurden sie durch seinen Privatdiener, der aber nicht hier im Hotel wohnte. Der Herr warf einmal ein Kuvert in den Ofen. Ich fand es beim Aufräumen und hab' es aufgehoben, der fremden Marke wegen. Ich kann es Ihnen zeigen.“

Sie lief davon, kam bald zurück und reichte dem alten Herrn einen zerknitterten Umschlag. „Herrn O. v. D. Wien, Postamt I poste restante“ stand darauf. Die Marke war in New York abgestempelt.

Die Hände des alten Herrn zitterten. „O. v. D.,“ sprach er leise und reichte seiner Tochter das Blatt. „Begreifst du das, Edith? Otto v. Dittrich! Das stimmt. Und der Mann nannte sich hier ‚Enders‘! Das ist mehr als eigentümlich!“

Er prüfte noch einmal die Buchstaben.

„Wann reisten die Herrschaften ab?“ fragte er dann gelassen.

„Vorgestern. Gleich nachdem eine fremde Frau ihr Kind abgeholt hatte.“

In diesem Augenblicke vergaß der alte Herr gänzlich alle seine Schmerzen. Er sprang wie elektrisiert auf. „Wie,“ rief er, „ein Kind? Sie hatten ein Kind mit?“

„Ja. Sie kamen vor ungefähr vier Tagen mit einem zweiten Mann und einer Frau, die aber weit einfacher aussahen, und einem kleinen, vielleicht zweijährigen Knaben hier an. Es war spät Abends, aber mir fiel es doch auf, daß alle so verstört aussahen. Bloß das Kind war frisch und lustig und lachte. Besonders die Begleiter des Ehepaares Enders waren sehr merkwürdig, fast wie verwirrt. Sie gingen aber gleich weg."

„Und das Kind — das Kind?"

Edith Key konnte die Frage nicht länger unterdrücken. Sie war fieberhaft erregt.

Der Portier und das Stubenmädchen wußten aber weiter nichts von dem Kleinen. Die junge Frau war mit ihm auf dem Zimmer geblieben, und man hatte ihn kaum gesehen. Aber knapp ehe die Herrschaften wegfuhren, kam eine alte Frau, welche dann mit dem Privatdiener des Herrn v. Enders, der den Kleinen trug, fortging. Gleich darauf fuhr auch das Ehepaar davon.

„Wohin?" fragte Key fast atemlos.

Der Portier zuckte die Achseln. „Der Kutscher hat mir erzählt, sie seien am Stephansplatz abgestiegen, hätten ihren Koffer einem Dienstmann übergeben und seien selbst gegen die Rotenturmstraße zugegangen. Mehr wissen wir nicht."

Key zog seine Börse und drückte den beiden Bediensteten ein reichliches Trinkgeld in die Hand. Dann fuhr der Wagen rasch davon.

Edith sah mit Blicken voller Sorge auf ihren Vater. Zärtlich griff sie nach seiner Hand, welche heftig zitterte.

Er wandte ihr das tieferblaßte Gesicht zu. „Edith — Liebling," sagte er sehr leise, „wenn — wenn das Kind —"

Sie hob abwehrend die Hand. „Sprich es gar nicht aus, Papa!“ sagte sie rasch. „Es wird alles doch nur eine Täuschung sein, und du denkst dich unnütz in einen schönen Traum hinein. Ich“ — sie zögerte ein wenig, denn ihr tat der alte Mann so leid, welcher sie jetzt erschrocken ansah — „ich kann mir schon denken, wer dieses Kind war, das die Amerikaner mit im Hotel hatten.“

„Nun?“

„Erinnerst du dich nicht, daß der jüngste Dittrich, Fritz, der erst vor einem Jahre hinüberging in der Hoffnung, sich in Amerika gleichfalls ein Vermögen zu erwerben, hier eine junge Frau und einen kaum halbjährigen Knaben zurückließ? Otto v. Dittrich ist direkt von der Bahn mit seinem Bruder Fritz und Felicitas und dem kleinen Otto zu Frau Marie v. Dittrich gefahren. Sie wollten die Verwandten sehen, wahrscheinlich sogar bei ihnen wohnen. Sie blieben ja auch einen oder zwei Tage bei ihnen, denn der kleine Otto starb nicht im Hotel. Begreifst du nun, lieber Papa? Der kleine Otto war tot, sie hatten ihn ins Spital gebracht zur Obduktion, nun war ihnen wahrscheinlich die Wohnung unheimlich und alle, Otto v. Dittrich und Felicitas, Fritz v. Dittrich und seine Frau Marie und — und ihr kleiner Sohn Fritz, kamen ins Hotel.“

Der alte Herr wiegte nachdenklich den weißen Kopf. Aber warum waren die Leute so verstört? Der Portier, sowie das Stubenmädchen betonten dies. Und weshalb geben Fritz und Marie v. Dittrich ihr Kind für einige Tage allein ins Hotel? Weshalb vertrauen sie es einer alten Frau an? Die Sache ist dunkel, Edith, furchtbar dunkel! Aber ich bringe Licht hinein — das schwöre ich!“

Edith Key sagte nichts mehr. Sie kannte die große Hartnäckigkeit ihres Vaters und seine Ausdauer.

3.

Der nächste Tag verging mit fruchtlosem Suchen. Otto v. Dittrich schien aus Wien verschwunden zu sein. Doch fand sich eine Frau Marie v. Dittrich polizeilich gemeldet. Sie wohnte in einem entlegenen Vororte.

„Wäre es nicht das einfachste, wir gingen zu ihr?" fragte Edith.

Der Obergerichtsrat schüttelte eifrig den Kopf. „Nein — gewiß nicht! Ich wette auch, sie wohnt nicht mehr dort. Morgen, übermorgen vielleicht können wir nachsehen. Natürlich inkognito, denn sie dürfen nicht ahnen, daß wir irgend etwas wittern. Aber mir ist heute ein guter Gedanke gekommen. Ich frage bei der Hauptpost an nach postlagernden Briefen für O. v. D. Vielleicht gibt uns das eine Richtung."

Schon eine halbe Stunde später stand vor dem Schalter des Postamts, an dem die postlagernden Briefe behoben werden, ein kleiner Herr in einem langen Havelock. Auf dem Kopfe trug er einen Lodenhut, den er tief in die Stirne gedrückt hatte, eine große, blaue Brille verdeckte die Augen fast gänzlich.

„Bitte, ist ein Brief hier an O. v. D.?" fragte der Herr artig die diensthabende Beamtin.

Das Fräulein sah nach. „Noch nichts wieder da," sagte sie dann. „Ich habe ja erst vorgestern dem Diener die Post ausgefolgt. Die amerikanische Post kann überhaupt nicht vor fünf Uhr Nachmittags hier sein. Bitte, vielleicht dann nochmals nachzusehen." —

Geraume Zeit vor fünf Uhr hielt ein geschlossener Einspänner vor dem Postamte, in welchem Key und Edith saßen. Letztere hatte einen dichten schwarzen

Trauerschleier vor das Gesicht gezogen, so daß kaum die feinen Züge zu erkennen waren.

„Edith,“ sagte der alte Mann zärtlich, „ist dir bange? Aber hast du mir nicht schon vor mehreren Jahren, als ich noch im Dienst war, manchen Gang besorgt, mich stets als mein treuester Helfer und Kamerad unterstützt? Denke an Ellen, Liebling, an ihr Kind! Und sei klug und schnell!“

Das junge Mädchen sprang leichtfüßig aus dem Wagen und schritt eine Weile wie wartend auf und nieder. Es dunkelte schon stark, durch die nebelerfüllten Gassen brauste ein scharfer Wind. Nur wenige Leute waren im Freien, und diese eilten, vorwärts zu kommen. Hie und da sah sich jemand verwundert um nach der schlanken dunklen Gestalt; aber das großstädtische Leben ringsum hastete weiter und riß den einzelnen auch mit fort.

Der dunkellivrierte Diener, welcher nun eben rasch um die nächste Ecke bog, sah gleichfalls einen Moment scharf nach der Dame hin. Diese hatte ihn schon bemerkt und stieg nun knapp hinter ihm die Stufen empor. Sie schien den gleichen Weg zu haben wie er, die Abteilung der postlagernden Briefe, doch trat sie einen Schritt eher an den Schalter.

„Ist ein Brief hier unter Chiffre ‚Ada‘?“ fragte sie hastig.

Das Postfräulein lächelte. Sie kannte die verlegene Art jener jungen Damen, welche hier so häufig ihre Liebesbriefe behoben.

„O. v. D.,“ rief da der Diener neben ihr in den Schalter hinein.

Edith warf unter dem Schleier hervor einen Blick auf ihn. Er war ein großer, sehr magerer Mensch mit dunklem Schnurrbart und einer Narbe, die quer

über die Stirne lief. Er schien ungemein in Eile zu sein, denn er wiederholte nochmals und jetzt dringender: „Bitte, Fräulein, Chiffre ‚O. v. D.‘!“

„Hier.“

Die Briefe wurden herausgegeben. Dann begann die Beamtin neuerlich zu suchen.

„Ada — Ada? Nichts, mein Fräulein, leider nichts, aber —“

Sie hielt erstaunt inne, denn die Dame war bereits vom Schalter verschwunden.

Eben, als noch der Diener seine Briefe verwahrte, schlug schon die Türe hinter ihr ins Schloß.

Der Mann zögerte eine Sekunde, dann ging auch er. Unten auf der Straße sah er sich vorsichtig um. Die Dame in Schwarz war fort. Man konnte nirgends mehr etwas von ihr entdecken.

Er schlug den Kragen hoch und ging mit gesenktem Kopfe seines Weges. Er blickte weder rechts noch links und vermied die belebten Straßen. So entging es ihm auch, daß ein Einspänner in geringer Entfernung hinter ihm blieb. Der Wagen wäre ihm übrigens wohl auch kaum aufgefallen, die grünen Vorhänge waren herabgelassen, der Kutscher machte wahrscheinlich auf dem Bock ein Schläfchen, da er nun nach vollbrachtem Tagewerk sein leeres Fuhrwerk im behaglichsten Schritt heimführte.

Weit draußen, in der Nähe eines kleinen Ladens, machte der Diener endlich Halt. Er sah sich vorsichtig um und zog seine Uhr.

Im selben Moment bog eine in ein weites Umschlagetuch gehüllte Gestalt um die nächste Ecke und schritt langsam an dem Mann vorbei. Der hatte die Hand in die Rocktasche versenkt und zog sie nun mit etwas Weißglänzendem hervor. Einen Augenblick

darauf war die Frau vorübergehuscht, und der Mann machte rasch Kehrt.

Der Einspänner hatte eine Minute lang im tiefen Dunkel einer Mauer angehalten. Ein weißer Kopf kam zum Vorschein, heftiges Geflüster wurde hörbar. Dann zog das Pferd von neuem an und hatte, kräftig laufend, die Frau bald eingeholt, die mit schleppenden Schritten dahinging.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war um die Mittagszeit des nächsten Tages, als ein anständig, aber einfach gekleideter alter Herr und ein junges, schönes Mädchen vor einem alten Hause in einer der allerletzten Gassen Wiens Halt machten, um aufmerksam einen Zettel, der am Tor hing, zu studieren.

„Es ist das richtige Haus," sagte Ernst Key mit Bestimmtheit, „das Haus, in welchem Frau Marie v. Dittrich wohnen soll. Die Gasse und Nummer stimmen mit der polizeilichen Angabe. Also, vorwärts, Edith! Das hier zum Vermieten angekündigte Gartenhaus ist jedenfalls ihre jetzige Wohnung. Und Achtung, Edith! Kein Wort, das uns verraten kann! Jetzt heißt es klug sein, wie Jäger, die ein Wild beschleichen!"

Seit dem verflossenen Abend war eine große Wandlung in dem Gebaren des alten Herrn eingetreten. Die seltsame Art, in welcher die postlagernden Briefe weiterbefördert wurden, hatte seine Vermutung, daß hier ein Betrug oder sonst ein Verbrechen im Zuge sei, nur bestätigt. Auch Edith war nun halb überzeugt, und auch in ihr wurde das Interesse wach an dem seltsamen, geheimnisvollen Erlebnis.

Wenige Minuten danach standen sie, begleitet von der Hausbesorgerin, vor einem kleinen, vernachlässigt aussehenden Gebäude, das inmitten eines stark ver-

wilderten Gartens lag. Auf ihr Läuten öffnete eine noch junge Frau mit sympathischen Zügen die Tür.

„Wir möchten gern die Wohnung ansehen," sagte Herr Key, artig grüßend, und trat auch schon über die Schwelle. „Sieh da — ein stattlicher Vorraum! Und sieh nur, Kind, was für eine prächtige Gartenaussicht!"

Sie gingen, immer plaudernd, der Frau nach und kamen in ein großes, halbleeres Zimmer.

„Ach — hier wird ja schon gepackt!" sagte Edith und deutete auf die umherstehenden Koffer und Schachteln. „Sie ziehen noch vor dem Termin, gnädige Frau?"

Die Angeredete blickte sie mit einem verlegenen Ausdruck in den großen, schönen Augen an. „Wahrscheinlich," entgegnete sie ausweichend.

Die Hausbesorgerin, eine kleine, dicke Frau, welche bisher den Fremden die Vorzüge dieser Wohnung angepriesen hatte, wendete sich nun um. „Sie sollten wirklich mehr an die Luft gehen, Frau v. Dittrich!" sagte sie gutmütig. „Lieber Gott, wie Sie aussehen, seit Ihr Mann mit dem Fritzel weggefahren ist! Wo ist er nur hin? Auf das Gut in Ungarn, welches dem Herrn Schwager gehört — nicht wahr? Na, da seien Sie nur froh, daß er sich nun dort erholen kann, der kleine Kerl! War ja lange genug krank und schwach. Aber lieb war er doch, der Fritzel."

„Sehr lieb," entgegnete Frau v. Dittrich, aber in ihrer Stimme war jetzt gar kein Ton.

Die Hausmeisterin wurde fast ungeduldig. „Aber, Frau v. Dittrich," sagte sie resolut, „das nehmen Sie aber wirklich sonderbar auf! Viel, viel zu schwer! Die Trennung vom Fritzel wird ja doch nicht ewig dauern! Wie lange bleiben Sie denn noch hier?"

„Ich weiß es nicht," murmelte die Frau und sah wieder mit einem seltsamen Blick vor sich hin. „Ich

glaube, nur noch ein paar Tage. Ich muß allerlei ordnen — packen — ja —"

Die Hausbesorgerin sah sie gutmütig an. „Na ja," sagte sie, „Ihnen liegt noch immer die Aufregung in den Gliedern. — Die Herrschaften müssen nämlich wissen," wandte sie sich redselig an die Fremden, „die arme Gnädige hat vor kurzer Zeit was sehr Aufregendes miterlebt. Der Herr v. Dittrich war nämlich seit mehr als einem Jahr in Amerika bei seinem Bruder, und jetzt sind sie alle herübergekommen, unser Herr und der Herr Bruder und seine schöne junge Frau und ein kleines Buberl. — War es ihr eigenes Buberl, gnädige Frau?"

„Nein," entgegnete die Frau langsam, fast wie widerstrebend. „Es war das einzige Kind des dritten, verstorbenen Bruders und dessen ebenfalls schon verstorbenen Frau."

„Und was war mit dem Kinde?" fuhr da eine zitternde Männerstimme dazwischen. Der alte Herr wäre jetzt fast aus der Rolle gefallen.

Aber die Frau achtete kaum auf ihn in ihrer eigenartigen Versunkenheit, und die Hausbesorgerin war viel zu sehr von dem seltsamen Ereignis eingenommen, das sie erzählen wollte, um dem fremden Herrn auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

„Ja, das Kind!" sagte sie nun, schwelgend in den Einzelheiten dieser Sache. „Denken Sie nur, das Kind kam schon sehr unwohl hier an. Die Herrschaften zogen nicht mit ihm ins Hotel, sondern wohnten hier. Ich hab' sie zwar nicht gesehen — das Gartenhaus liegt ja auch ganz einsam — aber interessiert haben sie mich. Denken Sie doch nur, solche Leute aus Amerika! Ja — und was ich sagen wollte — nach zwei Tagen stirbt ihnen das Kind!"

„Es ist hier gestorben?" fragte der alte Mann und setzte sich auf den nächsten freien Stuhl. Er wischte einige Male den Schweiß von seiner Stirn.

„Na ja — es war tot! Der Arzt, der den Fritzel behandelt hat, ist zuletzt nicht gerufen worden, der hätte mir schon mehr erzählt. Aber der amerikanische Herr ließ einen berühmten Doktor kommen, einen Spezialisten. Mit dem war nichts zu reden, der hat mich schön angefahren, als ich ihn fragen wollte. An was ist denn der Kleine eigentlich so schnell gestorben?"

„Lungenentzündung," entgegnete die Frau mit abgewendetem Gesicht.

„Na ja — Lungenentzündung!" sagte die Hausbesorgerin und schritt in das nächste Zimmer voran. „Der amerikanische Herr ist gleich am Abend mit der Leiche nach der Totenkammer gefahren. Unser Herr aber und unsere Gnädige haben mit dem Fritzel die amerikanische Dame ins Hotel begleitet. Der Fritzel hat geschlafen und war in ein riesiges Tuch gewickelt, damit ihm die Nachtluft nicht schadet. So habe ich ihn nicht einmal mehr sehen können."

„Bitte, ein Glas Wasser," rief Edith Key plötzlich, „der Dame ist unwohl!"

Die schlanke Gestalt der noch jungen Frau wankte plötzlich. Das regelmäßige Gesicht war tief erblaßt, ein Zittern flog durch ihre Glieder.

„Na ja — der Schreck," meinte die Hausbesorgerin und mühte sich um die beinahe Ohnmächtige. „Die Gnädige war immer so schwach. Und nun muß sie auch noch den Fritzel entbehren. Der war ihr alles."

In diesem Augenblick begann die junge Frau zu weinen — so bitterlich und hilflos, daß die Hausbesorgerin beinahe ungeduldig wurde.

„Lieber Gott, das kommt halt von den Nerven,"

sagte sie. „Ja, die ewigen Aufregungen! Und daß der Fritzel jetzt fort ist mit seinem Vater —“

„Weinen Sie doch nicht so!“ sprach Edith mit zuckenden Lippen. „Sie sind ja glücklich — trotz alledem! Ihr Kleiner lebt ja!“

„Ja, ja — er lebt!“

Die junge Frau stieß die Worte zwischen den strömenden Tränen hervor und sah mit irrem Blick von einem zum anderen.

Edith blickte über den Kopf der Weinenden hinweg in ihres Vaters totenbleiches Gesicht. Sie sah, er konnte kaum noch seine Fassung bewahren.

„Wir kommen morgen vielleicht noch einmal, die anderen Zimmer zu besehen,“ sagte sie freundlich. „Die Dame braucht jetzt Ruhe.“

Einige Minuten später schritten sie schon durch den stillen Garten. Die Hausbesorgerin folgte geschäftig.

Um die Aufmerksamkeit der redseligen Alten von dem Gerichtsrat abzulenken, fragte Edith wie beiläufig: „Sonderbare Frau! War sie immer so erregt?“

Die Frau schüttelte den Kopf. „Ach, keine Spur! Ganz ruhig war sie und heiter, obgleich sie immer knapp leben mußte mit dem kleinen Fritz, denn der Herr schickte selten Geld, und ihre Stickereien trugen nicht so sehr viel ein. Aber da fing der Kleine vor etwa einem halben Jahr an zu kränkeln und zu husten. Von dem Moment an war die Frau ganz verrückt, immer in der Angst um ihren Fritzel. Zuletzt war sie ganz außer sich und hat ihrem Mann telegraphiert, er solle so schnell als möglich kommen. Nun, er ist ja gekommen. Und wie es schon so geht: unser Fritzel sitzt jetzt wahrscheinlich seelenvergnügt auf dem ungarischen Gut, welches der Bruder unseres Herrn gekauft hat, erholt sich, und das frische, gesunde Kind

stirbt. Die Amerikaner sind, glaub' ich, gleich abgereist. Na ja, so ein Schreck. Unsere Frau kannte ja doch das fremde Kind kaum, aber sie ist auch noch ganz krank. Sie geht auch fast nicht aus. Nur hie und da für kurze Zeit und immer Abends. Nur am Samstag macht sie stets einen weiten Spaziergang. Um sieben Uhr geht sie weg und ist nie vor neun Uhr daheim. Ich weiß aber nicht, wo sie hingeht. — Meine Herrschaften, ich empfehle mich! Also, ich bitte, kommen Sie noch einmal — die Wohnung ist wirklich sehr schön!"

Einige Minuten später schritten Vater und Tochter draußen im hellen Tagesschein die Straße hinab. Der alte Herr hatte den Arm des Mädchens genommen und so, gestützt auf sie, ging er mit zögernden Schritten fort. Hinter ihnen versank das einsame Haus.

„Papa," sagte Edith endlich — „lieber Papa!"

Er antwortete erst nicht. Aber ein trockenes Schluchzen schüttelte seinen Körper. Verwundert blickten einige Vorübergehende ihm nach. Er merkte dies und ermannte sich.

„Ja — ja," sprach er mehr für sich, als zu Edith gewendet, „so geht allmählich auch diese letzte, vage Hoffnung in die Brüche. Und jetzt erst, da ich sie entschwinden sehe, jetzt erst weiß ich, was mir diese Hoffnung war!"

Edith strich zärtlich über die welke Hand, welche auf ihrem Arm lag. „Und weshalb erscheint dir nun plötzlich alles so ganz aussichtslos?" fragte sie fast zaghaft. „Ich finde nichts, was uns so entmutigen könnte. Im Gegenteil, die Tatsachen bleiben doch bestehen: Otto v. Dittrich ist zweifelsohne noch in Wien, ein Diener, von dem wir gar nicht wissen, wer er ist, behebt regelmäßig seine Briefe; er übergibt diese Briefe auf eine geheimnisvolle Art an Frau Marie v. Dittrich.

Also Anhaltspunkte genug, um zu vermuten, daß der dringende Wunsch, wahrscheinlich sogar die Notwendigkeit vorliegt, hier unerkannt zu bleiben. Weshalb? Diese Frage bleibt offen."

Der alte Herr nickte müde. „Ja — gewiß. Aber die Erregung dieser Frau, das ganze, wunderliche Gebaren läßt mit vollster Bestimmtheit nur eine Erklärung zu: das Kind ist tot. Auf welche Weise es gestorben ist, ob jemand eine Schuld an seinem Tod trifft, das ist eine zweite Frage. Aber ich fühle mich nicht mehr stark genug, diese zu lösen. Mein nächster Weg geht jetzt zur Pfarrei. Ich will mir die Bestätigung des Todes unseres Enkels verschaffen. Dann fahre ich ins allgemeine Krankenhaus. Dort habe ich einen alten Studiengenossen, den Professor Almers. Ich hoffe durch ihn den Obduktionsbefund zu erhalten."

Er hielt vollkommen erschöpft inne.

„Und dann? Was willst du noch tun?" fragte Edith hastig.

„Dann übergebe ich alles Material der Polizei. Einer solchen Jagd bin ich nicht mehr gewachsen."

Im Verlaufe der nächsten Stunde schon wurde ihnen im Pfarramt der Totenschein anstandslos ausgefolgt. Er war vollkommen in Ordnung: „Otto v. Dittrich, geboren zu New York 1902, Sohn des Marian v. Dittrich, Gutsbesitzers in Nordamerika, und dessen Ehefrau Ellen geborene Key. Beide gestorben. Der Knabe wurde auf dem Ortsfriedhofe im eigenen Grabe bestattet."

„Zum allgemeinen Krankenhause," sagte Edith dem Kutscher und stieg mit dem alten Herrn, der sich willenlos führen ließ, in den Wagen. Sie wollte nun alle diese Aufregungen mit einem Male hinter ihm wissen. Besser die ganze, ärgste Wahrheit als dieses aufregende Nachforschen.

Obergerichtsrat Key sandte dem alten Schulfreunde, welcher jetzt eine sehr bedeutende und einflußreiche Stellung innehatte, seine Karte und wurde in herzlichster Weise aufgenommen. Sofort erkannte der berühmte Arzt und treffliche Menschenkenner, daß er einen tief Gebeugten vor sich habe. Er fragte nicht, aber seine milde, teilnehmende Art lockte förmlich zu offener Aussprache. Und so saßen denn schon nach kurzer Zeit die beiden alten Freunde dicht nebeneinander und Key erzählte, erst stockend, dann immer fließender, alles, was ihn bewegte und erregte.

Professor Almers hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Endlich hielt der andere inne.

„Armer Freund," sagte da der Arzt, „das ist freilich ein harter Schlag! Den Befund kann ich dir wohl verschaffen, aber erst bis Nachmittags, vielleicht auch erst Abends. Ich will gleich Auftrag geben. Aber dich lasse ich bis dahin nicht aus den Augen, Ernst. Wie wäre es, wenn ich dich und das Fräulein für ein paar Stunden diesem Großstadtgetriebe entführen würde? Ich wohne in einer Villa ganz an der Peripherie der Stadt. Dort ist Ruhe, Stille, Einsamkeit. Ringsum der Garten, dann gleich der weite Wienerwald. Meine Frau ist auf einer Reise. Du könntest dich ein wenig erholen, wirst ruhiger werden."

Ein beredter Blick flog aus des Arztes Augen zu Edith hinüber, welche bisher schweigsam und nachdenklich gewesen war. Jetzt hob sie plötzlich den Kopf; eine eigentümliche Sicherheit sprach aus ihrem Wesen, die seltsam abstach gegen die Niedergedrücktheit von früher. „Folge dem Herrn Doktor, Papa," sprach sie überredend. „Er weiß als alter, treuer Freund gewiß, was dir gut tut. Nur möchte ich die Herren sehr bitten, mich für den Nachmittag heute freizugeben.

Ich fühle mich sehr abgespannt, möchte jetzt ins Hotel fahren und ruhen und dann gegen Abend noch einen Besuch machen bei meiner alten Freundin Elisabeth Werner. Sie hat auch Ellen so lieb gehabt, sie wird sich innig für das Geschick von Ellens Kind interessieren, und ich sehne mich sehr nach einer Aussprache mit ihr."

Key schien etwas befremdet von dem Wunsch seiner Tochter. Doch konnte er nicht gut etwas dagegen einwenden, und so ging sie nach einem zärtlichen Abschiede schnell davon.

Unten wartete noch der Wagen. Edith Key winkte dem Kutscher ungeduldig zu, sprang ein und rief: „Fahren Sie nach dem Hotel Continental. Rasch — so schnell Sie können!"

Sie zog ihre zierliche Uhr aus dem Gürtel.

„Ein Uhr! Das geht noch," murmelte sie. „Daß mir dieser Gedanke erst heute kommt!" Dann saß sie ruhig, bis der Wagen vor dem Hotel hielt.

Aber das Herankommen des Portiers wartete sie nicht ab. Sie lief ihm entgegen.

„Nicht wahr, Sie erinnern sich meiner und des alten Herrn von gestern?" rief sie lebhaft. „Wir fragten Sie nach dem amerikanischen Ehepaar."

Der Portier nickte würdevoll. Ja, er erinnerte sich.

„Da wollte ich Sie heute nur noch bitten," fuhr Edith schnell fort, indem sie ihre Börse zog und dem Manne einen blanken Gulden in die Hand schob, „daß Sie sich beim Personal hier ein wenig erkundigen, ob denn gar niemand jene alte Frau erkannt hat oder annähernd weiß, wo sie wohnt, welche das Kind und den Diener jenes Herrn v. Enders aus dem Hotel begleitete. Es wäre dies sehr wichtig für uns."

„Die Frau war, begleitet von ihrem Manne, gestern

abend hier," unterbrach sie der Portier. „Die Leute waren ganz außer sich, als sie hörten, Herr und Frau v. Enders seien abgereist. Sie gaben ihre genaue Adresse an für den Fall, daß wir noch einmal etwas von den Amerikanern hören sollten."

„Ist das Kind noch bei ihnen?"

Der Portier zuckte die Achseln. „Das weiß ich nicht. Aber wenn gnädiges Fräulein sich vielleicht selbst erkundigen möchten, so ist hier die Adresse: Frau Feldmann, Trödlerin, I, Tiefer Graben."

Edith griff rasch nach dem Zettel, den der Portier herbeigeholt hatte; ihre Hände zitterten vor innerer Aufregung. Sie wäre am liebsten sofort hingefahren und hätte das Kind gesehen, denn sie hoffte immer noch, irgend eine Ähnlichkeit, eine Namenschiffre in der Wäsche, eine Kleinigkeit, welche man vielleicht übersehen hatte, könnte ihr einen bestimmten Anhaltspunkt geben. Ein Blick jedoch nach der Uhr belehrte sie, daß es schon zu spät war. Sie konnte eben noch in ihr Hotel zurückkehren und ihre Vorbereitungen treffen, dann war es Zeit, hohe Zeit.

Sie warf einen besorgten Blick nach dem Himmel. Es war den ganzen Tag über schon trüb gewesen, aber nun ballten sich die Wolken in dichten, dunklen Massen am Himmel zusammen, ein heftiger Wind erhob sich und fuhr pfeifend durch die Straßen.

Der Kutscher wies mit der Peitsche gegen das Firmament. „Heut soll jeder froh sein, der daheim bleiben kann," sagte er zu Edith, als sie ihn entlohnte. „Heute gibt's ein böses Unwetter, gnädiges Fräulein, das spürt man deutlich."

Sie nickte kurz und stieg die Treppen empor. Der energische Zug um den feinen, blassen Mund trat jetzt noch schärfer hervor als früher.

4.

Der Kutscher hatte richtig prophezeit; schon zwei Stunden später brach ein häßliches Wetter los. Wild tobte der Sturm durch die Straßen, und der Regen prasselte nieder auf das Pflaster.

Um das einsame Gartenhaus, welches Marie v. Dittrich noch bewohnte, brauste der Sturm mit doppelter Gewalt. Obwohl es eben erst sieben Uhr geschlagen hatte, war es in Hof und Garten schon vollständig dunkel. Man sah von hier aus, wie die Hausbesorgerin im Vorderhause von Stockwerk zu Stockwerk ging, um die Gasflammen zu entzünden.

Frau v. Dittrich schien, am Fenster des unbeleuchteten Zimmers stehend, auf diesen Moment gewartet zu haben, denn kaum sah sie die erste Flamme aufglänzen, als sie ihr großes schwarzes Tuch vom nächsten Stuhle riß und es rasch überwarf. Um den Kopf legte sie einen dichten Spitzenschal, den sie bis tief in die Stirne hereinzog, so daß bloß ein ganz kleiner Teil des Gesichtes frei blieb.

Eine Sekunde später stand die Frau bereits draußen. Vorsichtig drehte sie den Schlüssel im Schlosse. Mit einer ängstlichen Geberde spähte sie um sich. Hatte auch niemand das scharfe leise Knacken vernommen? Doch nichts regte sich ringsum. Kein Laut außer dem Stöhnen des Windes und dem Prasseln des Regens schlug an ihr Ohr.

Langsam, immer lauschend und spähend, ging die Frau durch den Garten und über den Hof, sah durch die Glastür in den Hausflur, der öde vor ihr lag, und lief dann schnell hindurch und auf die Straße hinaus. Hier wendete sie sich nach rechts und ging die Friedhofsmauer entlang, immer auf der im vollen Dunkel

liegenden Seite. Sie mußte ihren Schirm aufspannen und hielt ihn nun so vor sich, daß auch die schärfsten Augen keinen Schimmer ihres Gesichtes wahrnehmen konnten.

Nun unterbrach das schmiedeeiserne Friedhofstor die einförmige Mauer. Die Frau hemmte einen Augenblick ihren Schritt, zögerte eine Minute und lief dann plötzlich mit doppelter Schnelligkeit auf das geschlossene Tor zu. Mit beiden Händen faßte sie die Gitterstäbe und preßte den Kopf an das nasse, kalte Eisen. So stand sie eine ganze Weile regungslos da.

Aber nun fuhr sie jäh empor. Tönte da nicht hinter ihr ein Schritt? Da — nun vernahm sie es noch einmal: das vorsichtige Aufsetzen eines Fußes. Aber nun — alles totenstill! War es eine Sinnestäuschung gewesen? Sie trat von dem Gitter zurück und spähte mit äußerster Vorsicht den finster daliegenden Weg entlang.

Weit konnte man ja überhaupt nicht sehen. Hier ein paar regentriefende Büsche, zwischen denen der schmale Fußpfad sich verlor, dort ein Stück der öden Fahrstraße. Sonst nichts.

Die Frau schüttelte den Kopf. „Wie ich mich fürchte!" murmelte sie vor sich hin. „Gott! Wie ich mich fürchte!"

Trotzdem schritt sie vorwärts, und neben dem gleichförmigen Aufklatschen des Wassers unter ihren eigenen Füßen hörte sie nicht, daß auch jetzt in geringer Entfernung hinter ihr ein Geräusch laut wurde. Sowie Frau Marie v. Dittrich eine Sekunde lang atemschöpfend stehen blieb, erstarb auch der Laut hinter ihr. Sowie sie weiterging, setzte auch er ein — ruhig und unentwegt.

Die Mauer des Friedhofs war zu Ende. Dahinter

lag freies Feld. Von jenseits glänzten Lichter aus einzelnen Villen, eine Straße zog sich den Berg entlang. Von dort klang halbverweht die Glocke der elektrischen Straßenbahn herüber. Noch einmal blieb die Frau wie unschlüssig stehen und zog das Spitzentuch tiefer ins Gesicht. Dann aber schien sie neuen Mut zu fassen und betrat einen schmalen Pfad, welcher quer über den weiten, vor ihr liegenden Wiesenplatz zu führen schien. Der Weg lief stets neben einer Gebüschwand hin, und wieder duckte sich die Frau tief in den Schatten derselben, als sie nun vorwärts schlich. Es war ein weiter Weg und sehr schlüpfrig; große Lachen hatten sich überall gebildet. Wer hier und zu dieser Stunde ging, der hatte einen ganz bestimmten und sehr wichtigen Zweck, das war vollkommen klar.

Die Frau war am Ende des Weges angelangt und steuerte nun gerade auf einen Bretterzaun los, welcher in geringer Entfernung das unbebaute Land begrenzte. Der Pfad verlor sich fast völlig im Gebüsch; sie kam nur mühsam vorwärts, und die Dunkelheit war hier so arg, daß die nächtliche Wanderin häufig tastend die Hand vor sich hin streckte, um nicht an einem Baumstamm anzurennen. Endlich stand sie dicht vor dem Zaun, an welchem der Weg weiterlief. Sie fühlte an den Brettern entlang — dann ein kurzes, scharfes Klirren, das Schnappen eines Schlosses — eine Sekunde später drehte sich ein Türchen in den rostigen Angeln, um sich sofort wieder zu schließen.

Als einige Minuten später eine zweite Gestalt sehr vorsichtig aus dem Dunkel auftauchte, war alles ringsum so tief einsam und verlassen wie nur je. Nur der Wind sang sein mächtiges Lied, und der Regen rauschte nieder, gleichmäßig, eintönig. Von dem lärmenden

Leben der großen Stadt, welche dort drüben lag, drang kaum ein Laut bis hier herein.

Einige Sekunden lang stand die dunkle Gestalt, welche sich kaum von den Stämmen der Bäume abhob, lauschend stille. Da drinnen, innerhalb des Zaunes, war unzweifelhaft ein ausgedehnter Privatgarten. Die schon an die Finsternis gewöhnten Augen unterschieden jetzt deutlich weißbestreute Kieswege zwischen allerlei Anlagen, und hier, dicht neben dem Zaun, ein Gartenhäuschen. Von dorther kamen jetzt Schritte, flüsternde Stimmen wurden hörbar.

Lautlos verschwand die Gestalt vom Wege und drückte sich in das Buschwerk.

„Sei nur ruhig!" flüsterte da eine Frauenstimme im Garten drinnen. „Weine doch nicht so, Felicitas! Vielleicht gibt es doch noch eine Rettung für ihn. Wann sagte der Arzt, daß die Krise zu erwarten sei?"

„Jede Stunde," klang es zurück.

„Hast du die Briefe?" begann nach einer Weile wieder die Stimme der Frau Marie v. Dittrich. „Vielleicht beruhigt es ihn, wenn er hört, daß Fritz wieder keinerlei Anstand hatte beim Beheben. Ach, wären es nur schon die letzten! Dieser Weg ist furchtbar. Und Fritz übernimmt die Besorgung hierher absolut nicht. Ihm ist diese Sache von Tag zu Tag entsetzlicher. Und ich? — Felicitas, ich kann auch beinahe nicht mehr!"

Es klang wie der unterdrückte Aufschrei einer Verzweifelten. Dann wurde die Tür im Zaune geöffnet, und die beiden Frauen gingen auf dem schmalen Pfad ein paar Schritte weiter. Nun standen sie dicht neben dem Buschwerk, in welchem eben erst die dunkle Gestalt untergetaucht war. Sie waren ihr so nahe, daß fast ihr Atem sie streifte.

„Wir müssen aushalten, Marie," sagte da wieder

die andere Stimme. „Es ist ja möglicherweise schon in wenigen Tagen, falls nur die Krise gut vorübergeht, so weit mit Otto, daß wir ihn fortbringen können aus dieser Stadt, wo ihm der Boden unter den Füßen brennt. Das Kostgeld für den Kleinen liegt bereit, aber ich getraue mich nicht, es abzusenden, denn ich fürchte, die Leute forschen uns dann nach. Aber werden sie das nicht auch so tun? Otto ist nun schon fünf Tage bei ihnen und —"

In diesem Augenblick stieß Felicitas einen halbunterdrückten Schrei aus. Die Zweige des Gebüsches neben ihr hatten sich plötzlich so heftig bewegt, ein Knacken klang deutlich durch die Stille.

„Was war das?" flüsterte die junge Frau. Sie zitterte am ganzen Körper.

Auch Marie v. Dittrich stand wie gelähmt. Aber da nun kein Laut mehr die tiefe Stille unterbrach, beruhigten sich die Frauen allmählich.

„Geh — geh rasch!" flüsterte Felicitas. „Ich muß wieder hinein. Er wird nach mir rufen, und du weißt es, wie er ist, wenn ich dann nicht da bin. Er lenkt uns ja alle auch jetzt noch wie Marionetten. Aber er tut alles nur für uns. Das müssen wir immer bedenken, Marie — immer!"

„Ich will aber nichts von ihm!" rief Marie v. Dittrich heftig. Sie schien für einen Augenblick alle Angst und Vorsicht zu vergessen. „Ich bin mit meiner Kraft zu Ende! Ich will nicht! Ich will nicht!"

Die weitaus kleinere Gestalt ihrer Begleiterin schmiegte sich einen Augenblick zärtlich an sie. „Geh jetzt nur heim!" flüsterte sie. „Vielleicht ist bis morgen schon alles anders. Ich muß trachten, heute noch mit meinem Manne zu reden. Es muß etwas geschehen — Ottos wegen. Aber was? Was?"

„Das laß nur ihn ausklügeln,“ sagte Marie v. Dittrich finster. „Er allein hat die Sache begonnen. Mag er zusehen, wie er nun damit fertig wird!“

Sie nickte der anderen einen kurzen Gruß zu und ging langsam den Weg zurück, auf dem sie gekommen war.

Felicitas schlüpfte in den Garten. Ein Klirren, ein Knacken — der Riegel sprang ein.

5.

In dem behaglichen Zimmer seines Gasthofes saß der Obergerichtsrat Key schon seit längerer Zeit und horchte erregt in das Unwetter hinaus. Edith war noch nicht daheim, obgleich die Uhr längst die neunte Stunde geschlagen hatte. Der alte Herr wurde von Minute zu Minute unruhiger. Er selbst war erst nach sieben Uhr im Hotel angelangt, traurig, abgespannt, sterbensmüde. Der Obduktionsbefund war in vollster Ordnung gewesen und hatte bestätigt, daß Otto v. Dittrich, zwei Jahre alt, gebürtig zu New York, Sohn des verstorbenen Marian v. Dittrich und der gleichfalls verstorbenen Ehefrau Ellen geborenen Key an Lungenentzündung gestorben war.

Gab es nun wirklich noch einen Zweifel? Auch die Todesursache war also festgestellt, und diesen Tod konnte man nicht willkürlich herbeiführen. Folglich waren die Amerikaner in dieser Hauptsache unschuldig.

Er begriff nun in seinem trostlosen Dahindämmern überhaupt gar nicht mehr, daß er noch vor zwei Tagen im stillen eine große, starke Hoffnung genährt hatte. Es war ja alles eine törichte Einbildung gewesen — lächerlich, daran noch zu denken! Man mußte sich in das herbe Geschick fügen, Tochter und Enkelkind verloren zu haben.

In seiner Einsamkeit wurde der alte, kränkliche Mann immer verzweifelter. Er sehnte sich so unglaublich nach Edith.

So oft der Sturm draußen die Scheiben heftiger erklirren ließ, fuhr Key entsetzt zusammen. Die schweren Regentropfen schlugen gleichmäßig, eintönig an die Fenster, und dieses dumpfe Geräusch bildete den Grundakkord zu der großen Sturmsinfonie draußen. Der alte Mann stand dicht am Fenster und horchte hinaus.

In diesem Moment tönten von der nahen Kirche zehn Schläge herüber.

„Papa!“ sagte da eine weiche Stimme von der Tür her. „Lieber Papa, ich bin da!“

Key war fast erschreckt emporgefahren. Edith war da? Ja? Nun gottlob! Er atmete wie erlöst auf. Aber wie sie nur sprach, so seltsam, so jubelvoll! Und als sie ihm nun gegenüberstand, da sah er aufs höchste befremdet in ihr treues, kluges Gesicht. Sie hatte rosige Wangen, strahlende Augen. Sie sah aus wie das Glück selbst.

„Papa,“ sagte Edith und legte beide Arme fest um seinen Hals, „kannst du etwas Gutes hören? Bist du stark und wirst du es aushalten?“

Ein trübes Lächeln glitt um seinen Mund. Er glaubte sie nun zu begreifen. Wahrscheinlich hatte die Freundin ihr neuen Mut zugesprochen, hatte vielleicht irgend einen Plan geschmiedet. Nun ja, sie wußten ja noch gar nicht alles, und sie waren jung, hoffnungsselig.

Es tat ihm leid, ihre Fröhlichkeit zu stören, und so sagte er nur ausweichend: „Du warst lange bei Elisabeth, Liebling.“

Sie zog ihn nach dem Diwan und drückte ihn sanft in die Polster.

Da glitt seine Hand an ihrem Kleide herab. „Kind,“ rief er entsetzt, „du bist ja ganz durchnäßt! Ziehe dich erst um und dann sage, wo du so lange warst! Der kurze Weg bis zu Elisabeth kann da unmöglich die Schuld haben.“

Sie nickte und lief in ihr Zimmer. Er saß ganz still und horchte. Sprach sie da nicht mit jemand? Ihr Zimmer hatte einen eigenen Ausgang auf den Gang. Und nun wieder Flüstern, ein leises Lachen —

Eben wollte er sich erheben, um selbst nachzusehen, da trat Edith wieder auf die Schwelle und zog rasch die Tür hinter sich zu.

„Mit wem hast du eben gesprochen?“ fragte Key.

„Komm, Papa!“ entgegnete Edith liebevoll. „Nun setzen wir uns hier zusammen, und ich erzähle dir ein Abenteuer. Aber du mußt mir versprechen, ruhig zuzuhören — kein Schreck mehr, jetzt, wo alles gut abgelaufen ist! Nicht wahr, du wirst dir Mühe geben?“

Sie saß schon neben ihm und begann zu sprechen. Erst berichtete sie ganz einfach, wie sie gleich bei der Erwähnung der Hausbesorgerin am Vormittag, daß Frau Marie v. Dittrich meist gegen Abend weggehe, hiermit den Gedanken verbunden habe: sie geht weg, um die Briefe weiter zu besorgen. Wahrscheinlich könnte man so auf kürzeste Art erfahren, wo Otto v. Dittrich und seine Frau jetzt wohnten. „Ihnen aber Auge in Auge gegenüberzustehen, das war mein heißester Wunsch.“

„Wozu?“ murmelte der alte Herr. „Das Kind ist tot. Das sagt das verstörte Benehmen der Frau, das beweisen Totenschein und Obduktionsbefund.“

„Sie können falsch sein,“ entgegnete Edith ruhig, „nicht falsch an und für sich, aber auf ein anderes Kind bezüglich.“

„Auf ein anderes Kind?“ Der alte Herr richtete sich rasch auf. Leben kam in seine Züge.

„Lieber Papa,“ sagte Edith, „ich bin der Frau Marie v. Dittrich nachgeschlichen heute durch Unwetter und Dunkelheit, über einsame Felder und durch dichtes Buschwerk — sei ruhig, Papa! Es war eine Gefahr, und ich weiß, nie hättest du mir dieses Wagnis gestattet. Aber nun ist ja alles, alles vorbei. Ich sah Frau Marie endlich in dem Garten eines Privathauses verschwinden, sie kam mit ihrer Schwägerin Felicitas heraus, sie sprachen lange zusammen.“

„Kind — Liebling!“ Key ließ sich nicht länger halten. Er nahm ihren blonden Kopf zwischen seine beiden Hände. „Das alles hast du getan — für mich getan?“

Sie nickte nur. „Das Haus, dessen Garten ich später umschritt, liegt in einer ganz einsamen Straße, ganz draußen in Lainz. Ich habe mir die Adresse notiert. Dort, in einem Sanatorium für Augenleidende, weilt momentan Otto v. Dittrich mit Frau. Der Mann ist schwer krank, scheint operiert worden zu sein, denn sie sprachen von einer Krise, welche auch sehr schlecht ausgehen könnte. Doch alles das erzähle ich dir später noch ausführlich. Die Hauptsache kommt jetzt, Papa. Ich bitte dich, nimm dich zusammen! — Also höre. Als ich wußte, wo das Sanatorium ist, nahm ich beim nächsten Halteplatz einen Wagen und fuhr in die Stadt. Weißt du, wohin ich fuhr? Zu jener alten Frau, welche das Kind aus dem Hotel mit sich fortnahm.“

„Das Kind der Frau Marie v. Dittrich,“ schob Key ein.

Edith sah ihn lächelnd an. „Es war nicht ihr Kind, Papa,“ sagte sie leise.

„Nicht ihr Kind? Edith, wer — wer war es dann?“

Der alte Mann begann so heftig zu zittern, daß das Mädchen erst seine Hände fangen mußte und sie innig küßte.

„Frau Felicitas hat es zu Marie v. Dittrich gesagt: das Kind bei Frau Feldmann — so heißt die alte Frau — das Kind heißt Otto.“

„Otto?“

„Ja, Papa.“

Nun war es heraus; ein tiefer Atemzug hob die Brust des jungen Mädchens. Die letzte Viertelstunde war ihr schwerer geworden als die frühere Ungewißheit. Sie sah es jetzt: auch eine glückliche Nachricht kann oft betäubend wirken.

Der alte Herr saß da, als wäre er versteinert. In seinem Kopfe drängte sich eine Flut von Gedanken. Was sagte Edith? Das Kind bei der alten Frau heißt Otto? Und Otto hieß auch sein Enkel. Aber der Totenschein? Der Obduktionsbefund — was sollte alles dies heißen?

Sie legte wieder die Arme um seinen Hals. „Papa,“ sagte sie, „nun laß die Gedanken! Wer das tote Kind ist, das erfahren wir wohl morgen noch früh genug. Aber das lebende Kind — willst du es sehen, Papa?“

Sie faßte nach seiner Hand, stand rasch auf und zog ihn mit empor.

„Ich war dort,“ sagte sie leise. „Drinnen in meinem Zimmer ist es. Willst du es sehen, Papa? Es hat Ellens schönes blondes Haar, ihren Mund, ihre dunklen Augen. Komm, Papa, sieh dir dein Enkelkind an!“

Er folgte ihr willenlos.

Einen Augenblick später stieß sie die Tür auf, und er erblickte in dem hellerleuchteten Gemach eine alte, sauber gekleidete Frau, auf deren Schoß ein kleiner Knabe saß, der schon ein wenig mit dem Schlafe kämpfte.

Die Frau erhob sich grüßend. Der Kleine versteckte seinen Lockenkopf ängstlich an ihrer Schulter. Aber Edith nahm ihn auf den Arm und lachte ihn an. Da lachte er wieder.

Mit unsicheren Schritten trat der alte Mann ganz nahe heran. Ja — Edith hatte recht gehabt. Da war Ellens Haar, ihre Augen, der feine Mund. Halb verwischt durch die Jahre und doch noch deutlich stieg das Bild seiner Ältesten vor ihm auf, wie sie einst als Kind gewesen. So hatte sie gelächelt, so hatte sie den Kopf zurückgeworfen. War es nicht, als ob die Schatten der Vergangenheit lebendig würden?

„Wie heißt du?“ fragte der alte Mann leise.

Und der kleine Knabe lallte: „Ot—to — Ot—to!“

„Er sagt immer Otto,“ mischte sich die Frau nun ein. „Aber die amerikanischen Herrschaften sagten, er heiße Fritz.“

„Ot—to!“ beharrte der Kleine und sah dabei zuversichtlich in die Augen des alten Herrn.

Da schlang dieser die Arme um den Kleinen, legte den Kopf an seine Brust und weinte bitterlich. Waren es Freudentränen? War es Schmerz um Verlorenes?

Die Gegensätze des Lebens liegen so nahe aneinander. Wer kennt die Grenze? —

Eine Stunde später war Ruhe eingetreten. Der Kleine schlief in Ediths Bett den tiefen, traumlosen Schlaf müder Kinder. Die drei Erwachsenen saßen im Nebenzimmer, und Frau Feldmann erzählte immer wieder von ihrer Begegnung mit den Amerikanern.

„Ja — ja,“ sagte sie, „die Angst, die wir in den letzten Tagen hatten! Denn daß dies nicht mit rechten Dingen zugeht, war ja klar. Der Diener, der mir das Kind ins Haus trug, sagte, er würde es in zwei Tagen, vielleicht schon früher abholen, oder uns eine Nachricht

senden. Aber er kam nicht und auch keine Nachricht. Als wir ins Hotel kamen, erfuhren wir, daß die Leute abgereist seien. Nun schien uns die Sache gleich sehr verdächtig, und wir hätten es am liebsten angezeigt. Aber wir sind ehrliche alte Leute, hatten nie mit der Polizei zu tun. So beschlossen wir, noch zu warten. Da kam nun heute das Fräulein und sagte, der Kleine gehöre zu Ihnen. Ja, es kann wohl sein. Aber wir haben das Kind doch von den Amerikanern übernommen, sie haben dafür bezahlt; mein Mann, der den Kleinen besonders gern hat, hegte Bedenken, und meinte, ich sollte bei dem Kleinen bleiben, bis alles entschieden ist."

Der Obergerichtsrat nickte. „Sie sind ganz im Rechte, liebe Frau. Ich will gleich mit dem Kellner sprechen; er soll uns noch ein Zimmer anweisen, es sind genug leer. Du, Edith, überläßt dein Zimmer heute an Frau Feldmann und den Kleinen. Du selbst schläfst hier. Morgen früh fahren wir hinaus und rechnen ab mit dem Manne. Hoffentlich lebt er noch."

Edith nickte nur. Sie war todmüde und sehnte sich nach Ruhe.

6.

Am nächsten Morgen hatte Key seinen Plan gefaßt. Wer ihn heute sah, wie er mit energischen Bewegungen, immer mit Edith sprechend und den Kleinen dazwischen liebkosend, in den Zimmern ab und zu ging, hätte wohl kaum mehr in ihm den verstörten, gramgebeugten Mann erkannt, welcher gestern müde und gebrochen heimgekehrt war. Er hatte noch am Abend einen ausführlichen Brief an seinen Freund Almers geschrieben, der in aller Frühe besorgt worden war. Eben als Edith fertig war, kam der Professor selbst.

Er war freudig erregt und schüttelte dem alten Freund stürmisch beide Hände.

„Gratuliere!“ rief er. „Gratuliere! Nicht nur zum lebenden Enkelkind — hoffentlich irrt ihr euch in dieser Sache nicht —“

„Ich irre mich nicht!“ warf Key dazwischen. „Es ist Ellens Kind! Es hat ja alles von ihr! Und dann der Name! Nicht nur der Kleine, auch die Frauen nannten ihn Otto. Nein, nein — alter Freund! Da gibt's für mich keinen Zweifel!“

„Also der Enkel ist da! Aber zur Tochter muß man dir auch Glück wünschen, bester Freund! Das ist ja ein Staatsmädchen! Geht bei Nacht und Wetter wie ein Jäger ihrem Wild nach und fürchtet sich nicht!“

„O doch, Herr Professor.“ Edith lächelte ihm ins Gesicht. „Ich habe mich freilich gefürchtet — ach und wie sehr! Aber das half nichts. Ich mußte! Gottlob, nun ist ja das vorbei, aber jetzt liegt die bevorstehende Unterredung mit dem Manne, der vielleicht ein Sterbender ist, wie ein Alp auf mir.“

Key wurde ein wenig ungeduldig. „Schließlich dauert mich der Mann nicht so besonders. Er hat mit ruhigem Blut einen unglaublichen Betrug verübt. Ich muß dem Kinde zu allen seinen Rechten erst wieder verhelfen. Die Hauptfrage ist jetzt nur die: wie kommen wir zu dem Kranken? Er ist in einem Sanatorium untergebracht, er scheint sehr schwer leidend. Wird man mich zu ihm lassen?“

„Ich kenne den Arzt des Sanatoriums und auch den Inhaber,“ sagte Professor Almers. „Es wird das beste sein, ich fahre mit euch. Für den Vormittag habe ich mich frei gemacht. Den Eingang zu dem Kranken werde ich wohl verschaffen können.“

Key atmete auf. „Wir fahren aber zuerst zu Frau

Marie v. Dittrich," sagte er noch. „Ich habe mir zurechtgelegt, daß dies besser ist. Die Frau muß doch die Hauptsachen wissen. Was sie uns sagt, braucht uns der Schwererkrankte nicht erst zu sagen. Je mehr wir wissen, wenn wir zu ihm kommen, desto leichter ist die Sache für uns und auch für ihn." —

Als der Wagen vor dem Hause hielt, wo Marie v. Dittrich wohnte, war niemand im Hausflur, so daß Key und Edith ungesehen über den Hof gelangen konnten. Der Professor blieb im Wagen zurück.

Auf das Läuten an der Tür öffnete Frau Marie vorsichtig.

„Die Wohnung ist noch nicht ausgeräumt," sagte sie hastig und sichtlich erschrocken.

Der Obergerichtsrat lehnte sich, ohne etwas zu erwidern, gegen die nur halbgeöffnete Tür, so daß die Frau zurückweichen mußte. Einen Augenblick war sie fassungslos, dann schien ihr blitzschnell ein Gedanke zu kommen, welcher sie mit furchtbarster Angst erfüllte. Mit einem Satze wollte sie an dem alten Herrn vorbei. Er aber hatte ihre Bewegungen scharf beobachtet, und im selben Moment schnappte das Schloß ein. Die Frau wurde totenblaß und sah mit Augen, in denen der Ausdruck höchster Pein lag, von Key zu Edith.

„Fliehen nützt hier nichts," sagte der Obergerichtsrat in ruhigem Tone. „Das sehen Sie. Hier nützt nur eines: Sie sagen uns die volle Wahrheit. Was wissen Sie von dem Kinde, welches der Trödlerin Feldmann in Pflege gegeben wurde?"

Die Frau sah wie geistesabwesend um sich, und Edith tat der gequälte Ausdruck in diesem verzerrten, leidendurchfurchten Antlitz wehe.

„Wir stehen hier nicht als unbefugte Neugierige," sagte sie freundlich. „Wir sind die nächsten Anver-

wandten eines hilflosen Wesens. Ellen v. Dittrich war meine Schwester."

„Sie sind Herr Key?" stieß die Frau halblaut hervor.

„Obergerichtsrat Ernst Key. Dies meine Tochter Edith."

„Sagen Sie uns die Wahrheit!" bat das junge Mädchen noch einmal. „Sie sind doch selbst Mutter! Hatten Sie denn kein Mitleid mit dem wehrlosen Geschöpf?"

Die Frau blickte wieder mit dem sonderbar leeren Ausdruck, welchen Edith schon gestern an ihr bemerkt hatte, vor sich hin. „Mein Kind! Sie sprachen von meinem Kind!" sagte sie endlich unsicher. Dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und begann zu weinen, stoßweise, krampfhaft. „Ich darf nichts sagen! Ich darf ja nicht!" stieß sie dazwischen mühsam hervor. Und dann nochmals: „Ich habe es versprechen müssen!"

Key trat entschlossen auf sie zu. „Wir wissen bereits, daß nicht Sie die Hauptschuldige sind. Da Sie hier nicht sprechen wollen oder dürfen, muß ich Sie ersuchen, mit uns und einem meiner Freunde in das Sanatorium nach Lainz hinauszufahren."

Die Frau schnellte empor. „Ist er tot?" rief sie. „Hat er gestanden?"

„Nein," entgegnete Key. „So ist das nicht. Aber Sie sehen, wir wissen mehr, als Sie ahnen. Wenn Sie Aufsehen hier im Hause vermeiden wollen, so kommen Sie ruhig mit uns."

Ein verstörter Blick aus den schönen, sanften Augen der Frau traf ihn. Dann verfiel sie plötzlich in tiefste Apathie. „Es ist mir ja doch alles gleich," murmelte sie. „Was liegt daran?"

Mit zitternden Händen langte sie nach Jacke und

Hut. Dann griff sie, wie hilfesuchend, nach Ediths Arm. Und so, gestützt auf das Mädchen, in dessen feinen Zügen deutlich Mitleid und Erbarmen zu lesen waren, verließ sie das Haus. Wortlos drückte sie sich in eine Ecke des Wagens.

Vor dem Sanatorium angelangt, fragte Key den Portier nach Herrn Otto v. Dittrich.

Ein Kranker dieses Namens wohne nicht hier, erfuhr er.

„Er nennt sich vielleicht anders?“ meinte Key und sah nach Marie hinüber.

Sie zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht.“

„Der Herr soll schwer krank sein,“ mischte sich nun Professor Almers in die Unterhandlungen. „Eine junge, schöne Dame ist bei ihm.“

„Gewiß — dieser Herr ist seit mehreren Tagen hier. Momentan unser einziger schwerer Fall. Er nannte sich aber v. Kuhn. Ich selbst darf niemand vorlassen, denn der Herr mußte sich einer sehr schweren Operation unterziehen, welche nicht gut verlief. Das Allgemeinbefinden ist so geschwächt, daß man jede Stunde das Ende erwartet.“

„Einen Moment!“ sagte der Professor. „Ich gehe zum Arzt. Wir wollen einen Sterbenden nicht weiter belästigen, aber einige Aussagen kann er hoffentlich doch noch machen.“

In wenigen Minuten kehrte er mit dem Anstaltsarzt zurück, und bald darauf standen sie in einem kleinen Salon, der an das Zimmer des Kranken stieß. Nebenan rauschte ein Kleid. Eine junge, schlanke Frau öffnete hastig die Tür und taumelte mehr, als sie ging, über die Schwelle. Key, Edith und der Professor hielten sich noch im Hintergrunde. So sah Felicitas nur das verängstigte Antlitz ihrer Schwägerin.

„Gott sei Dank!“ stieß die junge Frau hervor. „Gott sei Dank, du kommst, Marie, du bist da! Es ist jemand bei mir! Weißt du es denn schon? Ich habe heute früh an Fritz geschrieben. Er muß sterben, Marie!“

Die andere rührte sich kaum. „Ich bin nicht allein hier, Felicitas, bin nicht aus eigenem Antriebe gekommen,“ sagte sie mit tonloser Stimme. Und dann, ganz unvermittelt, sprang sie auf die junge Frau zu und schlang beide Arme um deren schlanke Gestalt.

„Wir sind verraten, Felicitas!“ stieß sie hervor. „Hier ist der Großvater des Kindes und Edith, Ellens Schwester. Sie wissen alles!“

Mit einem wilden Schrei fuhr die schöne Frau zurück. Erst jetzt streifte ihr Blick die Fernerstehenden.

„Wer sind sie? Wer?“

Es war ihr nicht möglich, die Worte richtig auszusprechen. Sie lallte wie ein entsetztes Kind.

„Felicitas!“ klang da eine Stimme aus dem Nebenraume. „Was ist? Was tut man dir?“

Sie lief zurück wie gehetzt. „Sie sind da, Otto!“ schrie sie, völlig sinnlos in ihrer Angst. „Sie suchen uns — sie holen uns!“

Sie konnte nicht weiter, denn ein krampfhaftes Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Aber gleich darauf tönte eine Männerstimme, ziemlich schwach, aber gefaßt: „Wer will etwas von uns, Felicitas? Ich bin ein schwerkranker Mann und habe nicht mehr lange zu leben. Ich sehe kaum.“

Key trat zögernd über die Schwelle. „Herr Otto v. Dittrich!“ sprach er laut und vernehmlich. „Ich bin der Obergerichtsrat Ernst Key, der Großvater des kleinen Otto v. Dittrich. Ich wünsche Auskunft über das Kind, welches Sie bei Frau Feldmann unterbrachten.“

Jetzt ging doch auch über die Züge des Kranken eine tiefe Bewegung. Einige Sekunden schwieg er. Es arbeitete heftig in seinem Antlitz. Man merkte es: in diesen Augenblicken raste blitzesschnell ein Chaos von Gedanken durch diesen müden Kopf. Dann glitt ein seltsames Lächeln um den feingeschnittenen Mund.

„Gut," sagte er, „das Spiel ist aus, und ich habe verloren." Er fuhr unruhig mit den Händen über die seidene Decke.

„Herr v. Dittrich," sprach Key, „ich will Ihnen jeden Vorwurf ersparen. Aber auf einer offenen Erklärung muß ich bestehen. Wer ist das Kind?"

Einen Augenblick lag der Kranke noch scheinbar ruhig, dann plötzlich richtete er sich auf in einem jähen Wutanfalle. „Das Kind — das Kind!" schrie er, heiser vor innerer Erregung. „Immer und überall stellt es sich mir in den Weg! Jetzt noch, in meinen letzten Stunden! Wer es ist? Es ist Marians Sohn, der Sohn Ihrer Tochter Ellen! Sie wußten es ja schon! Was fragen Sie noch?"

Key atmete auf. „Und warum taten Sie das?" fragte er, unfähig in dem Glücksgefühl, das ihn durchströmte, ernstlich zu zürnen. Seine Stimme klang eher mitleidig.

Der Kranke setzte sich auf. Sein Atem ging schwer. „Warum? Ja, warum? Sie sind alt, Herr, Sie haben mit dem Leben abgeschlossen, die großen Leidenschaften liegen weit hinter Ihnen. Das Kind war vom ersten Tage seines Lebens an mein ärgster Feind. Früher lebte Marian nur für uns, seine beiden Brüder. Er war zu riesigem Vermögen gekommen, wir waren beinahe arm. Aber er tat alles für uns, fast wie ein Vater. Da kam seine Heirat — das Kind. Ich hielt es über die Taufe, nach mir wurde es genannt. Dann

starb seine Mutter, kurze Zeit darauf verunglückte Marian auf der Jagd, und von da an haßte ich dieses Kind, denn es stand zwischen uns und einem unermeßlichen Vermögen. Ich wurde zum Vormund ernannt. Herr, wissen Sie, was das heißt, fremdes Geld verwalten müssen, den Strom immer anwachsen sehen und daneben stehen beinahe mit leeren Händen? Ich war gesund, ehrgeizig, geldhungrig — nicht für mich, Herr, ich schwöre es! Aber für meine junge Frau, der ich ein Paradies hätte schaffen mögen, um sie zu zwingen, daß sie mich liebe, und der ich kaum oft das Nötigste bieten konnte. Ich war leichtsinnig, Herr, ich war ein Spieler, einer von denen, welche alles auf eine Karte setzen. Aber diese Frau habe ich geliebt, wie nur ein Mann lieben kann. — Komm her, Felicitas, komm ganz nahe zu mir heran! So. Und nun lege meinen Kopf an deine Brust und sprich du für mich, Kind! Ich kann nicht mehr. Es ist doch schwerer, als ich dachte."

Nach Atem ringend, sank sein Haupt an ihre Schulter, und so über ihn hinweg begann sie zu sprechen: „Er war nicht schlecht. Glauben Sie das nicht! Aber er sehnte sich so sehr nach Geld — nur meinetwegen. Und er hatte drüben so wenig Glück wie sein jüngerer Bruder, der Fritz, der auch vor zwei Jahren hinüberkam. Nur der Älteste hatte wie spielend erworben. Aber in seinem Testament fand sich nichts für seine Brüder, das Kind erbte alles. Ist es da nicht begreiflich, daß er den Kleinen haßte? O, lieber Herr, verzeihen Sie ihm!"

„Laß das, Felicitas!" unterbrach sie der Kranke. Ein Schimmer von Stolz glitt über sein Gesicht. „Ich habe gefehlt — wie weit, das wird ein Höherer entscheiden."

Key war ganz nahe an das Bett getreten und reichte der jungen Frau seine Hand. „Sprechen Sie weiter,“ sagte er einfach.

„Nun — dann kam noch dieses Augenleiden. Unsere Ärzte sagten, es gäbe nur einen einzigen Spezialisten für diese Krankheit und der sei in Wien. Da wir den kleinen Otto ja ohnehin zu Ihnen bringen sollten, so fuhren wir nun herüber. Gott ist mein Zeuge, Herr, wir dachten noch an nichts Böses! Fritz kam auch mit. Er wollte seine Frau wiedersehen und seinen kleinen Jungen.“

In diesem Moment erhob sich Frau Marie, die bis jetzt im Nebenzimmer in einem Sessel gekauert hatte. Mit schwankenden Schritten ging sie vorwärts, gegen das Bett zu. „Du kannst das nicht so erzählen, Felicitas,“ sprach sie mit bebender Stimme. „Du kannst nicht alles so schildern. Weißt du es denn noch? Wie ihr angekommen seid — schneller als wir dachten, denn ich hatte nach Hamburg telegraphiert. Mein Fritzel war ja so sehr krank, schon lange, und mich packte eine grenzenlose, furchtbare Angst. Da seid ihr gekommen und habt bei mir gewohnt. Und dann ließ dein Mann den Spezialisten holen — ja — und dann — ja —“

Sie fuhr mit beiden Händen nach dem Kopfe.

„Der kleine Fritz ist plötzlich einem Schwächeanfall erlegen,“ klang nun wieder die Stimme des Kranken. Er sprach jetzt weit mühsamer, seine Gedanken schienen sich zu verwirren. „Es war ein Unglück, Herr, und, so wahr ein Gott mir helfe, die armen Eltern haben mir unendlich leid getan. Aber da sah ich das Kind vor mir liegen — tot. Da kam mir der Gedanke. Ich schwöre es, er kam mir erst in diesem furchtbaren Augenblick: wenn doch das andere Kind tot wäre, anstatt

dieses armen kleinen Knaben! Dann wären wir reich, frei, glücklich! — Und ich benützte die allgemeine Verwirrung, ich überredete meinen Bruder. Als der Arzt kam, drängte ich meinen Bruder und die Frauen ins Nebenzimmer und wies dem Doktor Ottos Taufschein und Papiere vor, anstatt jene von Fritz. Niemand hat das tote Kind mehr gesehen. Ich selbst fuhr mit der kleinen Leiche ins Spital und ordnete dort alles. So wurde Fritz v. Dittrich als Otto v. Dittrich begraben. — Herr, ich allein — ich allein bin schuldig! Aber ich konnte nicht anders — es war stärker als ich!"

„Arme Mutter!" sagte Ediths weiche Stimme. Sanft streichelte sie Frau Maries Hände.

Die Frau sah sie an mit großen, wirren Blicken. „Mein Kind — o mein liebes Kind!" stöhnte sie auf, und alle, welche herumstanden, begriffen, daß es eine Wohltat war für diese Mutter, endlich weinen zu dürfen um ihr totes Kind.

Der Kranke begann immer unruhiger zu werden. Sein Antlitz wurde fahl, er rang nach Luft. Die Züge schienen sich zu verändern, schärfer, spitziger zu werden.

In diesem Augenblick trat der Professor, welcher bisher im Nebenzimmer als stummer Zuhörer geblieben war, rasch an das Bett. Er warf einen Blick auf den Kranken und sagte fest und bestimmt: „Die Hauptsache scheint erledigt. Ich möchte dich bitten, Ernst, nun die Unterredung zu beenden."

Stumm schritten Marie und Edith hinaus.

Key zögerte noch eine Minute. „Wollen Sie noch ein Wort von mir hören?" fragte er sanft.

Otto v. Dittrich winkte abwehrend mit der Hand. „Keine — keine Versöhnungskomödie!" stieß er hervor.

Key trat dicht an ihn heran. „Nichts dergleichen," sagte er. „Aber vielleicht macht Ihnen die Versiche-

rung den Abschied von diesem Leben leichter, daß ich für Ihre junge Frau sorgen will, so gut ich kann. Sie soll nicht haltlos zurückbleiben."

Der Kranke hatte sich, während Key sprach, mühsam aufgerichtet. Nun flog noch einmal der Abglanz eines glücklichen Lächelns um seinen Mund. „Ich — ich danke Ihnen!" lallte er, nur noch halbverständlich. „Verzeihen Sie mir —"

Er sank zurück in die Arme seines jungen Weibes.

„Felicitas — mein Glück —"

Da fiel die Tür hinter Ernst Key ins Schloß.

In dem kleinen Salon warteten sie. Sie sprachen mit gedämpften Stimmen. Marie weinte leise.

„Es ist alles ganz so, wie er es gesagt hat," flüsterte sie. „Alles ist wahr. Er hat nicht gelogen, denn feige war er nie."

„Aber wie kam es nur, daß Sie alle so rasch in diesen Betrug willigten?" fragte Edith.

„Da hatte er leichtes Spiel. Er drängte uns, ehe der Arzt kam, ins Nebenzimmer; mein Mann und ich waren völlig fassungslos. Und Felicitas? Sie ist ja fast noch ein Kind, sie tat blind, was er wollte. Sie hat ihn wohl nicht aus Neigung geheiratet, aber er liebte sie mit einer glühenden, beinahe unheimlichen Leidenschaft, die alle Schranken übersprang. Und dann, als der Arzt fort war und das Kind im Spital, da war es zu spät. Wir konnten nicht mehr sprechen. Er fuhr mit meinem Kinde weg. Mein Mann, Felicitas, ich und der kleine Otto übersiedelten ins Gasthaus. Um aber etwaige Nachforschungen zu erschweren, brachte mein Schwager uns in einem anderen Hotel unter, nachdem er meinem Manne eine dunkle Dienerlivree gekauft hatte. Otto wollte, daß mein Mann von keinem einstigen Bekannten erkannt werde; auch

gab mein Schwager überall falsche Namen an. Er fürchtete Ihre Nachforschungen. Nur der Gedanke, daß Sie so kränklich seien, gab ihm einige Sicherheit."

„Waren Sie bei der Beerdigung Ihres Kindes?" fragte Edith.

Die Frau zögerte einen Moment mit der Antwort. Durch die geschlossene Tür drang leises, eintöniges Gemurmel. Die Wärterin betete. Dazwischen wildes Schluchzen.

„Nein," sagte Marie endlich. „Mein Schwager besorgte alles. Ich durfte meinen Fritzel nicht mehr sehen. Ich hätte ja sicher dann alles verraten. Und wir folgten ihm, denn er war stärker als wir. Mein Schwager hoffte, dem Versprechen der Ärzte gemäß, in einigen Tagen wieder gesund zu sein. Dann wollte er durch meinen Mann den kleinen Otto abholen lassen und das Kind nach Paris oder London bringen, dort gut versorgen und es ausgezeichnet erziehen lassen. Mein Mann und ich haben uns geweigert, das Kind als unser eigenes zu behalten. Das konnten wir nicht, das nicht."

„Der Plan war gut," sagte Key, als Frau Marie schwieg. „Eigentlich alles sehr einfach, und die Versuchung ungeheuer. Wir wollen nicht richten, nur unserem Herrgott danken, daß wir noch rechtzeitig kamen."

Frau Marie sah still vor sich hin. „Otto und Felicitas fuhren, nachdem das Kind bei Frau Feldmann war, bis zum Stephansplatz. Dann gingen sie ein Stückchen und nahmen einen Wagen hierher, wo sie als Herr v. Kohn samt Gattin diese Zimmer bezogen. Aber nun kam die unglückselige Operation. Als Otto erfuhr, daß er verloren sei, hat er zuerst gewütet gegen dieses Geschick; dann aber dachte er immer an Fe-

licitas. Sie sollte ja alles haben, sie sollte reich sein, glücklich."

In diesem Augenblick klang ein Schrei vom Nebenraum, scharf und gellend, und langsam schlug Professor Almers die Türflügel zurück.

„Es ist vorüber!" sagte er ernst.

Drinnen vor dem Bett lag die junge Witwe auf den Knien und weinte heftig und leidenschaftlich.

Als Key an sie herantreten wollte, sah sie ihn verwirrt an. „Ich will bei ihm bleiben!" rief sie leidenschaftlich. „Führt mich nicht weg! Laßt mich bei ihm!"

„Alles, was Sie wollen," entgegnete der Obergerichtsrat. „Nur ein paar Worte erlauben Sie mir: Ihnen, Ihrem Schwager Fritz und Ihrer Schwägerin wird nichts geschehen. Das Kind wird natürlich wieder in alle seine Rechte eingesetzt, dafür muß ich sorgen. Aber das Richteramt hat hier ein Höherer übernommen, einer, der nicht nach dem Buchstaben menschlicher Gesetze urteilt, sondern der auch Leidenschaften und Irrtümer zu vergeben vermag."

Er verbeugte sich stumm und verließ mit Edith das Haus.

Noch am Abend erschien Fritz v. Dittrich. Er hatte nicht einen Augenblick lang an Flucht gedacht. Der Tod seines Bruders, an dem er mit grenzenloser Liebe gehangen, hatte ihn tief erschüttert. Er gab sein Geschick vollkommen in Keys Hände.

Dann spielte der Telegraph viel zwischen Wien und New York. Otto v. Dittrich, der kleine Erbe eines großen Vermögens, wurde wieder lebendig, und an dem schmalen Grab, welches den armen Fritzel v. Dittrich barg, konnte eine unglückliche Mutter nun ungehindert weinen. Der kleine Otto siedelte zu seinen

Großeltern über und wurde der Sonnenschein im Leben der alten Leute.

Fritz v. Dittrich ist mit seiner Frau und Schwägerin nach Amerika zurückgekehrt. Key hat für sie alle ausgiebig gesorgt. Niemand hörte mehr von ihnen. Ihre Spuren verschwanden wie die Spuren Unzähliger, welche, hier schiffbrüchig geworden, über dem Ozean ein neues Leben beginnen wollen.





Der Zankapfel Europas.

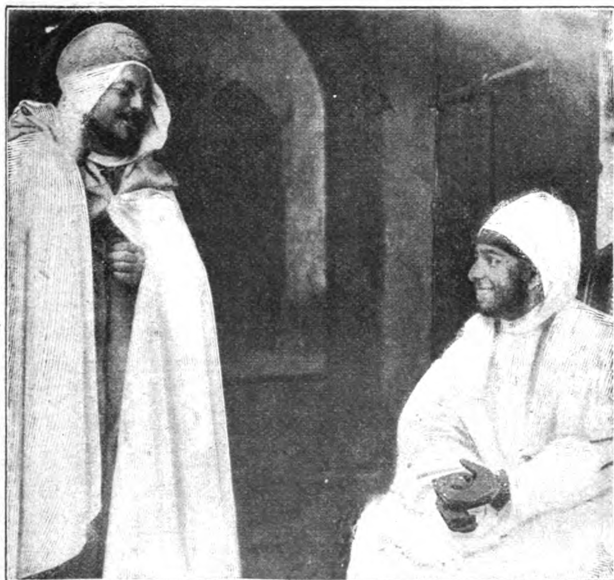
Bilder aus Marokko. Von W. H. Geinborg.

Mit 19 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

Die marokkanische Frage, die seit dem Sommer des Jahres 1905 unter der Bevölkerung der wichtigsten Länder Europas eine so hochgradige Erregung hervorgerufen und durch die hinter ihr lauernde Kriegsgefahr zahllose Gemüter in die ängstlichste Spannung versetzt hat, wird in unseren Tagen schwerlich zu einer dauernden und endgültigen Lösung gebracht werden können. Mag auch die Furcht, die schwere Verantwortung für einen in seinen Folgen unabsehbaren Weltkrieg zu übernehmen, jede der beteiligten Mächte für den Augenblick zu Zugeständnissen bestimmen, die geeignet sind, den Anschein eines guten Einvernehmens hervorzurufen, so ist der Widerstreit der Interessen, dessen Ausgleich auf der Konferenz von Algeciras versucht worden ist, doch so lebhaft und tiefgehend, daß man schon sehr hoffnungsvollen Gemütes sein muß, um an eine vollständige Beseitigung aller Konfliktsmöglichkeiten zu glauben.

Und doch ist diese marokkanische Frage mit ihren vielfachen Verwicklungen und ihrem tieferensten Hintergrund eine Wetterwolke, die erst in der allerjüngsten Zeit am politischen Horizont aufgestiegen ist. Vor

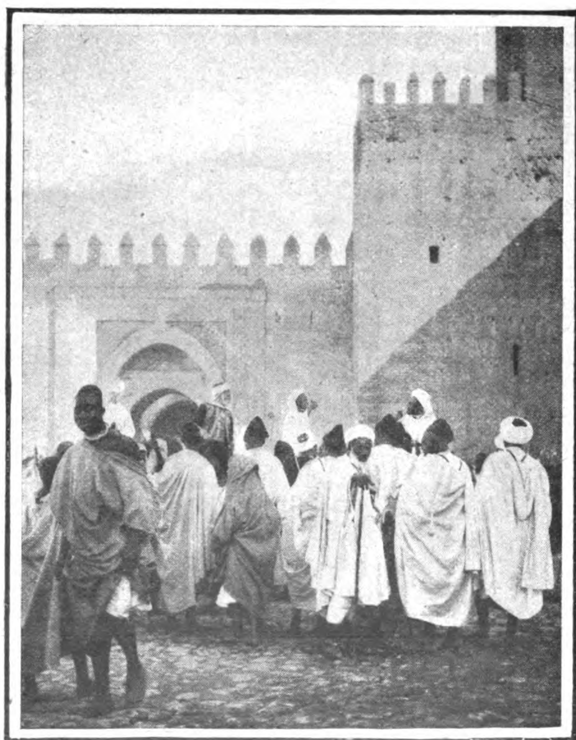
wenig Jahrzehnten noch hätten selbst die einsichtigsten und weitest schauenden Staatsmänner schwerlich an die Möglichkeit gedacht, daß das alte Maurenreich am Fuß des Atlas zu einem Zankapfel werden könnte, der dem über so viele Fährnisse glücklich hinweg ge-



Vortrag beim Sultan Abdul Asis.

retteten europäischen Frieden verhängnisvoll zu werden vermöchte. Man kümmerte sich im Norden wenig um das romantische afrikanische Sultanat, das eigentlich nur den spanischen Nachbarn hie und da zu schaffen machte, und von dem man jenseits des Mittelländischen Meeres lediglich die etwas unklare Vorstellung hatte, daß es die Heimat der Riffpiraten und der kühnen, noch von keinem Herrscher geknechteten Berberstämme

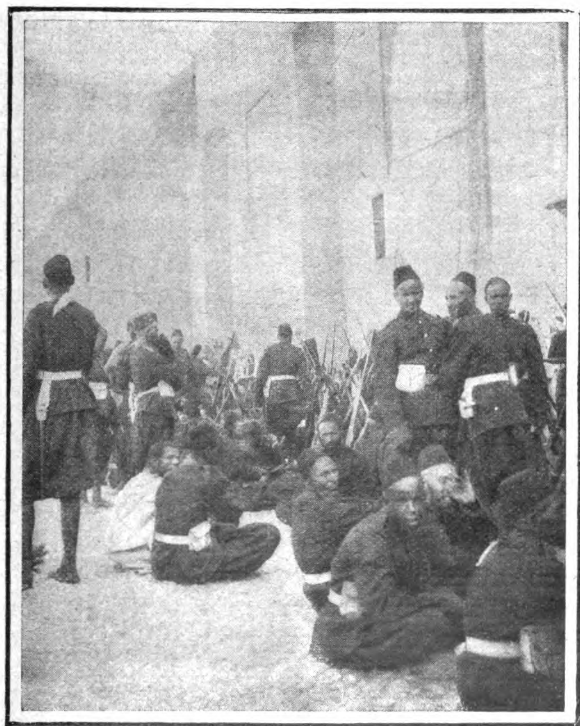
sei — das Land der geheimnisvoll verschleierten Frauen und der im schneeweißen Burnus würdevoll einherschreitenden braunen Männer mit den kriegerischen Ge-



Photogr. J. H. Avery, London.
Würdenträger, des Empfangs beim Sultan gewärtig.

sichtern und den dunklen, blitzenden Augen. Man las von den Kämpfen, welche marokkanische Sultane gegen rebellische Untertanen zu bestehen haben, wie von romanhaften Geschehnissen aus einer anderen, uns un-

endlich fern liegenden Welt, und man dachte nicht einen Augenblick daran, die Franzosen um den unruhigen Grenznachbarn zu beneiden, den sie bei der Besetzung



Photogr. J. H. Avery, London.
Soldaten im Hof des Palastes.

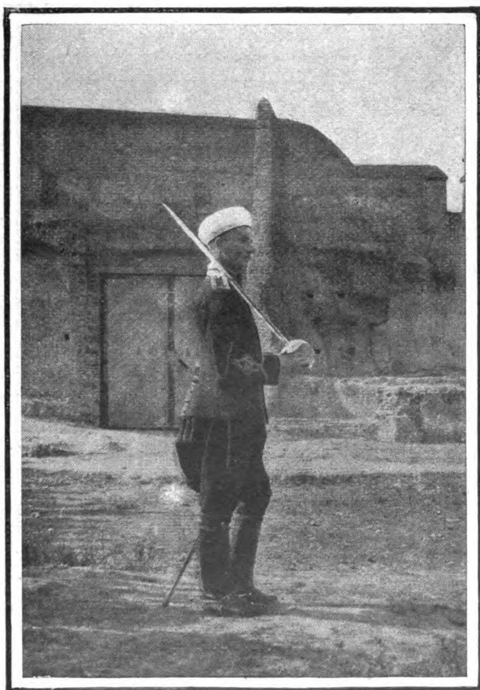
Algeriens als eine wenig erfreuliche Zugabe hatten in den Kauf nehmen müssen.

Als ein Markt für den Welthandel schien das echt orientalisch regierte Land mit seinem für unsere Be=

griffe beinahe unfaßbaren Mangel an Gewerbefleiß und der geringen Ausnützung seiner natürlichen Schätze überhaupt nicht in Betracht zu kommen. Die Bedürfnisse seiner fast ausschließlich von Ackerbau und Viehzucht lebenden Bewohner beschränkten sich ja auf den Verbrauch von Zucker und Tee, von Kerzen und Baumwolle, in deren Einfuhr sich England und Frankreich ohne einen allzu lebhaften Wettbewerb teilten. Die Ausfuhr aber war überhaupt kaum der Rede wert, denn Getreide, das bei guten Ernten im Überfluß vorhanden ist, darf nicht ausgeführt werden, und was an Ochsen, Wolle, Wachs, Straußenfedern, Teppichen und feinem Leder (dem bekannten Maroquinleder) zur Ausfuhr gelangte, fiel der Produktion anderer Länder gegenüber nicht ins Gewicht.

So lagen die Verhältnisse, als bald nach einem für Marokko recht ungünstig verlaufenen kriegerischen Konflikt mit Spanien der Sultan Mulay Abdul Asis seinem Vater Mulay Hassan in der Regierung folgte. Die Umstände, die seine Thronbesteigung begleiteten, waren in ihrer Romantik ganz der Eigenart des alten Maurenreiches angepaßt. Eben im Begriff, einen Kriegszug gegen aufständische Stämme anzutreten, hatte Mulay Hassan, der seinen Tod nahen fühlte, seinem Wesir Ba Ahmed auf die Seele gebunden, seinem Lieblingssohn Abdul Asis auf den Thron zu verhelfen. Gleich darauf — am 7. Juni 1894 — schied Mulay Hassan aus dem Leben, und weil der von ihm bezeichnete Nachfolger, der noch einen älteren Bruder von einer anderen Mutter hatte, zur Zeit weit entfernt, in der Stadt Rabat, weilte, entschloß sich Ba Ahmed in seinem Interesse zu einem kühnen Betrug. Er teilte dem versammelten Heere mit, daß der Sultan krank sei, von dem beabsichtigten Zuge und von der persönlichen

Führung seiner Getreuen aber trotzdem nicht abstehen wolle. Als das Ziel dieses Zuges bezeichnete er die Stadt Rabat, und in einer verschlossenen Sänfte ließ er die Leiche des Sultans dem Heere vorantragen.

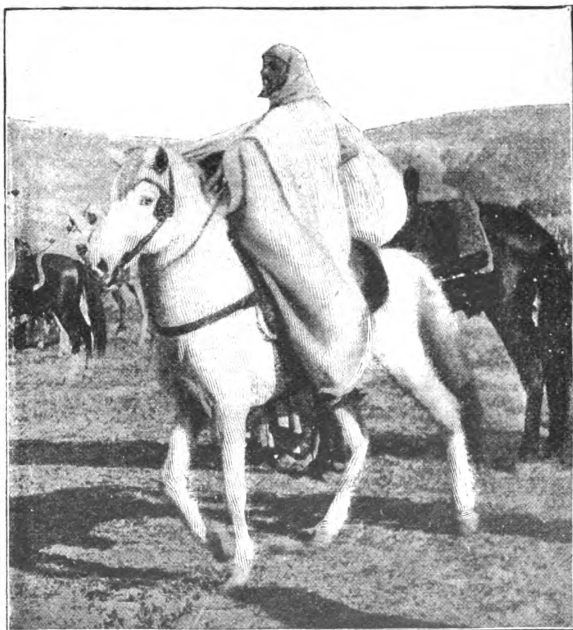


Photogr. J. H. Avery, London.

Der Kaid Mac Lean.

Ein vorzeitiges Bekanntwerden seines Ablebens würde unfehlbar eine sofortige Erhebung des älteren Bruders herbeigeführt haben. So hielt der kluge Wesir volle acht Tage lang die Täuschung aufrecht, indem er von Zeit zu Zeit an die Sänfte des Herrschers heranritt,

den Kopf durch die seidenen Vorhänge steckte, um anscheinend wichtige Unterhaltungen zu führen, oder indem er ihm eine Schale Tee in die Sänfte reichte. Erst als unter den Toren von Rabat zu nächtlicher



Der marokkanische Prätendent Bu Hamara.

Stunde der erst sechzehnjährige Abdul Asis dem Zuge entgegenkam, um seinen Vater zu begrüßen, verkündete Ba Ahmed das Ableben Mulay Hassans und rief den Jüngling zum Sultan aus.

Man erzählt, daß der junge Mann bitterlich geweint habe, als er auf reichgeschmücktem weißen Berberrosse unter dem goldenen Sonnenschirm der irdischen

Hülle seines Vaters zur Moschee folgte, und daß diese unmännlichen Tränen in nicht geringem Maße das Mißfallen seiner Großen wie des zuschauenden Volkes



George Delbrel, der französische Ratgeber des Prätendenten.

erregten. Man flüsterte sich zu, daß der neue Sultan das Kind einer zirkassischen Sklavin, der schönen Lalla Rekia, und ein „Sultan von Weibern“ sei. Einzig der Klugheit und der unbeugsamen Energie seines getreuen

Ratgebers Ba Ahmed mochte er es zu danken haben, daß sich die Unzufriedenheit nicht sogleich in einem allgemeinen Aufstande Luft machte.

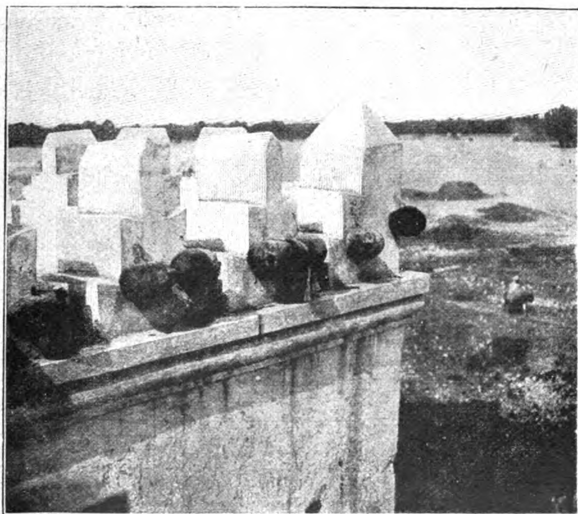
Während der ersten sechs Jahre seiner Regierungszeit lag die Leitung der Geschicke Marokkos in der Tat



Vor den Mauern von Udscha.

ausschließlich in den Händen dieses äußerst gewandten und fähigen Mannes, und sein beim Beginn des neuen Jahrhunderts erfolgter Tod bedeutete sicherlich den härtesten Schlag, der den jungen, energielosen und mit Herrschertugenden von Haus aus sehr spärlich bedachten Fürsten treffen konnte.

Denn sein Unstern führte ihn auf einen für den Emir el Mumenin, den „Beherrscher der Gläubigen", recht bedenklichen Weg. Einem durch irgendwelche Schicksale nach Marokko verschlagenen schottischen Abenteurer namens Mac Lean war es gelungen, seine Gunst zu gewinnen, indem er geschickt auf die Vergnügungs-

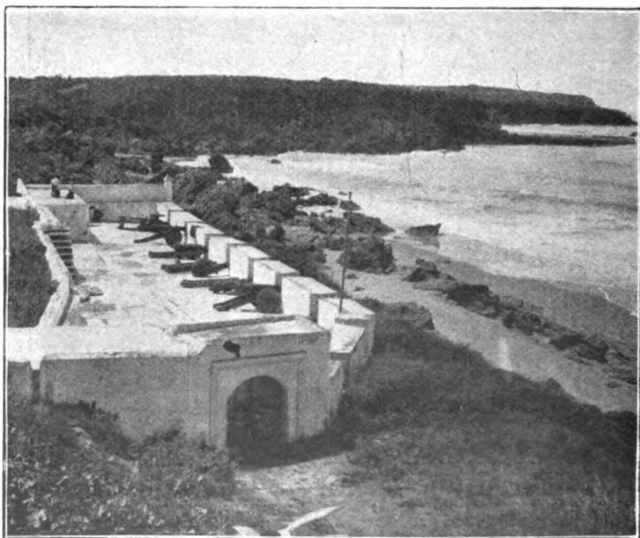


Abgeschlagene Rebellenköpfe auf der Mauer von Udscha.

lust des jungen, unerfahrenen Mannes spekulierte. Mit der Würde eines Kaid*) geschmückt, war dieser Schotte bald zu der einflußreichsten Persönlichkeit am Sultanshofe geworden, und es mußte den Unwillen aller frommen Moslemin erregen, als sie gewahrten, zu wie seltsamen Dingen der weiße Fremdling den Herrscher

*) Die 29 Provinzen Marokkos werden durch Kaids mit weitgehenden Machtvollkommenheiten regiert.

bestimmte. Ein Sultan, der Klavier und Billard spielte, der auf dem Zweirad und im Automobil durch die Gärten seines Palastes fuhr, der sich an Phonographen, Kinematographen und anderen „sündhaften" Erfindungen des Abendlandes ergötzte, der schließlich sogar mit dem Kodak umherlief und entgegen dem strengen Verbot des Propheten, der dem Gläubigen nicht gestattet, sein Äußeres im Bilde festhalten zu lassen, sich in allen möglichen Stellungen photographieren ließ — ein solcher Sultan entsprach ihrer Vorstellung von einem

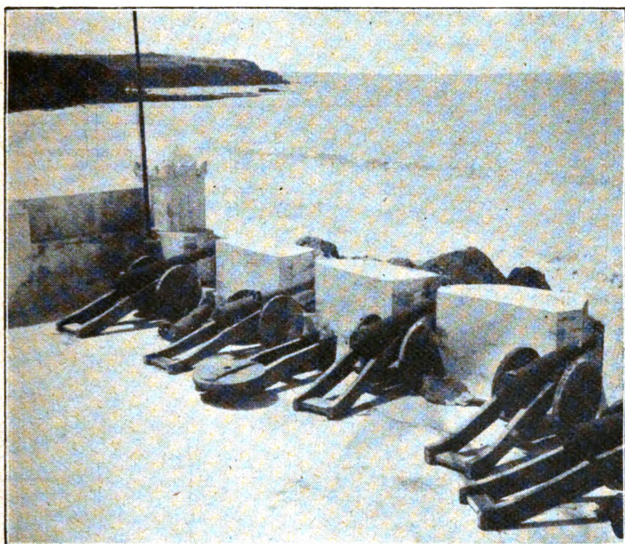


Photogr. J. H. Avery, London.

Küstenbefestigung bei Larasch.

guten und rechtgläubigen Herrscher so wenig, daß es wohl begreiflich war, wenn die Geister des Aufruhrs ihr Wesen zu treiben begannen.

Sie regten sich an verschiedenen Stellen zugleich. Am gefährlichsten für den Sultan aber war das Auftreten des Thronprätendenten Bu Hamara, der die



Photogr. J. H. Avery, London.
Kanonen auf den Wällen von Larasch.

Berberstämme im Nordosten aufwiegelte, indem er erklärte, der ältere Bruder sei der rechtmäßige Erbe und werde von dem jüngeren gefangen gehalten, dessen große und kleine Versündigungen zum Himmel schrieen. Man berichtet, daß er von einer Niederlassung zur anderen geritten sei, den Koran in der einen und die gegen das Gesetz des Propheten angefertigte Photographie des Sultans in der anderen Hand, und daß es ihm nicht schwer geworden sei, mit Hilfe dieser schlagenden Argumente Anhänger zu werben.

Zwar ließ die Regierung des Sultans ihn ächten, aber das half nichts, da Bu Hamara von französischer Seite mit Waffen und Geld unterstützt wurde. Auch erhielt er in der Person des Franzosen Delbrel einen weißen Ratgeber, der seine Anhänger militärisch ausbildete, und sein Anhang wuchs rasch zu einer für den



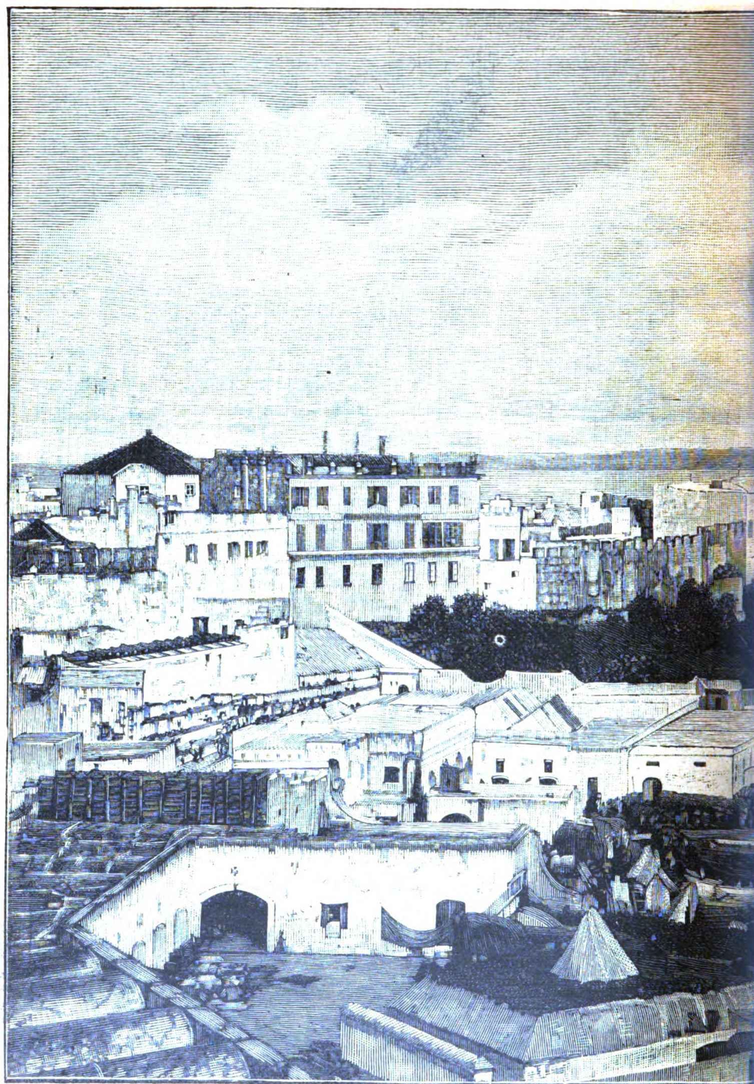
Zeltlager der französischen Gesandtschaft.

regierenden Sultan bedrohlichen Größe. Sultan Abdul Asis zog mit einem starken Heere gegen den Rebellen ins Feld, erlitt aber mehrere empfindliche Niederlagen. Seine Rückkehr nach Fes war nichts weniger als ein Triumphzug, und er kam nur eben zur rechten Zeit, um einen anderen, in der Hauptstadt selbst ausgebrochenen Aufstand zu ersticken. Die Mauern von Fes und von Udscha, dem alten Sturmzentrum der marokkanischen Erhebung, waren monatelang mit den

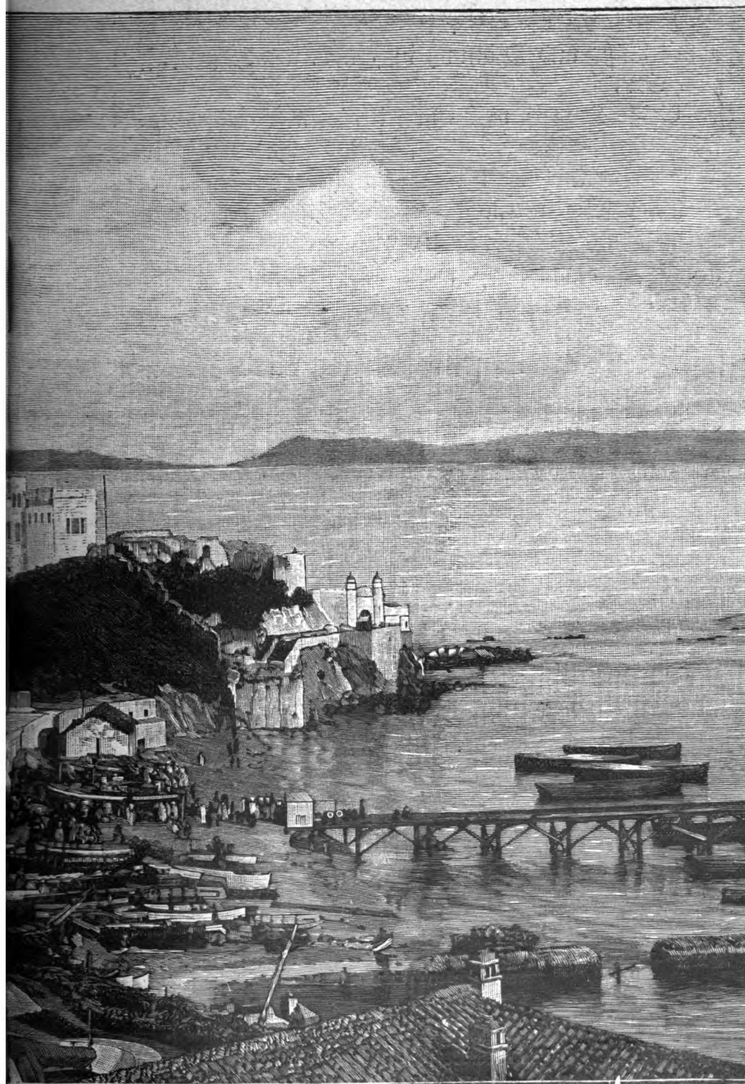


Die französische Gesandtschaft mit der zu ihrem Empfang entsandten Geleitmannschaft.

Köpfen enthaupteter Rebellen geschmückt, ohne daß sich indessen Abdul Asis hätte der Hoffnung hingeben dürfen,



Der Hafen

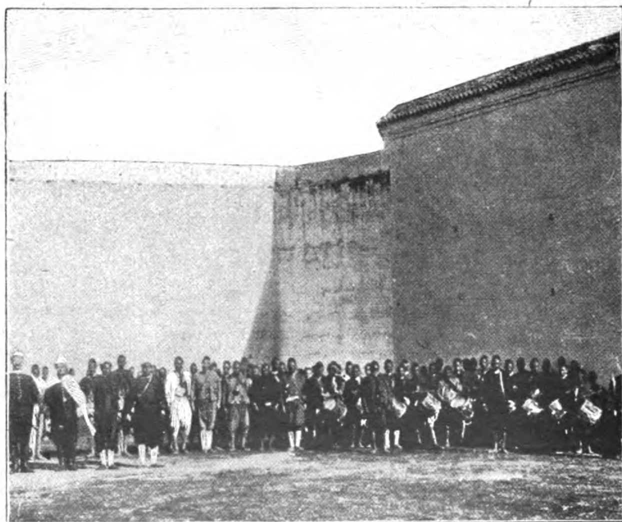


von Tanger.

damit Ruhe und Ordnung in seinem Lande geschaffen zu haben.

Seine Lage ist vielmehr seit diesen Vorgängen, die sich in den Jahren 1902 und 1903 abspielten, unverändert eine in hohem Maße kritische geblieben, und es ist unter solchen Umständen einigermaßen begreiflich, daß er den Einflüsterungen seines Freundes Mac Lean, der ihm von dem Werte mächtiger europäischer Freunde sprach, mehr und mehr ein geneigtes Ohr zu schenken begann.

Diese Freunde aber standen schon bereit, denn man



Die Musikbande des Sultans in Erwartung der französischen Gesandtschaft.

war inzwischen in London wie namentlich in Paris zu der Einsicht gekommen, daß der „äußerste Westen", wie die Marokkaner selbst ihr Land nennen, ein höchst

schätzenswerter Besitz sei. In dem Hafenplatz Tanger wie in anderen marokkanischen Städten hatten sich Kaufleute der verschiedensten Nationen niedergelassen,



Einzug der französischen Gesandtschaft durch das Haupttor von Fes.

die von hier aus sehr wertvolle und wichtige Handelsbeziehungen nach dem Westsudan und den Senegalländern anzuknüpfen verstanden. Ganz besonders beachtenswert aber erschienen die vermutlich wohlgegründeten Mitteilungen, daß das Land reiche Schätze an Metallen, an Silber und namentlich an Kupfer in seinem Schoße berge. Bestimmtes hat sich darüber

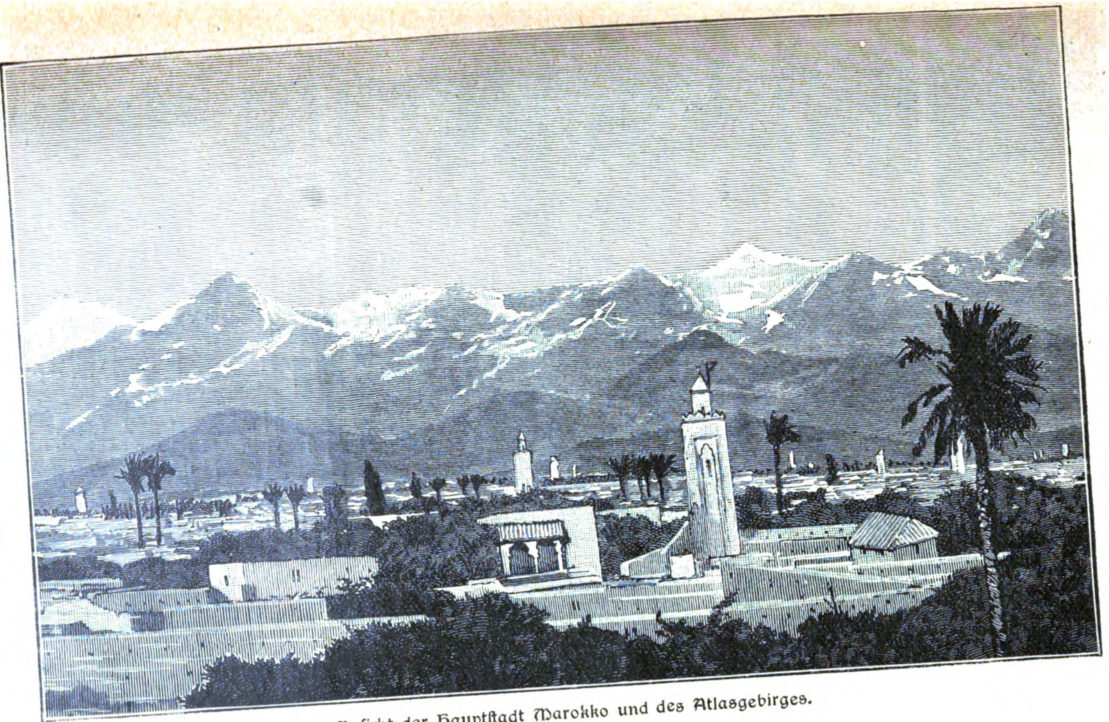
mangels methodischer fachmännischer Untersuchungen bis heute ja noch nicht feststellen lassen, aber die bloße Möglichkeit reichte hin, in den Herzen der leitenden französischen Staatsmänner eine zärtliche Liebe für das romantische Nachbarland Algeriens auflodern zu lassen.

Man hielt es für zweckmäßig, sich ohne Rücksicht auf die Interessen anderer Nationen einzig mit England über die Art eines künftigen Vorgehens zu verstän-



Drill marokkanischer Soldaten durch einen französischen Offizier.

digen, und obwohl das stolze Albion irgendwelche Anrechte auf Marokko nicht zu vergeben hatte, war es doch in bewunderungswürdiger Großmut sogleich bereit, dem neugewonnenen französischen Freunde gegen den Verzicht auf gewisse Ansprüche in Ägypten freie Hand im Lande des maurischen Sultans zu gewähren. Der am 8. April 1904 über diese Frage zwischen England und Frankreich abgeschlossene Vertrag ist sicherlich einer der merkwürdigsten, den eine rücksichtslose und ländergierige Politik jemals gezeitigt hat. Als sechs Monate später England ein weiteres Abkommen mit Spanien traf,



Ansicht der Hauptstadt Marokko und des Atlasgebirges.

durch das Marokko gleichsam in aller Form zwischen Frankreich und Spanien geteilt wurde, durfte Deutschland diesen politischen Treibereien, die nicht nur die Interessen seiner am marokkanischen Handel beteiligten Untertanen, sondern vor allem sein Ansehen im Orient auf das empfindlichste schädigen mußten, nicht länger untätig zusehen.

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte jener Vorgänge zu wiederholen, die sich seit dem Sommer 1905 abgespielt haben, und die infolge der zugleich maßvollen und entschiedenen Haltung der deutschen Regierung — einer Haltung, welche die einmütige Billigung des deutschen Volkes gefunden hat — zu einer zeitweiligen Eindämmung der französischen Gelüste auf Marokko geführt haben. Der französische Minister Delcassé, der als der eigentliche Urheber der verhängnisvollen Marokkopolitik anzusehen war, mußte zurücktreten, und man einigte sich auf die Berufung einer Konferenz aller beteiligten Staaten, auf der bei voller Wahrung der Unabhängigkeit des Landes und seines Herrschers über die Einführung gewisser Reformen und über geeignete Maßnahmen zum Schutze der in Marokko ansässigen fremden Untertanen beraten werden sollte. Auch der Verlauf dieser Konferenz ist unseren Lesern gut genug bekannt, um uns an dieser Stelle ein Eingehen auf ihre Beratungen und ihre Ergebnisse zu ersparen.

Auf wie lange hinaus die Gefahren, die dem Frieden Europas von dem afrikanischen Zankapfel her drohen, als beschworen anzusehen sind, entzieht sich natürlich jeder Voraussage. Als sicher aber ist jedenfalls anzunehmen, daß das Sultanat selbst aus der Eifersucht der rivalisierenden Nationen mancherlei Vorteile ziehen wird, wenngleich man sich bei der Eigenart der Be-

völkerung hinsichtlich der baldigen Einführung einer nach europäischem Muster zugeschnittenen Kultur allzu weit gehenden Hoffnungen kaum hingeben darf. Hat doch der Sultan selbst erklärt — und in diesem Punkte kennt er sein Volk sicherlich sehr genau —, daß der erste Spatenstich zum Bau einer Eisenbahn das Signal zur Entfesselung des „heiligen Krieges“ gegen die Ungläubigen sein würde, und darf man doch die kriegerischen Fähigkeiten der Marokkaner gewiß nicht unter-



Übungen marokkanischer Artillerie unter französischen Instrukteuren.

schätzen. Sie würden, vom religiösen Fanatismus zu einmütigem Handeln aufgestachelt, Gegner sein, die selbst einer europäischen Großmacht recht viel zu schaffen machen könnten.

Das stehende Heer ist allerdings nicht sonderlich groß. Es umfaßt etwa 3000 Mann Infanterie (El Askar), 2000 bis 3000 Mann Kavallerie (El Bochari, Leibgarde) und 8000 bis 10,000 berittene Gendarmen. Im Kriege kommt hierzu die Harkah (etwa 300,000 Mann Miliz). Von dem einst so bedeutenden marokkanischen Seewesen, das im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert den Schrecken der europäischen Seestaaten,

vornehmlich aber Spaniens, bildete, ist nichts übrig geblieben als ein Kreuzer von 1100 Tonnen mit zwölf Geschützen und ein kleiner Dampfer. Ein Teil der Fußtruppen ist ebenso wie die sehr bescheidene Artillerie des Sultans von französischen Offizieren gedrillt worden, wie denn überhaupt die Franzosen keine Gelegenheit ungenützt ließen, um sich in dem Sultanat festzusetzen.

Wo immer sie eine Möglichkeit dazu fanden, suchten sie auch der Zugänglichkeit des Orientalen für die Eindrücke äußeren Pompes durch ein möglichst prahlerisches Auftreten Rechnung zu tragen. Der Zug des vielgenannten französischen Gesandten St. René de Taillandier, der den Sultan den Wünschen Frankreichs gefügig machen sollte, war dafür ein besonders schlagendes Beispiel, und die unseren Ausführungen beigegebenen Momentaufnahmen von der Begrüßung und dem Einzuge dieser Gesandtschaft zeigen recht deutlich, wie geschickt man durch die Entfaltung großen Prunkes dem Volke die Vorstellung beizubringen suchte, daß es sich dabei um ein für das Land hochbedeutsames Ereignis handle.

Der Küstenplatz Larasch (marokkanisch Arisch oder El Araisch), wo die Gesandtschaft von der zu ihrer Begrüßung entgegengesandten Geleitmannschaft des Sultans empfangen wurde, ist eine malerisch auf zwei Hügeln gelegene Stadt, 70 Kilometer südlich von Tanger, mit etwa 5000 maurischen Einwohnern, schlecht erhaltenen Ringmauern, einer Kaufhalle der Getreidehändler, einem Basar, einer schönen Moschee und vielen interessanten Ruinen.

Die Hauptstädte Fes und Marokko machen auf den europäischen Besucher einen zwar malerischen, aber zugleich düsteren Eindruck, den Eindruck des Verfalls und



Auf dem sogenannten „Großen Sokko“ (Außenmarkt) in Tanger.

der Verwahrlosung. Die engen Straßen sind unsauber und ohne Pflaster. Der Palast des Sultans in Fes ist sehr groß, aber fast ganz verfallen. Seine Residenz in Marokko (eigentlich Marrakesch) präsentiert sich dagegen recht imposant. Sie besteht aus mehreren Gebäuden und ist von einer Mauer umgeben. Der Garten des Sultans im Süden der Stadt ist der schönste des ganzen Landes.

Eine erwähnenswerte Merkwürdigkeit von Marrakesch ist die größte der neunzehn Moscheen, die im zwölften Jahrhundert erbaute siebenstöckige El Kutsabiah, die eine Höhe von 65 Meter hat, und deren Besuch gleich dem des berühmten Grabmals des Sidi ben Abbas kein Marokkoreisender zu unterlassen pflegt.





Egons Trick.

Eine Entlobungsgeschichte. Von Paul Bliß.



Der kleine Baron Egon v. Zeck stand vor dem Spiegel und strich selbstgefällig seinen schönen Schnurrbart in die Höhe. Alsdann betupfte er einige rauhe Hautstellen mit Toilettencreme und zuletzt glättete er mit der seidenweichen Bürste ein paar widerspenstig hochstehende Härchen der Augenbrauen.

Er war prächtig bei Laune, der gute Egon. Nach einem überaus amüsanten Abend hatte er eine ruhige Nacht gehabt, und frisch gestärkt durch den gesunden Schlaf sah er nun mit seinen wasserblauen Äuglein hoffend in den sonnigen Frühlingsmorgen hinein.

Dann ließ er sich in den bequemen Klubsessel fallen, steckte sich eine der neuen Melachrinas an und schaute wohlgefällig den duftig blauen Rauchringen nach.

Plötzlich kam Besuch. Der dicke Rautling war es. Ganz außer sich kam er zur Tür herein.

Egon begrüßte ihn mit Schmunzeln, blieb aber stumm und deutete nur auf einen Sessel.

Fast atemlos begann der Dicke: „Egon, ist das wahr, was man sich von dir im Klub erzählt?“

Ruhig lächelnd fragte der andere: „Was erzählt man sich denn wieder von mir?“

„Daß du dich mit der Claire v. Bärwald verloben willst!“

Egon neigte leicht den Kopf. „Stimmt!“

Wortlos starrte Rautling ihn an. Nach einem Weilchen erst fand er die Sprache wieder. „Und ich wollte es absolut nicht glauben!“

„Weshalb wolltest du es denn nicht glauben?“

„Es schien mir direkt undenkbar!“

„So?“

Lächelnd blickten sie sich an.

Dann schüttelte Rautling den Kopf. „Ein toller Kerl bist du doch! Wie oft warst du nun eigentlich schon verlobt?“

„Das weiß ich wirklich selber nicht, Dickerchen.“

„Nicht zu glauben — so etwas!“

Ruhig erwiderte Egon: „Aber was ist denn daran so verwunderlich, lieber Kerl? Wenn man einsieht, daß man sich geirrt hat, ist es dann nicht richtiger, man geht voneinander, bevor es zu spät ist? Eine aufgehobene Verlobung vergißt die Gesellschaft bald, aber eine geschiedene Ehe macht schon länger von sich reden. Ein Narr, der von zwei Übeln nicht das kleinere wählt. Hab' ich vielleicht nicht recht?“

Der Dicke hob die Schultern. „Vielleicht.“

„Nein, sondern unbedingt!“

Plötzlich fragte Rautling: „Und was wird die kleine Sebenstein dazu sagen?“

„Sie wird sich trösten, sich in das Unabänderliche fügen und mich vergessen.“

„Du glaubst, daß das so leicht geht?“

„Warum sollte es denn schwer gehen? Wir sind ja noch nicht einmal offiziell verlobt gewesen.“

„Aber man sagt, du hättest sie wirklich geliebt!“

„Was sagt ‚man‘ nicht! — Übrigens habe ich sie

auch wirklich geliebt. — Aber, lieber Himmel, ich bin eben ein praktischer Mensch. Von der Liebe kann man nicht solch Leben bezahlen, wie ich es zu führen gewohnt bin. Sie hat nichts, und ich habe nichts. Nullen werden aber erst was, wenn ein Einser davor steht."

„Ich denke, ihre Bilder werden so gut bezahlt."

„Vielleicht. Aber eine Baronin Zeck, die den Haushalt vom Erlös ihrer Porträts bestreitet — die Chose hat einen leichten Beigeschmack, finde ich. — Geld verdienen ist ja 'ne recht nette Sache, aber es ist mir doch lieber, wenn das der Schwiegerpapa besorgt."

„Ein toller Kerl!" lachte Rautling.

Egon blies den Rauch von sich. „Weniger toll als praktisch. Das moderne Leben erzieht uns ja so."

„Na, und du glaubst wirklich, daß dich die kleine fesche Malerin so ohne weiteres freigeben wird?"

„Sie wird es, mein Kerlchen, verlaß dich darauf. Mein erprobter Trick bürgt mir dafür."

„Ah, und darf man erfahren —?"

„Nee, das darf man nicht! Solche Idee kann man sich nicht gesetzlich schützen lassen, um so geheimer hält man sie also."

„Nun denn — ich wünsche Glück!"

Lächelnd geleitete Egon den Freund hinaus.

Als er wieder allein war, rieb er sich vergnügt die Hände und summte eine lustige Melodie. Dann ging er ins Schlafzimmer und machte Toilette — sorgfältig, sogar sehr sorgfältig, denn nun kam ja der feierliche, der große Moment, wo er mit Hilfe seines genialen Tricks seine geliebte Freiheit wieder erobern wollte, um dem neu gewonnenen kleinen Goldfisch die Freiherrnkrone in aller Form antragen zu können.

Nach einer halben Stunde war er auf dem Weg zu Lucie Sebenstein.

Die junge Malerin war nicht daheim.

Aber Tantchen Milli, des Hauses Hüterin, ließ ihn, als alten Freund der Familie, eintreten.

So saß er im Atelier und wartete.

Doch schon nach zehn Minuten kam Lucie.

„Tausendmal Verzeihung, lieber Baron! — Ein ganz notwendiger Gang!“ Freundlich reichte sie ihm die schmale weiße Hand hin, die er ehrerbietig küßte.

Plötzlich war alle Heiterkeit von seinem Gesicht verschwunden, mit trübseliger Leidensmiene stand er da.

Ein wenig erstaunt sah sie ihn an. Dann fragte sie heiter: „Was ist Ihnen denn, Barönchen? So habe ich Sie ja noch niemals gesehen.“

„Fräulein Lucie, ich bin der unglücklichste Mensch von der Welt!“ stotterte er.

„Ja, um Gottes willen, was ist denn nur geschehen?“

„Das Furchtbarste, was einem Mann passieren kann.“

„Aber so reden Sie doch! Sie ängstigen mich!“

Er nahm einen kleinen Anlauf und begann mit bebender Stimme: „Mein Vater ist gegen unsere Verbindung.“

Pause.

Sprachlos, wie erstarrt sah sie ihn an.

Mit leise zitternder Stimme fuhr er fort: „Im Ernst, meine Gnädigste, es ist leider so.“

Noch immer schwieg sie und sah mit ernstem Gesicht vor sich nieder.

Er aber ging erregt auf und ab.

„Natürlich habe ich gebeten und gefleht, daß man eine tiefe Herzensneigung nicht starren Familientraditionen opfern dürfe. Aber umsonst — alles ganz umsonst! Mein alter Herr ist eben ein Mann, der an seinen altererbten Grundsätzen nicht rütteln und nicht deuteln

läßt. Schließlich habe ich sogar mit einem Unglück, mit einer Katastrophe, ja sogar mit einem Skandal gedroht. Auch das blieb ohne jeden Erfolg, und jetzt bin ich ratlos, vollkommen hilf- und ratlos."

Matt, wie gebrochen, sank er in einen Sessel.

Da plötzlich preßte sie das Tuch ans Gesicht und begann laut zu schluchzen.

Sofort stand er auf und trat zu ihr heran.

„Fräulein Lucie," bat er leise, „ich weiß, ich fühle es ja, daß Sie mich lieben, und ich brauche es Ihnen doch nicht von neuem zu versichern, daß auch ich Sie wahrhaft und innig liebe. Eben deshalb trifft mich dies unerbittliche Schicksal ja so fürchterlich!"

Zusammengesunken saß sie da und schluchzte noch immer laut auf.

Leise und zart sprach er weiter: „Ich weiß ja auch, daß es in Wirklichkeit nichts gibt, was uns trennen kann. Unsere Seelen haben sich gefunden. Und wenn das unerbittliche Leben uns das letzte, das höchste Glück versagt, ja — dann gibt es eben nur eines, was unseren Leiden ein Ziel setzen kann: wir gehen gemeinsam in den Tod!"

Bebend stand er da. Nun war es heraus. Begierig, atemlos wartete er nun auf die Wirkung seiner Worte.

Aber sie erwiderte nichts darauf. Laut schluchzend jammerte sie weiter.

Nach einem Weilchen begann er von neuem: „Fräulein Lucie, haben Sie gehört, haben Sie meine Worte verstanden?"

Da richtete sie sich auf und sah ihn mit festem, tapferem Blick an und sagte: „Ja, lieber Egon, Sie haben recht, ganz recht! — Es ist ja ein gräßliches Ende, aber es gibt doch für uns keinen anderen Ausweg mehr. — Ja, lassen Sie uns gemeinsam sterben!"

Starr sank er in seinen Stuhl zurück.

Er glaubte seinen Ohren nicht zu trauen.

Sie nahm es ernst!

Zehnmal schon hatte sein genialer Trick glänzend gewirkt, zehnmal hatte man ihm bedauernd zugenickt, aber keine von den zehn anderen hatte seinen Wunsch erfüllen wollen, vor dem Tode schreckten sie alle zurück, und leicht und glücklich hatte er immer seine Freiheit wieder gewonnen.

Diese aber, die elfte, sie nahm es ernst!

Wortlos und hilflos saß er da und fühlte, wie ihm der Angstschweiß auf die Stirn trat.

Inzwischen war Lucie aufgestanden, an den Schrank getreten und hatte Wasser in ein Glas gegossen. Nun schüttete sie mit bebender Hand ein weißes Pulver hinein.

Jede ihrer Bewegungen verfolgte er mit atemloser Spannung, und doch saß er wie zusammengeknickt da, denn der entsetzliche Schreck lähmte alle Kraft in ihm.

Ruhig und gefaßt, mit wahrhaft heroischer Größe, trat sie zu ihm heran, goß die Hälfte des Tranks in ein anderes Glas und reichte ihm dies mit bebender Hand hin.

Die Knie schlotterten ihm, die Zähne klapperten ihm, und die Hände zitterten ihm so stark, daß er das Glas nicht halten konnte, sondern es neben sich stellen mußte.

„Trinken wir also den letzten Trank!“ sagte sie mit tonloser Stimme.

Da ermannte er sich. Mit letzter Kraft bat er: „Aber nein, liebe Lucie, doch nicht hier! Nein — nein! Und nicht zusammen! Weshalb der Welt denn noch Stoff zum Skandal geben? Nein! Ich werde nach dem Ausland fahren und dort spurlos verschwinden, und

Sie, Sie werden auch eine andere Art finden, aus dem Leben zu gehen, als mit solchem Eklat."

Matt und wehmütig lächelnd blickte sie ihn an. „Lieber Freund, Sie machen zu viel Umstände," erwiderte sie, „der Lebensmüde kennt keine Rücksicht mehr. Lassen Sie die Leute nachher reden, was sie wollen. Uns kümmert es ja nicht mehr. Hier ist der Trank, genießen wir ihn zusammen, und geben wir der Welt ein Beispiel, was echte und treue Liebe vermag."

Sie reichte ihm von neuem sein Glas.

Er aber nahm das letzte Restchen seiner Stärke zusammen, und mit bleicher Angst bat er: „Nein, liebes Kind, nein — nein, nicht hier!"

Da rief sie voll Leidenschaft: „Ah, Sie haben keinen Mut, Baron! Nun gut, so lernen Sie von einer Frau, wie man mit Anstand stirbt!"

Und mit einem Zug leerte sie das Glas.

Atemlos stürzte er auf sie zu, um es ihr zu entreißen.

Es war zu spät.

Sie sank bereits schlaff und leblos auf das Sofa hin.

„Fräulein Lucie!" schrie er, „Fräulein Lucie! Um Gottes willen! Hilfe — Hilfe! Es ist ein Unglück geschehen! Einen Arzt! Schnell einen Arzt!"

In bebender Hast rannte er hinaus und alarmierte das ganze Haus.

* * *

Nach zehn Minuten bereits war ärztliche Hilfe zur Stelle.

Aber als er mit dem Doktor und dem Heilgehilfen wieder ins Zimmer trat, glaubte er seinen Augen nicht trauen zu sollen.

Da vor ihm am Tisch saß Fräulein Lucie Sebenstein,

frisch und gesund und lachte mit so herzerfrischendem Humor, daß er immer erstaunter wurde.

„Bester Herr Doktor,“ sagte sie, „Ihre liebenswürdige Bemühung ist umsonst, denn der leichte Unfall ist bereits vollständig kuriert. Entschuldigen Sie die unnötige Störung.“

Ganz betreten und verlegen komplimentierte Egon den Arzt wieder hinaus.

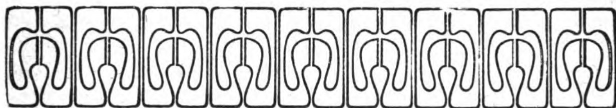
Als der Herr Baron Egon v. Zeck aber wieder zurück ins Zimmer kam, setzte er eine ernste, würdevolle, ja fast eine strafende Miene auf, indem er feierlich begann: „Meine Gnädigste, ich darf nun wohl um Aufklärung bitten für das — nun sagen wir sonderbare Spiel, das Sie mit mir zu treiben die liebenswürdige Laune hatten.“

„Gewiß, Herr Baron,“ entgegnete sie heiter und mit leiser Ironie, „ich wollte Ihnen eben nur zeigen, daß ich ebensoviel und vielleicht noch mehr Talent als Sie habe zum Komödiespielen. Ich wollte Ihnen ferner zeigen, daß selbst Ihr so genialer Trick, den Sie vor kurzem im Klub, als Sie über den Durst getrunken, ausgeplaudert hatten, daß selbst ein so genialer Gedanke des Barons Egon v. Zeck auch noch zu übertrumpfen ist. Weiter wollte ich nichts. So, und nun, Herr Baron, sind Sie frei und können bei dem reichen Fräulein v. Bärwald von neuem Ihr Glück versuchen!“

Da nahm Baron Egon v. Zeck seinen Zylinder, machte eine durchaus korrekte Verbeugung und verschwand.

Noch am selben Tage trat er eine Erholungsreise nach dem Süden an.





Die siebzehnjährige Zikade.

Naturgeschichtliche Skizze von K. Tesdorff.

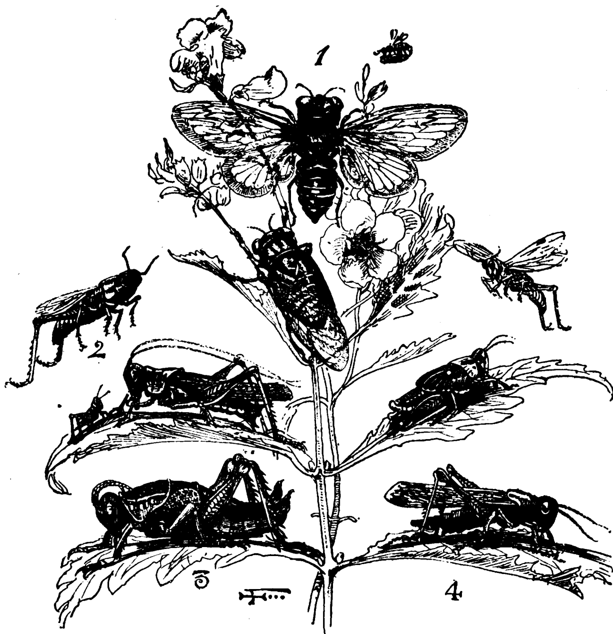


Mit 8 Illustrationen.

Das merkwürdige Tier, mit dem wir unsere Leser heute bekannt machen wollen, die Heuschrecken-Singzikade oder Cicada septendecim, ist eine nahe Verwandte jener Zikaden oder Zirpen, die auch im südlichen Deutschland, bis nach Franken und Thüringen hinein, vorkommen und an schönen Sommertagen durch ihren eintönigen „Gesang“ den Wanderer je nach seinem Temperament entzücken oder zur Verzweiflung bringen. In ihrer äußeren Gestalt ist die Heuschreckenzikade, die nur im nördlichen Amerika lebt, von ihrer europäischen Artgenossin nur wenig unterschieden. Sie gehört wie diese zu den Halbflüglern oder Schnabelkerfen, hat im Zustand ihrer vollen Entwicklung vier häutige, ziemlich steife, durchscheinende Flügel, die weit über den plumpen Körper hinausragen, einen breiten, kurzen Kopf, sehr lange Fühler, die zwischen den weit vorstehenden Augen eingefügt sind, und drei Nebenaugen.

Da die Zikade um der von ihr hervorgebrachten „Musik“ willen häufig mit den zum Teil ebenfalls musikalisch veranlagten eigentlichen Heuschrecken verwechselt wird, stellen wir in unserer umstehenden Abbildung

die Vertreter der hauptsächlichsten Gattungen zusammen, und ein einziger Blick wird den Beschauer von der großen Verschiedenheit überzeugen, die zwischen der Zikade und der musizierenden Heuschrecke obwaltet.



1 Heuschrecken-Singzikade mit ausgebreiteten und zusammengelegten Flügeln. 2 Grashüpfer in verschiedenen Wachstumsstadien. 3 und 4 Zwei amerikanische Heuschreckenarten.

Auch ihre Lebensbedingungen und ihr Entwicklungsgang sind völlig andere, und gerade die Beobachtungen, die in dieser letzteren Hinsicht von amerikanischen Naturforschern von der Cicada septendecim gemacht worden sind, gewähren einen der interessantesten Einblicke in die geheimnisvolle, dem suchenden Menschenauge

immer neue Wunder erschließende Werkstätte der Natur.

Das scheinbar so kurzlebige Insekt, dessen Zirpen nur vier, höchstens sechs Sommerwochen hindurch ertönt, um dann für immer zu verstummen, hat nämlich bei seinem Beschauen in der für uns sichtbaren Welt schon eine beträchtliche Daseinsdauer hinter sich. Bei der Sorgfalt, mit der von verschiedenen Gelehrten die eingehendsten Untersuchungen angestellt worden sind, liegt kein Grund vor, an der Richtigkeit der Annahme zu zweifeln, daß die amerikanische Singzikade volle sechzehn Jahre unter der Erde zubringt, um im siebzehnten oberhalb derselben zu erscheinen und im Zustande endlich erreichter voller Entwicklung ein ebenso köstliches als flüchtiges Genußleben zu führen.

Henry C. Mac Cook, dessen Beobachtungen wir hier im wesentlichen wiedergeben, war auf Grund der von ihm gesammelten Mitteilungen schon wiederholt in der Lage, für einen bestimmten Bezirk mit unfehlbarer Sicherheit das Auftreten der Singzikade in einem gewissen Sommer vorherzusagen, einzig gestützt auf die Tatsache, daß die Tierchen siebzehn Jahre früher an der nämlichen Stelle bemerkt worden waren. Die amerikanische Zirpe führt ihren wissenschaftlichen Namen der siebzehnjährigen Zikade also mit vollem Recht, und unser Maikäfer mit seiner vierjährigen Entwicklungsdauer ist neben ihr nur ein sehr kurzlebiges Geschöpf.

In der Zeit zwischen Ende Mai und Mitte Juni verläßt die Zikade, wenn ihre Auferstehungszeit gekommen ist, das lichtlose unterirdische Gefängnis, darin sie den weitaus größten Teil ihres Daseins verträumt hat. Da ihrer immer viele Tausende zugleich aus der Erde hervorbrechen, gewährt es ein überaus interessantes Schauspiel, dieses von einem wunderbaren

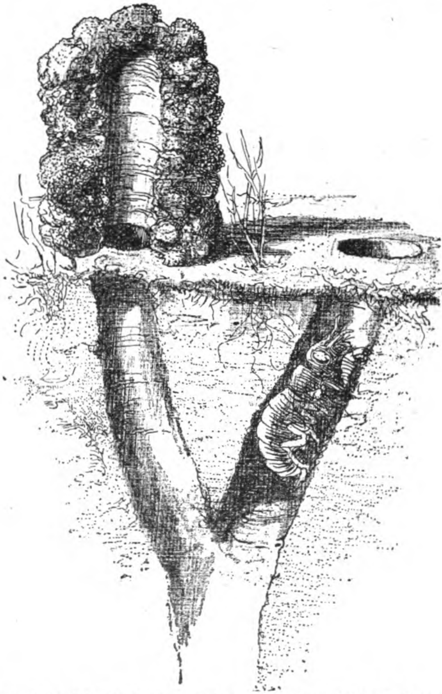
Naturtrieb bedingte unaufhaltsame Vordringen in die Welt des Lichtes zu beobachten. Die Öffnungen der Röhren, die sich das Tier mit dem Kopfe und dem für diesen Zweck besonders ausgerüsteten ersten Beinpaar aus der Tiefe zur Oberfläche gegraben hat, reihen sich dann in weitem Umkreise so dicht aneinander, daß sich ihre Menge nur durch Auszählung kleiner Flächen annähernd schätzen läßt. So fand der oben genannte Gelehrte auf einem Raum von sechs Quadratfuß 665 Öffnungen. Im Wurzelgebiet eines einzigen großen Ahornbaumes berechnete er ihre Zahl auf nicht weniger als 9600, und innerhalb eines Kreises mit dem Durchmesser von 9 Meter auf 31,500.



Die ausgeschlüpfte Zikade und ihr abgestreiftes Puppengehäuse.

Es scheint außer Zweifel, daß jede Larve sich ihren eigenen Weg herstellt und daß keine Röhre von mehreren Tieren benützt wird. Eine höchst merkwürdige Erscheinung, für die man lange vergebens nach einer einleuchtenden Erklärung gesucht hat, sind die an den Ausbruchsstellen eines Zikadenschwarmes häufig beobachteten zylindrischen Erdtürmchen, die ungefähr die

Länge und die doppelte Dicke eines Mannesdaumens zu haben pflegen. Sie sind ziemlich fest gefügt und bilden die senkrechte Fortsetzung der unterirdischen Röhre, die sich die Zikadenlarve für ihren Aufstieg in die Ober-



Durchschnitt durch den Röhrenbau einer Zikadenlarve und durch den von ihr errichteten Schutzturm.

welt angelegt hat. Das Tier kommt dann gewöhnlich aus ihrer Spitze, seltener durch eine seitliche Öffnung zum Vorschein, und da es jedenfalls für die Zikade ein recht mühseliges Geschäft ist, aus winzigen Erdkrümchen diesen ziemlich kunstvollen Turm zu erbauen, müßte

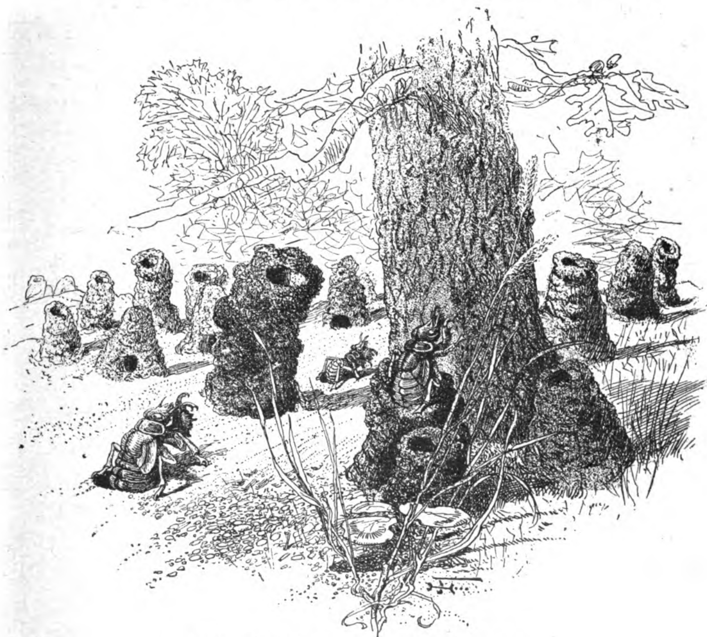
man sich verwundert fragen, weshalb sie sich der anscheinend zwecklosen Arbeit unterzieht, wenn sich nicht schließlich eine Erklärung finden ließe, die etwas durchaus Überzeugendes hat, und die uns zugleich mit Bewunderung für den sicheren Instinkt der kleinen Larve erfüllen muß.


Schutzturm über einer Ausbruchsröhre.

Die Zikade ist nämlich in dem Zustand, in welchem sie nach der langen Gefangenschaft an die Oberwelt gelangt, sehr empfindlich, und die Unbilden eines ungewöhnlich kalten, stürmischen oder regnerischen Frühlingstages können ihr während der ersten Stunden leicht verhängnisvoll werden. Deshalb sucht sie, da ein Rückweg in die Erde ihr anscheinend unmöglich ist, in solchem eilig aufgeworfenen Türmchen Schutz, wenn sie unglücklicherweise einen derart unwirtlichen Tag für ihre Auferstehung gewählt hat, und es ist wahrscheinlich, daß Tausende von Zikaden auf diese Art ihr bedrohtes Leben retten. Allerdings hat man ähnliche Erdnester, die zweifellos von Zikadenlarven hergestellt waren, auch schon an Zäunen oder Stämmen hängen gefunden. Ihre Entstehung und ihr Zweck sind in diesem

Fall schwerer zu erklären, wenn man nicht annehmen will, daß ein für seine Metamorphose noch nicht hinlänglich entwickeltes Insekt sich diesen Unterschlupf geschaffen hat, um darin über die letzten kritischen Tage oder Stunden hinwegzukommen.

Sobald sie die Erde verlassen haben, suchen die



Ausbruchsstelle eines Zikadenschwarmes.

ungeflügelten und in ihrer plumpen Gestalt recht schwerfälligen Larven einen erhöhten Platz, am liebsten einen Baumzweig zu gewinnen, und die Verwandlung nimmt unverzüglich ihren Anfang.

Das Tier klammert sich mit den starken Klauen seiner Füße an seinem Standort fest und verharrt eine

kleine Weile unbeweglich. Dann springt mit einem leise knackenden Geräusch die harte Hülle des Körpers in der Mittellinie des Rückens auf, und das seltsame Geschöpf beginnt sich aus seiner Schale herauszuarbeiten gleich einer sich häutenden Schlange oder einem die alte Kruste abwerfenden Krebs. Ein schneeweißes, weiches, einer fetten Made ähnliches Wesen windet sich unter merklicher Anstrengung durch die oft ziemlich enge Öffnung. Kopf und Vorderkörper kommen zuerst zum Vorschein, dann werden sehr vorsichtig die Beine nachgezogen, bis endlich der ganze Leib aus seinem Gefängnis befreit ist. Nicht immer geht diese Prozedur glücklich von statten. Häufig tritt durch Abreißen eines Gliedes Verstümmlung ein, und schwächere Exemplare gehen nach längerem vergeblichen Bemühen elend zu Grunde, ohne ihren so lange vorbereiteten Lebenszweck erreicht zu haben.

Aber auch tragische Ereignisse anderer Art greifen oftmals gerade in diesem bedeutsamen Augenblick in das Zikadendasein ein. Die weichen wohlgenährten Leiber der seit sechzehn Jahren vom Wurzelsaft eines gastlichen Baumes gemästeten Larven sind ein begehrter Leckerbissen für zahlreiche Vögel, deren unbarmherziger Schnabel dem Befreiungsprozeß in der wirksamsten Weise nachhilft. Und nicht nur unter den gefiederten, sondern auch unter den vierfüßigen Tieren haben die armen Zikaden grimmige Feinde, die ihre anfängliche Schwäche und Unbeweglichkeit benutzen, um fürchterlich unter ihnen aufzuräumen. Mc Cook beobachtete zum Beispiel eine Hauskatze bei diesem mit großem Eifer betriebenen Geschäft, und der Larvenschmaus bedeutete für sie allem Anschein nach ein geradezu göttliches Mahl.

Während die Hülle am Zweig hängen bleibt, sucht

sich das ausgeschlüpfte Tier, das nur sehr langsamer und mühseliger Bewegungen fähig ist, einen anderen, nahegelegenen und möglichst geschützten Platz, um seine Metamorphose zu vollenden. Denn noch ist es ein ganz unfertiges und nichts weniger als lieblich anzusehendes Geschöpf. Aber der Rest der Entwicklung



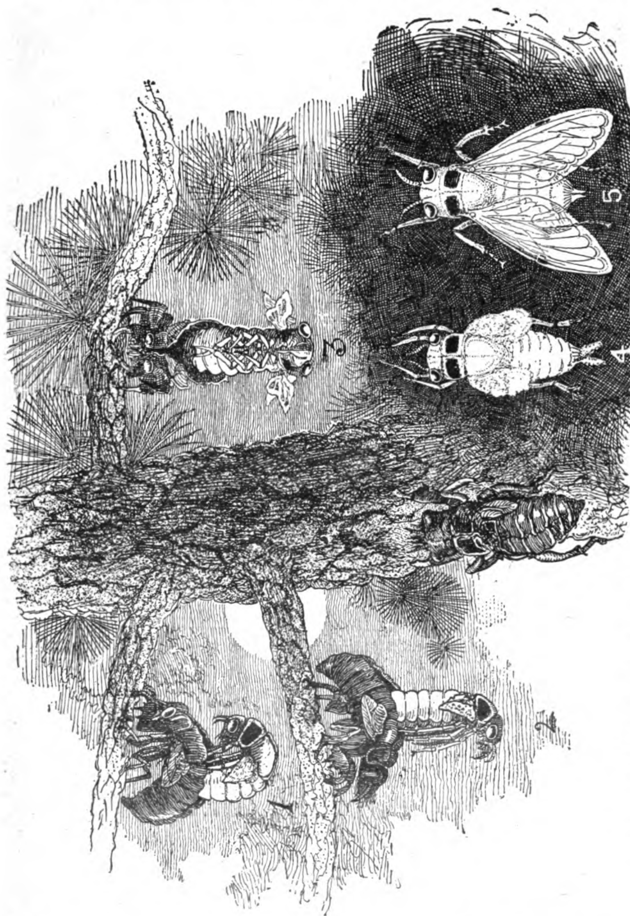
Hängender Erdbau einer Zikadenlarve.

vollzieht sich mit geradezu wunderbarer Schnelligkeit, und es bedarf für den Beobachter keiner allzu großen Geduld, um ihn in allen seinen Phasen zu verfolgen. Zunächst nimmt der breite, plumpe Kopf eine schwarze Färbung an, während sich das Weiß des Körpers in ein stumpfes Gelb verwandelt. Die weiche Haut des Leibes wird härter, die Flügel, von denen beim Ausschlüpfen nur Ansätze vorhanden sind, beginnen zu wachsen, und — so unglaublich es klingen

mag — innerhalb eines Zeitraums von zehn bis höchstens zwanzig Minuten hat das Tier seine Entwicklung beendet. Eine kleine Weile noch verharrt es in unbeweglicher Ruhe, dann breitet es langsam, wie zaghaft, die noch unerprobten Flügel aus und versucht seinen ersten Flug in die Wipfel der Bäume.

Unmittelbar nachher beginnt das eigenartige Zirpen, das zwar dem menschlichen Ohr nicht allzu wohlklingend scheint, das aber nichtsdestoweniger auf das Herz der Zikadenjungfrau einen ebenso sinnbetörenden Eindruck hervorbringt wie das schönste Liebesständchen, mit dem irgend ein schmachtender Romeo aus dem Menschengeschlecht seine Julia zu gewinnen sucht. Denn nur das männliche Insekt ist im stande, diese Töne hervorzubringen. Sein Musikinstrument befindet sich an der Bauchseite unter einem Paar breiter Platten und besteht aus kleinen Höhlen, in deren Tiefe eine vielgefaltete Haut den Ton erzeugt, indem sie durch ein sehniges Muskelbündel stark angespannt wird und dann beim Nachlassen des Bündels plötzlich zurückschnellt. Der Ton, der auf diese Art entsteht, ist zwar immer derselbe, und es ist beim besten Willen unmöglich, alle Abstufungen von zartester Sehnsucht bis zu glühendster Leidenschaft aus ihm herauszuhören, seinen Zweck aber erfüllt er vollkommen, und an Liebe ist in dem kurzen Erdendasein der Zikade ebensoviel Überfluß wie an köstlicher Nahrung. Die Männchen sterben gewöhnlich schon nach Verlauf von vier Wochen, die Weibchen aber, denen nunmehr die wichtige mütterliche Aufgabe zufällt, für die Erhaltung der Art zu sorgen, pflegen den früh geschiedenen Gatten um etwa vierzehn Tage zu überleben, und man kann ihnen nicht nachsagen, daß sie die Zeit ihrer Witwenschaft in unfruchtbarer Trauer hinbrächten. Sie sind vielmehr unermüdlich geschäftig,

mittels der ihnen von der Natur verliehenen Legesäge kleine Löcher in die Rinde zarter Zweigsprossen zu

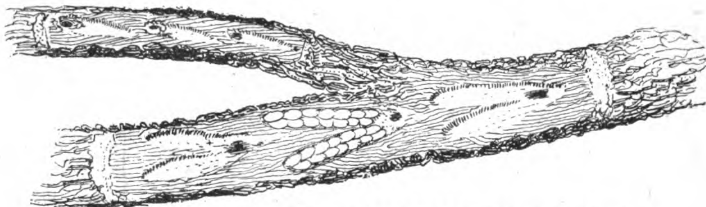


1, 2 und 3 Zikade in den verschiedenen Stadien des Ausschlüpfens aus der Larvenhülle. 4 Zikade unmittelbar nach dem Ausschlüpfen. 5 Vollständig entwickelte Zikade.

bohren, dieselben zu eigenartigen, gabelförmigen Höhlungen zu erweitern und letztere mit einer Anzahl von

Eiern zu füllen. So lange setzen sie diese Arbeit fort, bis sie insgesamt vier- bis fünfhundert Eier gelegt haben. Dann ist ihre Fortpflanzungskraft erschöpft, und auch sie fallen im schmerzlosen Tod der Ermattung dem Schicksal alles Irdischen anheim.

Der Schaden, den sie während ihres Aufenthalts oberhalb der Erde angerichtet haben, ist gewöhnlich nicht sehr bedeutend, denn wenn auch die mit Eiern beschickten Zweigspitzen in der Regel absterben, erleidet doch die Pflanze in ihrem Gesamtorganismus dadurch zumeist keinen Nachteil, und wesentlich beträchtlicher



Baumzweig mit den von der weiblichen Zikade gebohrten Höhlungen für die Legung der Eier.

sind die Schädigungen, die von den Larven durch das Aussaugen der Wurzelsäfte hervorgebracht werden.

Diese Larven haben ihr erstes Entwicklungsstadium innerhalb des Baumzweiges gewöhnlich schon nach sechs Wochen durchlaufen. Sie sind dann ungefähr zwei Millimeter lang und ähneln in ihrer Gestalt bereits jenen großen Puppen, die wir nach ihrer sechzehnjährigen Haft aus dem unterirdischen Kerker hervorbrechen sahen. Die künftigen Flügel sind durch winzige Schulterknoten angedeutet. Das erste der drei Beinpaare ist verhältnismäßig groß und mit Grabwerkzeugen ausgerüstet, die an die Scheren eines Hummers erinnern. Der Mund aber läuft in eine starke,

schnabelförmige Spitze aus, die ihnen für die Erhaltung ihres langen Traumdaseins von größter Wichtigkeit wird, denn nachdem sie sich von dem Baumzweig haben herabfallen lassen, graben sie sich mit großer Gewandtheit so tief in die Erde ein, bis sie auf eine Wurzelfaser stoßen, die zart genug ist, um ihnen das Einbohren ihres „Schnabels" zu gestatten.

Von ihrem Safte nun nähren sie sich sechzehn lange Jahre hindurch bis zu dem Tage, da eine geheimnisvolle innere Stimme, die wir Instinkt nennen, ohne doch mit dem leeren Wort das erhabene Wunder erklären zu können, sie antreibt, ihre Wanderung nach oben zu beginnen, jenem goldenen Licht entgegen, das sie nur in den ersten Tagen ihrer fernen Jugend auf wenige Minuten geschaut haben und dessen Genuß den Gipfelpunkt und den kurzen Wonnerausch ihres Lebens bedeutet.





Mannigfaltiges.



Träume — Schäume. — Man war näher aneinander gerückt, wie man es zu tun pflegt, wenn zu später Stunde oder bei schwacher Beleuchtung schaurige Geschichten erzählt werden, gleichsam als dränge ein erhöhtes Schutzbedürfnis die einzelnen zu engerem Zusammenschluß.

Die verwitwete Generalin v. Maltzow hatte von einem Erlebnis berichtet, bei dem sich in eigenartiger Weise ein allen zunächst unwahrscheinlich dünkender Traum verwirklicht hatte. Mit fast dramatischer Lebendigkeit hatte sie erzählt und so die Phantasie der ganzen Gesellschaft angeregt.

Nachdem die Generalin ihre Erzählung beendigt hatte, war man bei dem angeschnittenen Thema geblieben, und eifrig wurde für und wider hin und her gestritten.

Einige Teilnehmer der kleinen Teegesellschaft verfochten die Ansicht, daß Träume eine Art Vorahnung kommender Ereignisse seien, und daß man darum gut tue, sie sorgfältig zu beachten, während andere alle Träume für leere Hirngespinste erklärten, die ein vernünftiger Mensch möglichst bald zu vergessen trachte.

Nur Doktor Webler beteiligte sich nicht an dem Gespräch. Behaglich in seinen Sessel zurückgelehnt, trank er in kleinen Schlückchen seinen Tee mit dem Genuß des Kenners. Die lebhafte Unterhaltung rund um ihn herum veranlaßte nur manchmal ein sarkastisches Zucken seiner Mundwinkel.

Endlich begann das andauernde Schweigen des beliebten jungen Literaten aufzufallen.

„Und wie denken denn Sie über Träume, Herr Doktor?“ fragte die Generalin.

Der also Angeredete erhob sich schnell und elastisch. „Verzeihen Sie, meine Herrschaften,“ sagte er mit einem feinen Lächeln, „ich hörte Sie alle Ihre ‚festen Überzeugungen‘ vortragen und verfechten; konnte ich da annehmen, daß Sie auf mein bescheidenes Urteil Wert legen würden?“

„Und wie lautet denn nun dieses Urteil?“

Webler schwieg einen Augenblick, dann wandte er sich an die Hausfrau. „Würden Sie mir gestatten, gnädige Frau, anstatt eines Urteils, das ja doch bei der Unmöglichkeit eines untrüglichen Beweises nur subjektiven Wert haben könnte, eine Geschichte zu erzählen? Sie hat zwei Vorzüge. Erstens ist sie sehr kurz und zweitens kann ich mich für ihre Wahrheit verbürgen.“

Doktor Webler war als guter Erzähler bekannt und natürlich wollten alle gern die Geschichte hören.

„Also hören Sie. Vor einiger Zeit hatte eine mir bekannte junge Dame, die ich der Einfachheit halber mit Anna bezeichnen will, folgenden Traum. Sie befand sich auf einer langen, endlos erscheinenden Straße. Es war dunkle Nacht, und weit und breit kein Mensch zu sehen. Plötzlich hatte sie das Gefühl, als ob sie verfolgt würde, aber sie war nicht im stande, sich umzudrehen. Sie mußte immer geradeaus laufen, schnell und immer schneller. Sie kam an eine große Pforte, zu der nur sie allein den Schlüssel besaß. Schnell öffnete sie, schlüpfte hindurch und verschloß die Pforte wieder. Aber als ihr Verfolger das Schloß berührte, sprang dieses auf, und er war wieder hinter ihr. Bei einer zweiten und dritten Pforte wiederholte sich dieselbe Merkwürdigkeit. Sie sah das alles zwar nicht, denn sie konnte sich ja nicht umdrehen, aber sie wußte es trotzdem. Immer weiter ging die Jagd. Endlich brachen ihr die Knie, sie fürchtete zusammenzusinken, und jetzt plötzlich hatte sie die Kraft, sich umzuwenden, und blickte in ein Paar blutunterlaufene, höhnisch und mordgierig zugleich grinsende Augen. Gleichzeitig sah sie, wie der Mann ein langes blankes Messer stoßbereit in der Hand hielt. Jetzt zückte er es gegen sie und — — — — — der Traum war aus.

Anna erwachte in Schweiß gebadet, wie man sich so schön auszudrücken pflegt. Als sie erkannte, daß sie nicht ermordet war, sondern nur geträumt hatte, zerbrach sie sich nicht weiter den Kopf über die Bedeutung des Traumes, sondern legte sich auf die andere Seite und versuchte wieder einzuschlafen. —

Einige Wochen später befand sie sich in einer Gesellschaft, und durch irgend eine Anregung kam das Gespräch auf Träume und deren Bedeutung. Es wurden merkwürdige Traumgeschichten erzählt, und auch Anna teilte ihren jüngst gehabten Traum mit, den man mit lebhaftem Interesse aufnahm.

Etwas früher als die übrige Gesellschaft brach sie auf, weil sie sich als Vorortbewohnerin nach dem Fahrplan richten mußte. Sie hatte Glück und traf ein leeres Abteil, in welchem sie sich während der Fahrt ungestört ihren Gedanken hingeben konnte. Vom Bahnhof bis zu ihrer Wohnung hatte sie noch einen Weg von etwa fünfundzwanzig Minuten zurückzulegen.

Schnellen, jedoch nicht hastigen, gleichmäßigen Schrittes strebte sie vorwärts. Die Straße war menschenleer, jedoch in ihrer ganzen Ausdehnung genügend erleuchtet. Nachdem sie einige Minuten gegangen war, hörte sie auf der anderen Straßenseite einen Männerschritt, der immer in gleichem Tempo mit ihr marschierte.

Jetzt überschritt der Mann den Straßendamm und hielt sich in einiger Entfernung hinter ihr.

Die Sache fing an, ihr unbehaglich zu werden. Sie wechselte das Tempo, der Mann tat dasselbe und kam ihr nun näher und immer näher.

Plötzlich durchzuckte sie ein Gedanke: ihr Traum!

Zugleich fuhren ihr all die heute abend gehörten schaurigen Geschichten wirr durch den Kopf. Sollten Träume wirklich — —?

Aber nein, sie wollte den Mann zur Rede stellen und sich seine Verfolgung energisch verbitten.

Zwar — es war niemand sonst in der Nähe; sie fing an, ängstlich zu werden. Trotzdem wollte sie sich umdrehen, um sich den Menschen wenigstens mit einem kurzen Blick anzusehen. Da — was war das? Sie konnte den Kopf nicht wenden! Es ging absolut nicht!

Ihr Traum!

Der Schritt des Verfolgers fing an, sich ihr immer mehr zu nähern. Eine wahnsinnige Angst ergriff sie. Mit hastigen, unsicheren Schritten eilte sie vorwärts, flackerndes Entsetzen in den geradeaus gerichteten Augen.

Sie hatte das Gefühl, als ob der Mann sich jeden Augenblick auf sie stürzen würde, sie glaubte schon das Blitzen des Messers zu sehen.

Die Knie bebten ihr, ein Schüttelfrost durchlief ihren Körper. Sie wollte schreien, aber sie konnte nicht.

Immer weiter ging es, der Atem drohte ihr zu versagen. Noch eine Straßenkreuzung — und dann kam ihre Ecke! Schnell um diese Ecke, nun noch ein paar Häuser, quer über die Straße — und sie stand vor der kleinen Gittertür zu dem Vorgarten, den sie noch durchschreiten mußte.

Mit zitternden Händen suchte sie den Schlüssel in den Taschen — sie fand ihn nicht. O Gott, und schon wurde wieder der Schritt des Verfolgers hörbar! Da — endlich hat sie den Schlüssel. Nun schnell öffnen! Aber die Finger versagen fast den Dienst. Bedenklich näher kommt der Schritt, er muß schon die Ecke passiert haben. Verzweifelt faßt sie den Schlüssel mit beiden Händen, endlich springt die Tür auf.

Schnell ist sie hinein und hat die Tür ins Schloß geworfen, ohne sich Zeit zu nehmen, sie wieder zu verschließen, dann durcheilt sie den Vorgarten und springt die Stufen zu der Haustür hinauf.

Aber nun muß sie erst wieder den zweiten Schlüssel suchen! Fieberhaft wühlen ihre Hände in den Kleidern, während sie den Mann schon an der Gittertür hört.

Sie sucht noch — da geht die Gittertür auf — Schritte auf dem Kies. — — Großer Gott, der Mann verfolgt sie bis ins Haus, sie ist verloren!

Jetzt — der Schlüssel — hinein ins Schloß — die Tür ist offen — sie hinein.

Aber der Mann ist schon die Stufen hinaufgekommen und legt eben die Hand auf die Türklinke.

Sie ist schon auf der Treppe und blickt — zum ersten Male —

rückwärts. Da sieht sie an der Türscheibe jenes funkelnde Augenpaar, ein halberstickter Schrei entringt sich ihrer Brust, die Sinne schwinden ihr, und dumpf aufschlagend sinkt sie zu Boden." —

Doktor Webler hielt inne. Alle hingen gespannt an seinen Lippen. „Weiter — weiter!" drängte man.

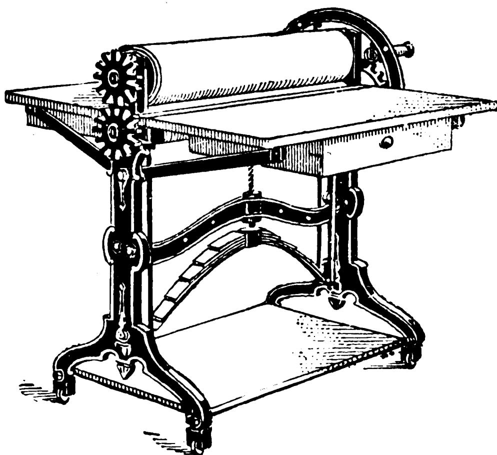
„Das Poltern des aufschlagenden Körpers weckte die Bewohner aus ihrer Ruhe, sie erschienen auf der Treppe und brachten die ihnen wohlbekannte Dame in ihre Wohnung, wo sie mehrere Tage infolge der ausgestandenen Angst und Aufregung das Bett hüten mußte."

„Und der Verfolger?"

„Der half getreulich bei dem Rettungswerk mit. Er wohnte nämlich seit zwei Tagen in demselben Hause eine Treppe höher und wollte ganz arglos nach Hause gehen. Ich selbst war's."

A. Schreiber.

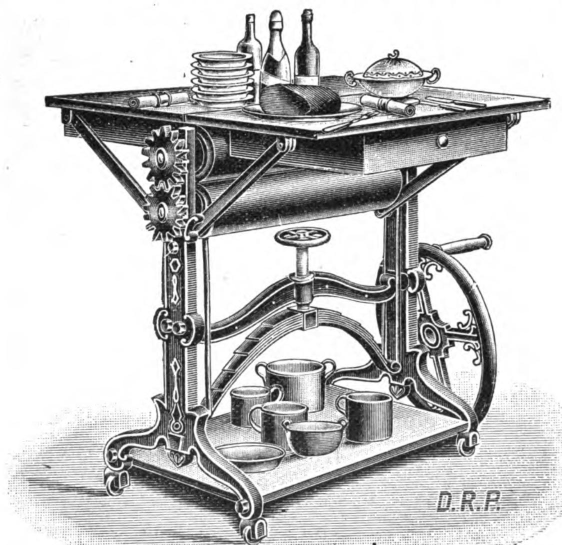
Neue Erfindungen: I. Als Tisch verwendbare Wäschemangel. — In vielen Fällen sind die Wohnräume derartig be-



Die Wäschemangel als solche.

schränkt, daß hierdurch die Anschaffung einer Wäschemangel, obwohl diese ein sehr nützliches und vorteilbringendes Hausgerät

bildet, unterbleibt. Wesentlich anders gestaltet sich aber das Verhältnis bei Verwendung der neuen, als Tisch verwendbaren Wäschemangel. Diese Wäscherolle, wie solche in unseren Abbil-

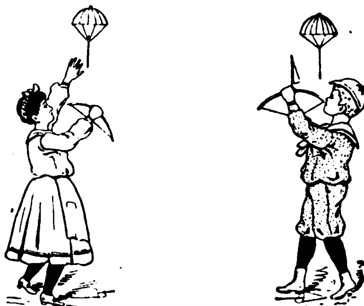


Die Wäschemangel als Tisch.

dungen veranschaulicht ist, läßt sich nämlich in sehr bequemer Weise als Tisch verwenden und daher auch in jedem Wohnzimmer aufstellen. Die Einrichtung ist hierbei derartig getroffen, daß die Mangeltischplatten, welche beim Gebrauch als Wäschemangel neben den Mangelwalzen in deren Mitte liegen, durch besondere Gelenkstützen emporgehoben und in dieser Stellung auch festgehalten werden können. Diese Umwandlung läßt sich ebenso leicht als schnell vollziehen. Der Unterteil der Mangel läßt sich hierbei in entsprechender Weise verhängen, so daß beim Gebrauch als Tisch die Mangel als solche gar nicht zu erkennen ist. Die eigentliche Mangeleinrichtung ist hierbei nicht allein zweckdienlich gestaltet, sondern vor allen Dingen auch in sehr solider und haltbarer Weise ausge-

führt und gewährt eine sehr leichte, bequeme Handhabung. Über die praktische Verwendbarkeit liegen bereits zahlreiche, sehr günstige Zeugnisse vor. Über den Bezug dieser neuen Tischwäschemangeln gibt die Verwertungsabteilung des Patentanwaltbureaus Sack in Leipzig gern jede gewünschte Auskunft.

II. Münchener Original-Fallschirmspiel. — Beim Herannahen der Frühlingszeit bringt die Firma A. Rosenhain & Cie. in München, Sendlingerstraße 57, eine sehr hübsche Neuheit, einen amüsanten Scherzartikel für Kinder und auch für Erwachsene, in den Handel. Es ist ein Fallschirmspiel oder



Münchener Original-Fallschirmspiel.

wiederkehrender Luftballon mit Konfettifüllung. Das Fallschirmspiel besteht aus einem Bogen, einem Pfeil mit einem an der Spitze befindlichen Messinghaken und einem zusammengefalteten Fallschirme aus Seidenpapier, welcher direkt am Pfeil mit einigen Schnüren befestigt ist. Soll das Spiel beginnen, so wird der Fallschirm, welcher stets am Pfeil angebunden bleibt, vor dem Abschießen mit dem Ring in den Messinghaken eingehängt. Der Pfeil wird auf die Mitte der Bogenschnur gesetzt und dann in gerader Richtung nach oben abgeschossen. Bei der Rückkehr des Pfeiles öffnet sich nun der Fallschirm, und beide Teile schweben langsam zur Erde und gelangen unbeschädigt wieder in die Hände des Besitzers. Füllt man vor dem Abschießen des Pfeiles den zusammengefalteten Seidenpapierfallschirm mit Papierschnitzel, Konfetti u. s. w., so stiebt dieser farbige Schnee beim

Entfalten des Schirmes durch die Luft zur großen Belustigung für jung und alt. Schon der Reiz, endlich einmal ein wirklich hübsches Spiel im Freien für unsere Kinder zu besitzen, wird viele Eltern veranlassen, einige Spiele zu erwerben, noch mehr aber der billige Preis, denn das Dutzend Fallschirmspiele ist schon für 3 Mark erhältlich. P. R.

Sonderbare Vorsitzende. — Wahrscheinlich gibt es kein Gefängnis in der Welt, über das schon so viel geschrieben worden ist als Sing-Sing im Staate New York. Abgesehen von den dort zuerst vorgenommenen elektrischen Hinrichtungen darf Sing-Sing auf Interesse Anspruch erheben, weil es alljährlich und im Notfalle auch noch öfter aus der Reihe der zum Tode verurteilten Verbrecher einen „Vorsitzenden" erwählt. Dieser Vorsitzende bleibt ein Jahr im Amt, oder solange das Gesetz ihm eben zu leben gestattet. Die letzte Wahl fand vor ungefähr vier Monaten statt, als neun Gefangene auf ihre Hinrichtung warteten. Der bisherige Vorsitzende war durch seine Hinrichtung seines Amtes „enthoben" worden, und es war wünschenswert, seine Stelle wieder zu besetzen. Obwohl die Verurteilten sich nie sehen dürfen, so können sie doch zu gewissen Tagesstunden in einem hierzu besonders eingerichteten, mit offenen Einzelzellen versehenen Zimmer miteinander sprechen. Bei der Wahl wurden die Gefangenen ersucht, ihre Stimmen abzugeben, und alle taten es mit Ausnahme eines Polizisten namens William H. Ennis, der seine Frau ermordet hatte und später elektrisch hingerichtet wurde. Seit das Urteil über ihn gefällt worden war, weigerte sich Ennis, ein Wort zu sprechen, und als man ihn ersuchte, sich an der Abstimmung zu beteiligen, gab er keine Antwort.

Als die Stimmen gezählt wurden, stellte es sich heraus, daß ein gewisser Albert T. Patrick zum Vorsitzenden gewählt worden war. Patrick ist ein früherer Rechtsanwalt. Sein Amt wird kein bequemes sein, denn er will nicht nur allein seinen eigenen Fall dem Appellationshof unterbreiten, sondern auch dasselbe für seine sieben anderen Leidensgefährten tun, sowie auch für diejenigen, die während seiner Präsidentschaft in die Zellen der zum Tode Verurteilten eingeliefert werden. Patrick hat das Amt des Vorsitzenden sofort sehr energisch in die Hand ge-

nommen. Er reichte für den zunächst zur Hinrichtung Bestimmten ein Gnadengesuch ein, das dem Verurteilten zwei Wochen Aufschub verschaffte. Am Tage vor der Hinrichtung schickte Patrick an den Gouverneur Odell einen zweiten Brief, der so tiefen Eindruck machte, daß der Delinquent noch eine weitere Woche Aufschub erhielt. Patrick versuchte es mit einem dritten Brief, doch diesmal wurde dem Verurteilten kein Aufschub mehr gewährt.

Patrick hielt nun an seine unsichtbaren Leidensgenossen eine kurze Ansprache, in welcher er erklärte, er würde nur gerecht verfahren, und seine Hauptaufgabe würde darin bestehen, seinen Mitgenossen eine Milderung ihrer Strafe zu erwirken.

Doch unser „Vorsitzender" hat noch andere Pflichten zu erfüllen, außer Gnadengesuche für seine Mitmörder herzustellen. Er arrangiert vor allem die Pfeifkonzerte, die den Hauptzeitvertreib der zum Tode Verurteilten in Sing-Sing bilden, und hat die Macht, gewisse Beschränkungen aufzuerlegen und Verordnungen durchzuführen, denen stets gehorcht wird.

Die Gefangenen dürfen durch Zuruf von Zelle zu Zelle Schach und Dame spielen, und wenn ein Paar den Wunsch hegt, gegenseitig seine Kräfte zu messen, so muß der Vorsitzende Schweigen für die übrigen gebieten, und die beiden Gefangenen setzen sich dann zu einem ernsthaften Spiele nieder. In der Zelle eines jeden Gefangenen befindet sich ein Schach- und ein Damebrett, und jeder Zug, den einer der Spieler tut, wird ausgerufen; der Vorsitzende wiederholt ihn und verfolgt die einzelnen Züge der beiden Spieler auf seinem eigenen Schachbrett.

Eines Tages ereignete sich der Fall, daß ein äußerst langsam spielender Gefangener auf den verhängnisvollen elektrischen Stuhl gesetzt wurde, bevor das Spiel noch zu Ende war. Er dachte wahrscheinlich an nichts als an die nicht zu Ende gespielte Partie, während er zum Tode ging.

Diese Sitte, aus der Zahl der zum Tode Verurteilten einen Vorstand zu wählen, hat sich sehr bewährt und wird von dem Gouverneur und den Beamten von Sing-Sing unterstützt. Die Ordnung wird dadurch leichter aufrecht erhalten, und was die

Hauptsache ist, die Gefangenen werden von ihrer hoffnungslosen Lage etwas abgelenkt, ganz abgesehen davon, daß auch mancher den gebildeten Ständen angehörige „Vorsitzende" schon einen Aufschub der Strafe, ja sogar manchmal die Umwandlung der Todesstrafe erwirkt hat. L—n.

Vom Seepferdchen. — Die Algen und Tange der Meeresküsten bieten auch dem merkwürdigen Seepferdchen willkommene Schlupfwinkel. Hat dieses 10 bis 18 Zentimeter lange Tierchen seinen Greifschwanz um einen Algenzweig geschlungen, seinen in eine röhrenförmige Schnauze auslaufenden Kopf, der an einen kleinen Pferdekopf erinnert, trotzig nach hinten geneigt, die Kopfstacheln mit den fadenförmigen Anhängen drohend aufgerichtet, so sieht das kleine Tierchen recht komisch aus.

Es fällt schwer, in dem Seepferdchen einen Fisch zu erkennen. Da es aber durch Kiemen atmet, seine Haut mit Knochenplatten, statt der Schuppen, belegt ist, und seine Glieder in Flossen umgewandelt sind, muß man es schon den Fischen zuweisen. Mit etwa 120 weiteren Arten bildet es die Ordnung der Büschelkiemer, deren Kiemen nicht kammförmig sind wie bei unseren Flußfischen, sondern in Büscheln stehen.

Das Seepferdchen bewohnt den Atlantischen Ozean, insbesondere die Nordsee und das Mittelmeer, wo es sich unfern der Küste aufhält. Hier, zwischen Pflanzen versteckt, treibt es sein Handwerk; es macht Jagd auf kleine Krebse und sucht sich vor seinen Feinden zu sichern. In seiner ganzen Umgebung ist die braune Farbe vorherrschend, und demzufolge ist auch das Seepferdchen braun gefärbt; deshalb wird es von seinen Verfolgern ebensowenig bemerkt wie von seiner Beute. Diese kommt ihm, nichts Böses ahnend, in nächste Nähe, jene ziehen ruhig an ihm vorüber. Wäre das Seepferdchen ein guter Schwimmer, so hätte das wenig zu bedeuten; allein die Bauchflossen und die Schwanzflossen fehlen ihm ganz, die Brustflossen sind nur klein, und der ganze Körper hat infolge der Bedeckung mit ringförmig angeordneten Knochenplatten nur sehr wenig Bewegung. Daraus erklärt es sich auch, daß das Schwimmen des Seepferdchens in der Hauptsache nur ein Aufsteigen und ein Niedersinken ist, wobei der Körper fast ganz senkrecht steht.

Diese Art der Bewegung wird wesentlich durch die Schwimmblase, welche dem Seepferdchen ebensowenig abgeht wie unseren Süßwasserfischen, ermöglicht. Hebt es die Bauchseiten etwas, so dehnt sich die Luftblase aus, der Körper wird leichter, und langsam schwebt die sonderbare Gestalt in die Höhe. Drückt es dagegen auf die Blase, so wird der Körper schwerer und sinkt wieder in die Tiefe. Will das Seepferdchen hierbei kleinere Wendungen ausführen, so geschieht dies vornehmlich mit Hilfe der etwas umfangreicheren Rückenflosse, die durch etwa zwanzig weiche Strahlen gestützt wird.

Wie die braune Farbe, so ist auch seine sonderbare Gestalt dem Seepferdchen sehr dienlich. Die Meeralgen, zwischen denen es sich mit Vorliebe aufhält, sind nämlich reich gegliederte Pflanzen mit zahlreichen, blattähnlichen, schmalen Teilen an stengelartigen Gebilden. Je mehr nun die in diesem Pflanzengewirr wohnenden Tiere in ihrer äußeren Gestalt den Algenformen sich nähern, desto weniger haben sie durch Nachstellungen zu leiden, desto leichter entgehen sie den spähenden Blicken ihrer Feinde. Der siebenkantige starre Körper des Seepferdchens läuft nach hinten in einen langen und dünnen Greifschwanz aus, und die Knochenplatten sind vielfach mit Höckern und Stacheln besetzt, welche am Hinterkopf einen Kamm bilden und fadenförmige Anhängsel tragen.

Wenn man den Leib des Seepferdchens aufschneidet, so findet man am Knochenskelett keine Spur von Rippen, und es braucht diese auch nicht, da die harte äußere Bedeckung des Körpers den inneren Organen vollkommenen Schutz gewährt. Das Seepferdchen pflanzt sich wie alle anderen Fische durch Eier fort, welche im Gegensatz zu denen anderer Arten eine rührende Brutpflege finden. Das Männchen hat nämlich an der Bauchseite eine Tasche, in welcher es die gelegten Eier vorsorglich mit sich herumträgt.

Von der Natur reichlich mit Schutzmitteln ausgerüstet, führt das Seepferdchen ein beschauliches Dasein in Gesellschaft von Seerosen, Seesternen, Seeigeln, von Meerkrebsen und Würmern, Muscheln und Schnecken. Seine Lebensweise kennen zu lernen, ist höchst interessant. Können wir in einem Seewasseraquarium

---

in unserer unmittelbaren Nähe sein Tun und Treiben beobachten, werden wir dieses höchst eigentümliche Tierchen bald liebgewinnen. C. T.

Die Brigade der Heilsarmee in Berlin zum Heim-



Die Brigade der Heilsarmee in Berlin zum Heimschaffen Schwerbetrunkener: Das Signal, wodurch weitere Hilfe herbeigerufen wird.

schaffen Schwerbetrunkener. — Bis zu welchem Grade geistiger Umnachtung und körperlicher Schwäche der von schlechtem Schnaps erzeugte Rausch entarten kann, ist oft geschildert und oft beklagt worden. Daß da und dort in den entlegenen Armen-

vierteln unserer Großstädte ein Trunkener beim Heimweg auf der Straße zusammenbricht und dort hilflos liegen bleibt, ist keine Seltenheit. Als William Booth die Heilsarmee zum Dienst in dem „dunkelsten London" ins Leben rief, stand bereits der



Der Beginn des Transports.

Kampf gegen die Wirkung der Schnapspest und deren schreckliche Folgen im Familienleben verkommener Proletarier auf seinem Programm. Seitdem hat sich die auf dem praktischen Christentum der wesleyanischen Methodisten beruhende Sekte über

Europa und Amerika verbreitet. In 46 Ländern ist sie organisiert, und 7390 Stationen gehören ihr an. Sie zählt über 2 Millionen Mitglieder, verfügt über ein Jahreseinkommen von zirka 20 Millionen Mark, das durch Sammlungen und industrielle Unternehmungen aufgebracht wird, und hat gegen 800 Wohltätigkeitsanstalten, Rettungsheime, Arbeitsstätten und dergleichen ins Leben gerufen. So sehr das öffentliche Wirken und herausfordernde Auftreten des „Generals" Booth und seiner „Armee" auch Stoff zur Kritik gibt, so wenig wird heute doch kein ernsthafter Menschenfreund leugnen, daß sie auf dem Gebiete der Armenpflege in den Großstädten viel Gutes gestiftet haben.

Das deutsche „Hauptquartier" der Heilsarmee ist natürlich Berlin. Sie verfügt dort über 20 „Korps". Neuerdings ist dort auch eine besondere Brigade zur Hilfeleistung bei Schwerbetrunkenen gegründet worden, von deren Wirksamkeit unsere beiden Bilder einen deutlichen Begriff geben. Die Brigade besteht aus weiblichen Mitgliedern; offenbar verspricht sich die Leitung von einem frauenhaft milden Auftreten bei diesem schweren Dienst der Nächstenliebe einen besseren Erfolg, als männliche Hilfe hier bringen könnte. Weibliche Hilfe kann wohl auch mit besserem Erfolg es versuchen, auf das Familienleben von Gewohnheitssäufern einen günstigen Einfluß zu üben. B. H.

Der Rübenschädel. — Der Baron v. E., späterer Landeshauptmann einer der östlichen Provinzen, hatte zuerst Medizin studiert, war aber, als er sein Examen an der Universität ablegen wollte, durchgefallen. Er zog sich auf seine Güter zurück und widmete sich der Landwirtschaft. Auf einem seiner morgendlichen Inspektionsgänge durch seine Felder bemerkte er auf dem Rübenacker, wie einer seiner Arbeiter soeben eine Kohlrübe (Wrucke) zu Tage förderte, die nicht nur so groß wie ein starker Manneskopf, sondern auch einem menschlichen Kopf merkwürdig ähnlich gebildet war. Er ließ sich die Rübe geben und verfolgte mit belustigtem Erstaunen die an ihr ganz symmetrisch angedeuteten Erhebungen und Vertiefungen des Menschenantlitzes: Mund, Nase, Augen, Ohren.

Da fing die satirische Ader in ihm an, sich zu regen. „Wenn

man von diesem Dinge einen Abdruck machte," sagte er sich schmunzelnd, „so könnte man die gelehrten Herren Universitätsprofessoren schön aufs Glatteis führen;" und weil er sich einer Schwester erfreute, die in allen Künsten herumpfuschte, so brachte er ihr die Rübe und forderte sie auf, ihm einen Gipsabguß davon zu machen. Das tat sie, so gut sie konnte, und er schickte den Abguß an die medizinische Fakultät der Universität, die ihn hatte durchfallen lassen, mit der Anfrage: „Fällt Ihnen an der Schädelbildung dieses Kopfes nichts auf? Er ist von einem meiner Taglöhner abgeformt, und ich möchte gern Näheres über Anlagen und Charakter des Mannes wissen."

Die nächste Sitzung der Fakultät beschäftigte sich ausführlich mit der Untersuchung des eingesandten Schädels. Als die Herren ihn nach allen Regeln ihrer Kunst wissenschaftlich erörtert und sich weidlich über den „ungeschickten, verschwommenen Abguß" geärgert hatten, ließen sie folgendes Schreiben an den Gutsbesitzer abgehen:

„Geehrter Herr! Die wissenschaftliche Untersuchung des uns übermittelten Kopfes hat zu Resultaten geführt, die unser lebhaftes Interesse wachgerufen haben. Er weist in der Schädelbildung knotige Vorsprünge auf, die den Besitzer des Kopfes als einen Mann von Scharfsinn und Spekulationsanlage charakterisieren, andere, die in ihm außerordentlich schnelle, leichte Auffassungsgabe verraten, endlich solche, an denen man auffällige Zähigkeit und Beharrlichkeit erkennt. So vorzügliche Anlagen bei einem Manne in seiner niederen Lebensstellung würden es uns zur Gewissenspflicht machen, ihm zu der, wenn auch verspäteten Ausbildung zu verhelfen, die zur Verwertung derartiger Gaben nötig ist. Da aber leider der uns zugeschickte Abdruck überaus undeutlich ist, wie die nur schwach erkennbaren Gesichtszüge beweisen, so möchten wir uns erst durch persönliche Untersuchung an dem lebenden Menschen überzeugen, ob die ungewöhnlich günstigen Anlagen wirklich in diesem Maße an seinem Schädel vorhanden sind, und werden uns erlauben, unseren Vorsitzenden und zwei unserer erfahrensten Mitglieder am künftigen Sonntag zu Ihnen abzuordnen, daß sie die Untersuchung an dem Manne selbst vornehmen."

Als der Gutsbesitzer diesen Brief erhielt, brach er in ein so kräftiges Gelächter aus, daß die Balken seines Hauses krachten. Dann schrieb er der Fakultät folgenden Bescheid: „Ihr geschätztes Schreiben hat mich mit ebenso tiefem Respekt vor der Zuverlässigkeit Ihrer Wissenschaft wie vor Ihrer Menschenliebe erfüllt. Leider kann aus der in Aussicht gestellten persönlichen Untersuchung des lebendigen Kopfes nichts mehr werden. Meine Hausgenossen und ich haben ihn nämlich gestern zu Mittag verspeist. Aber entsetzen Sie sich nicht über unseren Kannibalismus. Der Kopf mit den ungewöhnlich günstigen Anlagen war nur eine Rübe. Schon als Sie mich im Examen durchfallen ließen, hatte ich großen Respekt vor Ihrem Wissen, wie sehr sich dieser nunmehr erhöht hat, vermögen Sie selbst wohl am besten zu ermessen."

Clara Düsterhoff.

Die längste Rede, die wohl je gehalten worden ist, dürfte wahrscheinlich diejenige sein, welche 1880 in der englischen Kolonie Britisch-Kolumbia ein Mitglied der Legislatur, Doktor Kosmos, im Interesse dortiger Ansiedler hielt, die eine sie hart und ungerecht schädigende Gesetzesvorlage um ihr Hab und Gut zu bringen drohte.

Es waren ganz eigenartige Zustände, für welche — anscheinend sehr aussichtslos — der menschenfreundliche Mann in die Schranken trat, da das betreffende Gesetz von der es befürwortenden starken Majorität wohlweislich, zum Zweck der Überrumplung, erst ganz zuletzt, am Tage vor Schluß der Sitzungen, eingebracht werden sollte, so daß die Entscheidung schon bis zum nächsten Mittag fallen mußte.

Da es indessen nicht zweifelhaft erschien, daß die Annahme des Gesetzes bis zum erforderlichen Termin erfolgen würde, wiegten sich die glücklichen Erfinder dieser unrühmlichen Idee in völlige Sicherheit, bis Doktor Kosmos, am Tage vor Ablauf der Frist, gegen zehn Uhr Vormittags, das ihm erteilte Wort ergriff, um seine Rede gegen das eingebrachte Gesetz, die sogenannte Konfiskationsbill, zu beginnen.

Ruhig ließen ihn die Mitglieder, die für das ungerechte Gesetz waren, reden. Was tat es denn, ob er ein paar Stunden unnötig sich anstrengte! Es war ja, wie sie sehr wohl wußten, doch verlorene Liebesmühe.

Um so größer war aber ihr Erstaunen, als Doktor Kosmos nicht aufhörte zu reden, ja sogar am Abend noch immer ruhig weiter sprach, obgleich er bis dahin, während dieser ganzen, langen Zeit, die zwei einleitenden Punkte seiner Beweisführung fast nur gestreift, viel weniger also erschöpft hatte. —

Um acht Uhr legte der unermüdliche Redner ein unheimlich umfangreiches Bündel vor sich hin, enthaltend Zeugenaussagen u. s. w., und begann, dieselben mit aller Umständlichkeit zu erörtern.

Jetzt fing es allmählich an, im Hirn der Majorität zu tagen, und diese Erleuchtung wurde immer heller, je länger Doktor Kosmos weiter sprach. Der Unglückselige da oben wollte also weiter, immer weiter sprechen, bis der Termin verflossen, und das beabsichtigte Gesetz endlich auf diese Weise „totgesprochen" war.

Diese Absicht erschien indessen allen so unglaublich und so ungeheuerlich, was die Möglichkeit der Ausführung betraf, daß sie zuerst nur allgemeine Heiterkeit erweckte, bis die Nacht anbrach, und Doktor Kosmos immer noch weiter sprach.

Nun begann die unerwartete Sache doch den Interessenten unbehaglich zu werden, und sie suchten auf alle mögliche Art den beharrlichen Redner zu stören, ihn zu unterbrechen, bis sie einsahen, daß sie ihm und seinem Vorhaben damit nur in die Hände arbeiteten, indem sie ihm die willkommene Gelegenheit zum Ausrasten und zur Schonung und Stärkung seiner erlahmenden Kräfte boten.

Nun änderten sie also ihre Taktik, das heißt, sie ließen ihn ungehindert weiter sprechen, ohne die Sitzung auch nur für kurze Zeit — zum Essen und Erholen — aufzuheben, oder dem Redenden irgend eine Pause zur Erleichterung, oder die Erlaubnis zum Niedersitzen zu gewähren. Nur den üblichen Schluck Wasser durfte er verlangen.

So ward es Mitternacht. Die Parlamentsmitglieder zogen gruppenweise sich zurück, um ein Schläfchen zu halten. Der unverwüstliche Kämpfer für Recht und Wohlfahrt seiner bedrohten Mitmenschen aber sprach weiter.

Es wurde wieder Tag. Die meisten der Anwesenden verließen das Haus, um ihr Frühstück einzunehmen. Der Redner

sprach weiter, obgleich kaum noch verständlich, nur im Flüstertone.

So schlug es endlich zwölf — die kritische Mittagsstunde war vorüber, das Gesetz gefallen, und die geschlagene Majorität mußte in ihre Niederlage sich ergeben.

Doktor Kosmos konnte sich kaum noch aufrecht erhalten. Seine Augen lagen, blutunterlaufen, in den Höhlen, und die Lippen waren wund und aufgesprungen durch die sechsundzwanzigstündige, ununterbrochene Rede, mit welcher er den bedrohten Ansiedlern ihr Land und ihre Existenz gerettet hatte. K. R.

Brüchige Fingernägel. — Für den Begriff einer schönen Hand ist nicht allein die Form und die plastische Bildung derselben, auch nicht die Farbe und Beschaffenheit der Haut allein das Maßgebende, sondern einen großen Anteil trägt auch das Aussehen und die Wohlgeformtheit der Fingernägel. Diese Endgebilde der Fingerspitzen geben, wenn sie schön gewachsen sind und von dem Besitzer mit Sorgfalt überwacht werden, der Hand erst das Charakteristische, Vornehme und Edle.

Leider ist der Vorzug, über wohlgebildete und tadellose Fingernägel zu verfügen, nicht jedermann beschieden. So mancher gibt sich die größte Mühe, durch tägliche Säuberung, Waschen, Bürsten, Schneiden, Feilen, Polieren seinen Fingernägeln ein einigermaßen passables Aussehen zu geben, aber trotz aller Pflege und Sorgfalt will es ihm nicht gelingen, ein zufriedenstellendes Resultat zu erzielen. Bei dem geringsten Anlaß, bei irgend einer Handreichung oder beim Anstoßen an einen harten Gegenstand oder bei einem hastigen Zugreifen brechen die soeben fein säuberlich hergerichteten Gebilde wieder ab, oder sie reißen an irgend einer Stelle ein oder bekommen einen schartigen, unebenen Rand, so daß die Finger stets ein unschönes und ungepflegtes Aussehen haben.

Eine derartige ungesunde Beschaffenheit der Fingernägel rührt meist daher, daß sie sich in einem mangelhaften Ernährungszustande infolge von ungenügender Blutzufuhr und Blutzirkulation in dem ihre Struktur durchziehenden Gefäßsystem befinden. Dadurch werden sie dünn, schwach und spröde, bekommen ein trockenes, fahles Aussehen und verlieren ihre Ela-

stizität und Widerstandsfähigkeit, während ein gesunder Fingernagel kräftig und biegsam ist und ein rosafarbenes, frisches Aussehen hat.

Solche krankhaften Zustände der Fingernägel findet man vielfach bei schwächlichen, schlecht ernährten und blutarmen Individuen, bleichsüchtigen jugendlichen Geschöpfen, besonders weiblichen Geschlechts, und Personen, die mit irgend einem konstitutionellen Leiden, Tuberkulose, Skrofulose, Rhachitis und ähnlichen Blutanomalien, behaftet sind. Bei derartigen Personen ist nicht nur die Blutzusammensetzung eine minderwertige, infolgedessen den einzelnen Organen nicht das nötige Quantum von Ernährungsstoffen zugeführt wird, und dieselben dadurch an Kraft und Leistungsfähigkeit einbüßen, sondern auch die Blutmenge ist eine unzureichende und nicht im stande, die einzelnen Körperteile in ausgiebiger Weise, wie dies unter normalen Verhältnissen der Fall ist, zu versorgen. Dazu kommt noch die notwendigerweise sich ergebende Herabminderung der Herzkraft, welche wiederum eine gewisse Trägheit der gesamten Blutzirkulation zur Folge hat und dadurch auch in den einzelnen Körperteilen Störungen des Blutkreislaufes verursacht.

Am auffallendsten machen sich diese Zirkulationsstörungen in den Körperpartien bemerkbar, welche vom Herzen, dem Pumpwerk für den Gesamtblutkreislauf, am entferntesten gelegen sind, also an der Peripherie des menschlichen Körpers. Zu diesen peripheren Gebilden gehören nun auch die Fingernägel, da sie an den äußersten Spitzen der oberen Glieder ihren Sitz haben. Die Fingernägel besitzen schon infolge ihrer anatomischen Beschaffenheit einen sehr geringen Blutreichtum. Ihrer Struktur nach setzen sie sich aus denselben Zellenelementen zusammen wie die Oberhaut, also aus mehrfach übereinandergeschichteten schuppenartigen Gebilden. Während die tiefer gelegenen Zellenschichten und die unter dem den Nagel einfassenden Hautrande gelegenen Zellenpartien weich und saftig bleiben, verhornen die oberflächlichen und verschmelzen ineinander zu einer kompakten Platte. Sind nun Störungen irgendwelcher Art im Blutkreislauf vorhanden, so werden diese ihre Rück-

wirkungen auch auf die Blutversorgung der Fingernägel ausüben, insofern als die Blutzufuhr eine unzulängliche wird, und dadurch ein krankhafter Zustand, ein Siechtum derselben sich entwickelt. Infolge dieser krankhaften Veränderungen verlieren die Fingernägel ihre Frische und Biegsamkeit, werden schwach und dünn, trocken und brüchig. Von einer Haltbarkeit und Widerstandsfähigkeit derselben kann natürlich unter solchen Umständen nicht die Rede sein.

Es gibt aber auch noch andere Ursachen, welche die Fingernägel spröde und rissig machen und das gleichmäßige Wachstum und die regelrechte Gestaltung derselben in ungünstiger Weise beeinflussen. Dazu gehören insbesondere Reizungen, die bei der verschiedenartigen andauernden Benutzung der Hände im Handwerk und Gewerbe, Haushalt und Fabrikation eintreten und schädliche Wirkungen haben. Es würde zu weit führen, alle die einzelnen Berufszweige aufzuzählen, jedenfalls ist es naheliegend, daß das fortwährende Hantieren mit harten, rauhen Gegenständen, scharfen, ätzenden Substanzen oder das Arbeiten in heißen Flüssigkeiten oder überhaupt hohen Temperaturen die Fingernägel in hohem Grade angreifen muß. Diese Gebilde, welche nur bei der sorgsamsten Pflege und Überwachung eine gesunde Beschaffenheit zeigen, verlieren unter solchen Beeinflussungen bald ihr ursprüngliches Aussehen, die das Gerüstwerk derselben versorgenden Blutgefäßchen verengern sich oder veröden vollständig, dadurch treten Ernährungsstörungen ein, und die naturgemäße Folge davon ist, daß ein krankhafter, siecher Zustand sich einstellt, der die Fingernägel spröde, brüchig und unbrauchbar macht und auch den gesunden Nachwuchs derselben erheblich beeinträchtigt.

Einer der vielfachen mechanischen Reize, unter denen das Gesunden und das Gedeihen der Fingernägel arg zu leiden hat, ist die Unsitte des sogenannten „Knaupelns“ an denselben. Es gibt eine ganze Menge Menschen, die immer eine Beschäftigung mit den Fingern haben müssen, und wenn sich ihnen nichts anderes bietet, demolieren sie ihre Fingernägel, indem sie dieselben entweder abreißen oder mit den Zähnen abbeißen. Es ist dies eine sehr üble Angewohnheit, die nicht nur im höchsten

Grade unästhetisch wirkt, sondern auch auf Kosten der Gesundheit und Gebrauchsfähigkeit der Nägel ausgeübt wird. Es läßt sich diese Unsitte allerdings in vielen Fällen mit einer gewissen Nervosität entschuldigen, aber solche Nervosität ist immer ein Zeichen von einem übermäßigen Sichgehenlassen und kann durch etwas Willenskraft und Selbsterziehung leicht aus der Welt geschafft werden.

Durch ein derartiges Mißhandeln der Fingernägel kommen diese überhaupt nicht dazu, in normaler Weise sich zu bilden, zu wachsen und zu gedeihen, weil jeder Entwicklungsversuch durch die äußeren Gewaltakte gleich im ersten Keime sofort wieder erstickt wird, gleich wie ein Pflänzchen, welches die ersten Keimblätter aus der Erde heraussteckt, sich niemals zu einer kräftigen Pflanze entwickeln wird, wenn ihm die Blättchen immer von rauher Hand wieder abgerissen werden. In dieser Weise mitgenommen, müssen die Fingernägel erkranken und werden selbst die wohlgeformteste Hand stets entstellen.

Die Mittel, sich gesunde und wohlgestaltete Fingernägel zu erhalten, sind dabei gar nicht so schwer ausführbar. In erster Linie hat man natürlich immer die Beseitigung oder Abschwächung der schädigenden Momente ins Auge zu fassen. Sind dieselben in allgemeinen Schwächezuständen oder Anomalien der Blutbeschaffenheit zu suchen, so muß man durch eine kräftige und reichliche Ernährung, Darreichung stärkender Biere und blutbildender Eisenmalzpräparate, längeren Aufenthalt in reiner, ozonreicher Waldluft oder an der See, Benutzung der stahl- und eisenhaltigen Brunnen und Bäder, fleißige Bewegung im Freien, tägliche gymnastische Übungen, Milch- und Molkenkuren und ähnliche dem jeweiligen Falle angepaßte Maßregeln eine Hebung des Stoffwechsels, Verbesserung der Blutzusammensetzung und Anregung der Blutzirkulation und somit eine Kräftigung des Gesamtorganismus herbeiführen. Dann werden auch die einzelnen Organe und Körperteile eine Änderung zum Besseren erfahren, werden an Kraft und Üppigkeit zunehmen und dadurch eine erhöhte Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft erlangen. Dieser Umschwung erstreckt sich bis auf die äußersten Hautpartien und peripheren Gebilde, so daß auch

den Fingernägeln eine reichlichere Blut- und Ernährungszufuhr zu teil wird, und sie bald eine gesunde Beschaffenheit und die erforderliche Festigkeit und Elastizität sich aneignen.

Man kann diese allgemeinen Maßnahmen durch eine direkte Behandlung der Nägel selbst noch wesentlich unterstützen. Von den Mitteln, welche uns für derartige Zwecke zur Verfügung stehen, haben sich ganz besonders die kalten Fingerbäder bewährt. Diese werden in der Weise genommen, daß man täglich öfter die Fingerenden in ein Gefäß möglichst kalten Wassers taucht und etwa zwanzig Minuten darin läßt. Im ersten Moment wird unter der Wirkung der Kälte eine Zusammenziehung der Blutgefäße in den Fingerspitzen eintreten, infolgedessen das Blut aus denselben nach dem Innern des Fingers zurückströmt. Dann erfolgt aber wieder eine Erweiterung der Gefäße, und es findet eine vermehrte Anfüllung derselben mit Blutflüssigkeit statt. Dadurch wird ein auffallendes Wärmegefühl in den Fingerspitzen erzeugt, die Blutzirkulation in denselben gesteigert, und somit auch der Ernährungszustand der Fingernägel gehoben. Diese Prozedur muß natürlich wochen- und monatelang fortgesetzt werden.

Im übrigen muß man auch sonst den Nägeln eine sorgsame Pflege angedeihen lassen. Um sie gegen Verletzungen und sonstige äußerliche Schädigungen zu schützen, tut man gut, bei gröberen Verrichtungen Handschuhe zu tragen. Dann darf man die Nägel nicht zu lang, vor allen Dingen nicht über die Fingerkuppen hinauswachsen lassen. Man soll sie täglich putzen, feilen und in kleinen, regelmäßigen Zwischenräumen beschneiden, damit sie immer auf demselben Größenniveau bleiben. Jedesmal nach dem Waschen soll man sie fein säuberlich reinigen, dann gehörig mit der Nagelbürste bearbeiten, durch deren Reiz die Blutzirkulation und der Stoffumsatz ebenfalls günstig beeinflußt wird, und darauf mit einer dazu präparierten Nagelcreme einfetten und polieren, wodurch die Elastizität und Biegsamkeit der Nägel befördert wird. Je länger man einen Nagel wachsen läßt, desto leichter läuft man Gefahr, ihn abzubrechen, weil die über das Nagelbett hinauswachsenden Partien, je mehr sie sich von demselben entfernen, immer mehr

an Lebensfrische verlieren und spröde und brüchig werden. Darum tut man gut, sie fleißig zu beschneiden und es nie so weit kommen zu lassen, daß sie von selbst abbrechen.

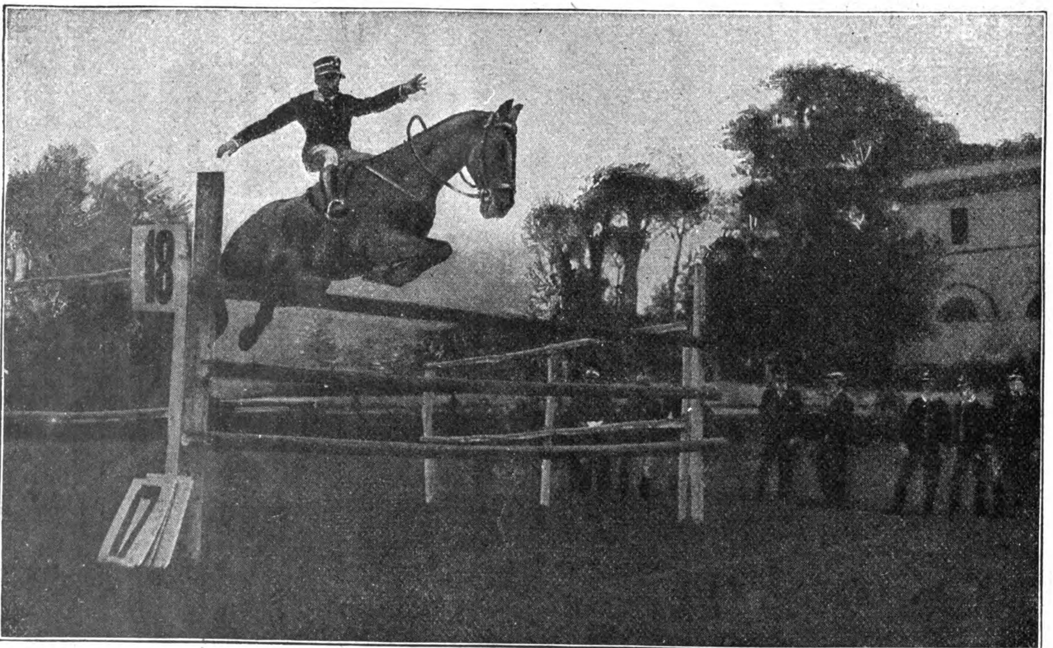
Die Unsitte des Nägelabbeißens oder -abknaupelns ist mit einiger Selbstüberwachung und Selbsterziehung sehr leicht abzugewöhnen, und man wird dann, wenn man eine regelrechte Pflege zu Hilfe nimmt, auch bald die Freude haben, schöne Fingernägel sein eigen nennen zu können. Dr. Schütte.

Italienische Reiterkünste. — Die Freude an Bravourleistungen liegt tief im Wesen der Italiener begründet. Die italienische Oper hat sich unter steter Berücksichtigung dieses Charakterzuges entwickelt, und das Volksleben in Italien bietet dem Fremden auf Schritt und Tritt Gelegenheit, sein naives Walten zu beobachten. Unser nebenstehendes Bild gibt uns eine Probe davon, wie auch im militärischen Dienst dieser Sinn für Bravourstücke seine Befriedigung findet. Solch ein Sprung mit dem Pferd bei fallengelassenem Zügel ist sicher ein Wagnis, das vom Reiter bereits Akrobatengeschicklichkeit fordert. Der Italiener geht aber auch weit weniger ängstlich als zum Beispiel wir Deutsche auf Schonung der Pferde aus, und für Hochsprung wie kühne Kletterpartien findet sich in den gebirgigen Ländern Italiens ein geübtes Pferdematerial, das der Kavallerie des Königreiches zu gute kommt. Die abgebildete Szene versetzt uns in einen Kasernenhof, in dem regelmäßig Kavallerieübungen stattfinden. J. P.

Das Ende der Erde. — Recht eigenartig und mannigfaltig sind die Schicksale, die von den verschiedenen Gelehrten und Schriftstellern der Erde bei ihrem Ende zugeschrieben werden.

Der englische Gelehrte Lord Kelvin glaubt, daß in 333 Jahren jedes menschliche Wesen durch den Mangel an Sauerstoff dem Erstickungstode geweiht sein wird. Er gründet seine Behauptung auf die Tatsache, daß, da jede Tonne Brennmaterial drei Tonnen Sauerstoff verzehrt, der Vorrat in dem erwähnten Zeitraum ausgegangen sein muß. Es ist nicht sehr tröstlich, denken zu müssen, daß jedes Feuer, das wir anzünden, das Ende der Welt beschleunigt.

Ein noch schlimmeres Schicksal wird unserem Planeten von dem



Ein italienisches Reiterstück.

berühmten amerikanischen Gelehrten Nicola Tesla prophezeit. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Erde von elektrischen Strömungen umgeben ist, und die von Aeronauten angestellten Experimente beweisen, daß diese Ströme von einer Dichtigkeit sind, die sie dem menschlichen Wesen als schädlich und verhängnisvoll erscheinen lassen. Tesla glaubt deshalb, daß diese Elektrizität in einem späteren Zeitalter sich in Flammen verwandeln wird, und die Hitze dürfte dann so schrecklich werden, daß die Erde und die auf ihr Lebenden in wenig Sekunden in nichts zerschmelzen werden.

Camille Flammarion, der große französische Astronom, hat berechnet, daß die Erde im 25. Jahrhundert durch einen Zusammenstoß mit einem Kometen untergehen wird. Die Größe des fraglichen Kometen ist eine so gewaltige, daß er bei einem Zusammenstoß einen Weltkörper zerstören könnte, der mehrmals die Größe des unserigen aufweist, ohne selbst bedeutenden Schaden zu nehmen. Abgesehen von dieser merkwürdigen Prophezeiung hat Flammarion ausgerechnet, daß die Erschütterung des Zusammenstoßes dem zweier Expreßzüge, die mit einer Geschwindigkeit von 865 Meilen in der Stunde fahren, gleichkommen würde, und daß kein lebendes Wesen erhalten bleiben könnte.

Noch viel näher verlegt das Ende der Erde der berühmte Physiker William Crookes, der es schon für die nächsten dreißig Jahre prophezeit. In dieser Zeit wird sich nach seiner Berechnung die Zahl der Menschen verdoppelt haben, und er hat ausgerechnet, daß die Nachfrage nach Brot viel größer sein wird als das Angebot, selbst angenommen, daß jedes Landfleckchen kultiviert werden würde. Vielleicht wäre es also nur erforderlich, um dem Weltuntergange vorzubeugen, so schnell wie möglich ein neues Nahrungsmittel zu erfinden.

Auch zwei Romanschriftsteller, die sich mit ihren Werken einen Namen gemacht, haben der Erde ein schreckliches Schicksal in Aussicht gestellt. Einer derselben, Grant Allen, glaubt, daß das Gewicht der Erdkruste in vier Jahrhunderten so groß werden würde, daß das Innere sie nicht länger tragen könnte. Das Resultat würde sein, daß die geschmolzene Lava, aus der das Erdinnere besteht, dort hervorbrechen würde, wo die Erdkruste

am schwächsten ist, um ungeheure Seen zu bilden, sich langsam über die Erde zu verbreiten und alles Leben, das ihr in den Weg kommt, zu zerstören.

Fast ebenso schrecklich ist die Prophezeiung des Schriftstellers H. G. Wells, denn nach seiner Behauptung wird die Erde einst zu Eis erstarren. Den Grund zu dieser Annahme findet er in der Tatsache, daß Millionen Tonnen Wasser jedes Jahr gefrieren, während nur eine geringe Quantität mit dem Erscheinen des Sommers wieder auftaut. An beiden Enden der Erde wird dieser Gefrierprozeß Fortschritte machen, und die Eisregionen werden mit jedem Jahre größer werden.

Die jetzige Generation hat aber noch keinen Grund zu Befürchtungen, denn obwohl Wells seine Prophezeiung auf Tatsachen gründet, die wissenschaftlich richtig sind, verlegt er die erwähnte Katastrophe doch erst in das Jahr 750,000. L—t.

Scheidungen am Hochzeitstage. — Vor wenigen Monaten verheiratete sich in Paris ein gewisser Pierre Lamercerie mit einer Putzmacherin namens Blanche Martin. Nach dem Hochzeitsmahl, das im Hause der Braut stattfand, machte diese den Vorschlag, noch ein wenig zu tanzen, wogegen Pierre Einwendungen erhob, da er selbst nicht tanzen konnte. Indessen setzte die Braut ihren Willen durch, man walzte bis gegen Mitternacht; doch da erklärte Pierre entschlossen, der Tanz solle nun aufhören. Es entstand ein Zank, bei welchem der Bräutigam von seiten der Anverwandten und Freunde der Braut keine Unterstützung fand. Die Partie war also ungleich, und nach vielen erregten Worten erklärte die Dame, sie könne und wolle nicht mit einem Manne leben, der so unverträglich wäre. Pierre lief nach dem nächsten Polizeikommissariat und gab sofort seinen Scheidungsantrag zu Protokoll. —

Wie wenig oft dazu gehört, um Liebespaare auseinander zu bringen, beweist folgender Fall, der vor kurzem vor einer Londoner Kammer verhandelt wurde. Es stellte sich heraus, daß der Gatte, der den Antrag auf Scheidung gestellt hatte, zwölf Jahre verheiratet war, mit der Frau aber nicht einen einzigen Tag zusammen gelebt hatte.

„Wir trennten uns bereits am Abend der Hochzeit infolge eines Zankes," erklärte die Gattin.

„Und weswegen haben Sie sich gezankt?" fragte der Richter.

„Ich hatte einen roten Sonnenschirm," lautete die Antwort, „den mein Mann nicht leiden konnte, und er verlangte von mir, ich sollte ihn nicht aufspannen. Das machte mich so ärgerlich, daß ich meine Sachen wieder einpackte und mit dem nächsten Zug nach Hause fuhr." —

Auf eine eigentümliche Weise endeten auch die Flitterwochen des durch seine Abenteuer in Tibet bekannten englischen Forschungsreisenden Walter Savage Landor. Er las am Nachmittage nach der Trauung seiner jungen Frau einige seiner Verse vor, als sie plötzlich ans Fenster rannte und ausrief: „Walter, höre auf, da unten auf der Straße spielt ein Leierkasten, den muß ich anhören."

Landors Eitelkeit war aufs tödlichste verletzt. Er packte seinen Koffer und reiste noch am gleichen Abend ab, um sich dann scheiden zu lassen. —

Vor einigen Jahren starb in Yorkshire ein gewisser Charles H. Robinson, von dem folgende merkwürdige Geschichte berichtet wird. Er hatte sich im Juni des Jahres 1862 mit einem schönen Mädchen verheiratet, und das offenbar glückliche Paar trat seine Hochzeitsreise nach London an, um dort die Flitterwochen zu verleben. Sie hatten kaum ihre engere Heimat hinter sich, als sich ein Disput erhob, ob ein Fenster des Eisenbahnwagens geschlossen oder offen sein solle. Keines wollte nachgeben, es erfolgte ein Streit, und die entrüstete Dame stieg, trotz der Bitten und Vorhaltungen ihres Gatten, auf der nächsten Station aus, reiste nach Hause zurück und ließ den armen Menschen seine Hochzeitsreise allein fortsetzen. Sie ließen sich nicht gerichtlich scheiden, aber das grollende Paar sah sich fast vierzig Jahre hindurch nicht, obwohl sie nicht mehr als vierzehn Meilen voneinander getrennt waren. L—n.

Das Pistolenschießen. — Bei einem österreichischen Regiment stand ein Hauptmann, der sehr still und zurückhaltend war und daher bei seinen Kameraden so sehr im Rufe der Schüchternheit stand, daß man sogar an seinem persönlichen Mut zweifelte.

Der Kommandeur des Regiments, ein Graf L., erfuhr davon und beschloß, sich von der Wahrheit dieses Gerüchtes zu überzeugen. Bei einem Festessen, welches die Offiziere gemeinschaftlich einnahmen, richtete er es so ein, daß der stille Hauptmann seinen Platz neben ihm erhielt, und beim Dessert brachte er das Gespräch auf das Pistolenschießen, worin der Graf ein Meister war. Schließlich schickte er nach seinen Pistolen, um einige Proben seiner Geschicklichkeit zu geben.

Die Pistolen kamen, und der Oberst sprach zum Hauptmann: „Wie wäre es, wenn Sie mir einmal die Semmel hier hielten. Ich will sie Ihnen aus der Hand schießen."

Alle Offiziere horchten hoch auf und sahen schadenfroh lächelnd auf den Hauptmann, der ruhig die Semmel zwischen Daumen und Zeigefinger nahm und sie emporhielt. Der Schuß krachte, die Kugel war mitten durch die Semmel geflogen.

Das spöttische Lächeln der Offiziere war verschwunden, offenbar schämten sie sich.

Der Hauptmann aber trat ruhig an den Tisch, nahm die andere Pistole in die Hand und sagte: „Herr Oberst, das haben Sie schön gemacht, das möchte ich auch einmal probieren. Jetzt, wenn Sie wollten die Güte haben, halten Sie mir die Semmel, vielleicht treffe ich auch."

Es war interessant, die Mienen der Offiziere zu sehen, die eben noch so schadenfroh gelacht hatten; der Spieß hatte sich gedreht, Verlegenheit und Angst spiegelten sich in aller Mienen, am meisten bestürzt war der Oberst selbst.

„Haben Sie denn schon mit Pistolen geschossen?" fragte er.

„Nein, Herr Oberst, ich habe nie eine Pistole in der Hand gehabt; um so mehr würde es mich aber freuen, wenn ich richtig treffen würde."

Da half also nichts, der Oberst mußte, um sich keine Blöße zu geben, dem Wunsche des Hauptmanns nachkommen. Was in seinem Herzen vorging, weiß niemand, so viel ist gewiß, daß er, ohne mit der Wimper zu zucken, die Semmel in die Höhe hielt.

Langsam hob der Hauptmann die Pistole, langsam zielte er — allen stockte der Atem, es war plötzlich so stille im Saale, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören können.

Da auf einmal setzte der Hauptmann ab und sagte harmlos lächelnd: „Nein, es wird halt doch nicht gehen, ich könnte möglicherweise daneben schießen. Ich danke Ihnen vielmals, Herr Oberst."

Seitdem hat man an seinem Mute nicht mehr gezweifelt. C. T.

Allerlei von den Riesenschlangen. — Professor Ditmars in New York, ein Gelehrter, der dem großen Reptilienhause im New Yorker Zoologischen Garten vorsteht, äußerte sich vor kurzem einem englischen Schriftsteller gegenüber über seine Erfahrungen in der Behandlung großer Schlangen. „Bei der Ankunft einer großen Schlange im Zoologischen Garten," so erzählte der Professor, „wird sie in einen Käfig gebracht, in dem man sie ein paar Wochen ruhig liegen läßt. In mit Zink ausgeschlagenen großen Kisten, die mit einer genügenden Zahl von Luftlöchern versehen sind, kommen die Schlangen aus Indien und Südamerika. Obwohl die Reise oft mehrere Monate dauert, so bedürfen sie während des Transportes weder Wasser noch Nahrung. Hat sich die Schlange von den Anstrengungen der langen Reise gehörig ausgeruht und nach ihrer Haft in der engen Kiste ordentlich gedehnt und gestreckt, so machen wir einen Versuch, sie zu füttern. Zuerst reichen wir ihr ein gerupftes junges Huhn, an dem Kopf und Füße noch daran sind. Das Huhn muß aber vollkommen frisch sein, denn die Schlangen sind in Betreff ihrer Nahrung sehr wählerisch und weisen Fleisch zurück, das auch nur vierundzwanzig Stunden alt ist. Das Geschmacks- wie auch die meisten anderen Empfindungsorgane der Schlange haben ihren Sitz in ihrer sehr feinen Zunge. Bietet man dem Reptil Nahrung an, so schnellt es seine Zunge heraus, und rasch wie der Blitz hat es herausgefunden, ob die Nahrung frisch ist oder nicht. Hat diese Prüfung ein befriedigendes Resultat ergeben, so fängt die Schlange in größter Gemütsruhe zu speisen an. Da Schlangen nicht kauen, so wird das Tier im Ganzen verschluckt. Ans Wunderbare grenzt es manchmal, wie sehr sich ihr Rachen auszuweiten vermag, und es ist gar nichts Seltenes, daß eine Schlange ein Tier verschlingt, das viermal so groß ist als ihr eigener Durchmesser.

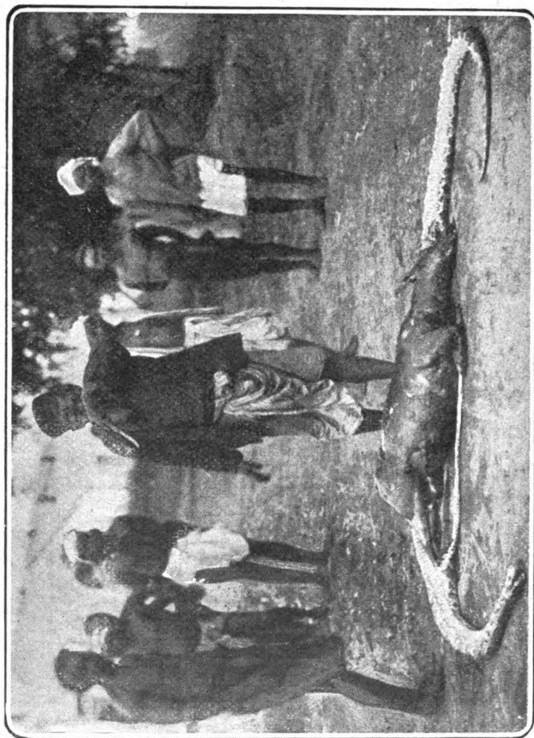
Tötet die Boa ihre Beute in ihren heimatlichen Urwäldern,

so umschlingt sie sie so eng, daß das Tier erdrosselt wird. Deswegen hat man die Bezeichnung ‚Konstriktor‘ ihrem Gattungsnamen zugefügt. Irrig ist indessen die allgemein verbreitete Ansicht, daß die Riesenschlange erst alle Knochen im Körper ihres Opfers zermalmt, ehe sie den Versuch macht, es hinunterzuwürgen. Hinsichtlich der Verdauungsfähigkeit der Schlangen sind einige recht bemerkenswerte Beobachtungen gemacht worden. Ich selber habe gefunden, daß der Magensaft einer Schlange so kräftig ist, daß er sogar die Knochen und Zähne der Tiere auflöst, die sie verschlungen hat. Merkwürdig ist es aber, daß wenn eine Schlange zufällig einen ihrer eigenen Zähne verschluckt haben sollte, dieser Zahn von ihrem Magensafte nicht aufgelöst wird.

Ist eine große Schlange in der Gefangenschaft erst einmal zur Annahme des Futters veranlaßt worden, so zeigt sie einen geradezu unersättlichen Appetit. Unglaubliche Massen von Ratten, Mäusen, Hühnern, Kaninchen und den verschiedensten kleinen Vögeln und Tieren verspeist sie. Es ist mir aufgefallen, daß wenn solch große Schlangen in der Gefangenschaft erst zu fressen angefangen haben, dann auch Kinder, die sich ihrem Käfige nähern, ihr Interesse erregen. Das scheint darauf schließen zu lassen, daß die Riesenschlangen auch Menschenfleisch nicht verschmähen. So lange ein Kind sich in ihrer Sehweite befindet, beobachten sie es, und gelegentlich habe ich auch gesehen, wie sie durch die Scheibe danach schnappen wollten. Zum Glück für die Kleinen ist aber das Glas fast einen Zoll stark, und die Schlange muß ihren vergeblichen Versuch mit einem heftigen Nasenstüber büßen. Eigentümlicherweise erregen aber Erwachsene niemals die Aufmerksamkeit der Schlangen. Die Tiere mögen wohl glauben, daß sie zwar ein Kind, aber nicht einen Erwachsenen bewältigen können.“

Über wenig Tiere ist übrigens so viel zusammengefabelt worden wie über die Riesenschlangen. Daß sie große Tiere, wie Pferde und Ochsen, sowie erwachsene Menschen ganz zu verschlingen vermöchten, ist schon von verschiedenen Schriftstellern des Altertums versichert worden, und noch heute bildet diese Behauptung eine wissenschaftliche Streitfrage. Allein schon Brehm hat auf Grund

seiner eigenen Beobachtungen und der Berichte anderer moderner Forscher, welche die Heimatländer der Riesenschlange bereisten, seine Ansicht dahin abgegeben: Ungeachtet der außerordentlichen Schlingfähigkeit einer Riesenschlange hat die Dehnbarkeit der


Rotwild, von einer Riesenschlange verschlungen.

Kinnladen doch ihre Grenzen. Die Schauergeschichten, welche erzählt und geglaubt werden, sind unwahr; keine einzige Riesenschlange ist im stande, einen erwachsenen Menschen, ein Rind, ein Pferd, einen großen Hirsch zu verschlingen; schon das Hinabwürgen eines Tieres von der Größe eines Rehs verursacht auch den Riesen dieser Familie große Schwierigkeiten.

Unsere Abbildung, die einen wirklichen Vorgang nach einer photographischen Aufnahme wiedergibt, bestätigt jedoch in unwiderleglicher Weise die Tatsache, daß den ausgewachsenen Pythonschlangen in Indien doch recht stattliches Rotwild mitunter zum Opfer fällt. Die von dem Kuli aufgeschlitzte Schlange war, dick angeschwollen und von der Riesenmahlzeit ermattet, am Rande eines Dickichts schlafend gefunden worden. Um festzustellen, was für ein Tier ihr zur Beute gefallen war, schnitt man ihr nach erfolgter Tötung den Leib auf. Die Schlange hatte eine Länge von zwanzig Fuß, danach läßt sich ungefähr die Größe des verschlungenen Rotwildes berechnen. Der englische Bericht, der über den Befund uns vorliegt, spricht von einem „full grown deer“, einem ausgewachsenen Rotwild. Es gibt in Indien kleinere Hirscharten, die Muntjaks und Schweinshirsche; wir müssen, da dem Wild auf unserem Bilde ein größeres Geweih fehlt, die nähere Bestimmung offen lassen. Aus dem ganzen Vorgang, wie ihn das Bild festhält, läßt sich aber wohl schließen, daß es sich bei der Mahlzeit um einen Ausnahmefall gehandelt hat. Die komische Geste, mit der sich der das Messer führende Kuli die Nase zuhält, ist nicht zu übersehen; das Verdauungsgeschäft dieser Schlangen entwickelt nämlich mephitische Dünste.

Alle vierzehn Tage wird der Körper der großen Schlangen in der Gefangenschaft vollständig mit Vaselin eingerieben. Damit soll die Entwicklung von Hautkrankheiten, denen sie sehr unterworfen sind, verhindert werden. Auch wird dadurch die Häutung begünstigt, und eine Schlange, die sich nicht von Zeit zu Zeit häutet, kränkelt und geht ein. Nicht allgemein bekannt ist es, daß Schlangen für Lungenleiden sehr empfänglich sind; der große Unterschied in der Temperatur, der zwischen ihrer Heimat im tropischen Urwalde und den kälteren Klimaten herrscht, in die man sie bringt, ruft bei ihnen eine Art von Lungenentzündung hervor. Bei einer Temperatur zwischen 27 und 33 Grad Celsius gedeihen sie in der Gefangenschaft am besten, eine Temperatur unter 22 Grad Celsius ist schädlich für sie. J. C.

Der erste Tunnel. — Professor Bertholet an der Universität Basel erinnert an einen Tunnel, der uns heute sehr bescheiden vorkommen mag, der aber wohl den Anspruch darauf erheben

kann, der älteste in seiner Art zu sein, welchen die Baugeschichte kennt. Von König Hiskia von Jerusalem (727—699 v. Chr.) lesen wir nämlich im Alten Testament die Notiz, er habe Teiche und Wasserleitungen hergestellt, und Jesus Sirach rühmt ihn dafür: „Hiskia befestigte seine Stadt, indem er in sie Wasser ableitete, und er durchgrub mit Erz die Felsen und stauete die Wasser zu einem Teiche." Es handelte sich bei diesem „Durchgraben der Felsen mit Erz" um den sogenannten Siloahtunnel. Über den Vorgang jener Grabung des Felsens sind wir nun in außerordentlich interessanter Weise unterrichtet. Im Jahre 1880 entdeckten nämlich Knaben im Siloahtunnel zufällig eine Inschrift, die, obgleich nicht ganz vollständig erhalten, doch einen wohlverständlichen Sinn gibt. Sie lautet in wörtlicher Übertragung: „Vollendet ist die Durchstechung. Und dies war der Hergang der Durchstechung. Als noch drei Ellen zu durchstechen waren, so vernahm man die Stimmen des einen, der dem anderen zurief; denn es war ein Spalt im Felsen von der südlichen Seite her. Und am Tage der Durchstechung schlugen die Steinhauer einander entgegen, Hacke auf Hacke. Da flossen die Wasser vom Ausgang in den Teich, 1200 Ellen weit. Um 100 Ellen war die Höhe des Felsens über dem Kopfe der Steinhauer."

Aus diesen Worten geht mit Deutlichkeit hervor, daß die Grabung des Tunnels von beiden Seiten her in Angriff genommen worden sein muß. Der Treffpunkt der Steinhauer liegt nicht sehr weit von der Mitte ab, 247,9 Meter von der Marienquelle, 287,7 Meter vom Siloahteiche entfernt. Die Breite des Tunnels schwankt zwischen 80 und 60 Zentimeter, die Höhe sinkt von 3 Meter an der südlichen Mündung, wo vermutlich eine natürliche Felsspalte benützt wurde, auf 46 Zentimeter und hebt sich am nördlichen Ausgang wieder bis zu 1,80 Meter. Auffallend ist, wie gut die horizontale Lage festgehalten wurde. Der gesamte Niveauunterschied beträgt nur 30 Zentimeter. Es ist daran die Frage geknüpft worden, ob die alten Israeliten nicht ein Instrument besessen hätten, womit sie die horizontale Lage bestimmen konnten. In allen Fällen handelt es sich um ein Werk, das auch uns verwöhnteren Modernen noch einigen Respekt abfordern darf. C. T.

Im Zwischendeck. — Gewöhnlich stellt man sich das Leben auf einem Auswandererschiff, auf dem sich Menschen mit den denkbar verschiedensten Lebensschicksalen für die Zeit der Überfahrt zusammenfinden, nicht ohne romantischen Beigeschmack vor. In Wahrheit entbehrt aber dieses Leben jedes romantischen Zuges, wenn man nicht etwa die hochgespannten Erwartungen und die ausschweifenden Pläne vieler Auswanderer für Romantik nehmen will. Wenn etwas die Bezeichnung „nüchtern" verdient, so ist es das Leben der Auswanderer.

Wer gezwungen ist, im Zwischendeck nach der Neuen Welt zu fahren, der ist entweder von Haus aus nicht verwöhnt, oder das Leben hat ihm schon so übel mitgespielt, daß er es gelernt hat, auf Komfort zu verzichten. Indessen sind auch die anspruchslosesten Reisenden immer noch anspruchsvoll genug, um den im Zwischendeck gebotenen Komfort als nicht auf der Höhe der Zeit stehend zu betrachten. Jede Kaserne bietet seinen Insassen einen menschenwürdigeren Aufenthalt, eine bessere Verköstigung und mehr persönliche Freiheit als das Zwischendeck eines amerikanischen Auswandererschiffes. Es sei hiermit der Versuch gemacht, das Leben und die Dinge im Zwischendeck eines Auswandererschiffes, das regelmäßig jeden Monat einmal von Amerika nach Europa und zurück fährt, nach der Natur zu schildern. Der Dampfer, von dem hier die Rede ist, hat schon viele Tausende von Auswanderern nach Amerika befördert und darf aus diesem Grunde wohl als Gegenstand dieser Schilderung benützt werden.

Man kommt in das Zwischendeck auf einer Art Hühnertreppe, die von einer seitlichen Öffnung in der Schiffswand zum Einschiffungskai heruntergelassen wird. In regellosem Zuge passieren die Reisenden mit ihrem Gepäck die Treppe und betreten das Zwischendeck. Es ist dies der unter dem Verdeck liegende Raum des Schiffes. Der Raum empfängt Licht und Luft durch ein großes, die Mitte des Verdeckes ausfüllendes Holzgitter, das bei kaltem oder regnerischem Wetter zum größten Teile mit geteerten Decken zugedeckt wird, wobei dem Lichte und der Luft natürlich der Zutritt entsprechend verwehrt wird. In der Mitte des Raumes befindet sich der Aufgang zum Verdeck

und um diesen herum einige Kabinen. Es sei gleich hier bemerkt, daß dies die besseren Kabinen sind, in denen man, weil sie in der Mitte des Schiffes liegen, den Schwankungen des Schiffskörpers nicht so sehr ausgesetzt ist wie in den anderen Kabinen, weshalb ihre Bewohner auch seltener von der Seekrankheit heimgesucht werden. Sie haben aber den Nachteil, daß sie zum Teile ohne Tageslicht sind, während der ganzen Dauer der Reise ununterbrochen elektrisch beleuchtet werden müssen und überdies mit Vorliebe von der Schiffsmannschaft belegt sind. Die wenigen dieser Kabinen, die noch frei sind, werden von der Mannschaft nur solchen Passagieren zugewiesen, die trinkgeldheischenden Seelen Vertrauen einzuflößen verstehen. Die große Masse der Zwischendecksreisenden wird in die Kabinen einquartiert, die sich zu beiden Seiten an den Schiffswänden befinden und ihr Licht durch runde Glasfenster, die sogenannten Ochsenaugen, beziehen. Mit Luft werden alle Kabinen aus dem großen Raume versorgt, denn sie haben keine Decke.

Die Kabinen sind von verschiedener Größe, besser gesagt: von verschiedener Kleinheit, und enthalten Schlafstellen für zwei bis sechs Personen. Eine Kabine, die fünf Schritte lang und fünf Schritte breit ist, enthält zum Beispiel sechs Schlafstellen. Eine ihrer vier Wände wird von der Türe eingenommen und läßt einen kleinen Raum zur Unterbringung von Gepäck frei, an den übrigen drei Wänden befinden sich je zwei Schlafstellen übereinander. Sobald man mit seinen Schicksalsgenossen eine Kabine betritt, sichert man sich, je nach dem individuellen Geschmack, eine Schlafstelle über oder unter seinen Mitreisenden; passionierten Turnern sind die oberen Schlafstellen zu empfehlen. Wenn wir die Schlafstellen näher besichtigen, empfinden wir die erste und leider auch einzige dankbare Regung in unserem Herzen; denn wir entdecken, daß die Schiffsgesellschaft auch den Zwischendeckern gegenüber etwas betätigt, das hygienischem Gewissen nicht unähnlich ist. Zwar besteht die Sprungfedermatratze, von der man sich vorher die wohlwollendste Vorstellung gemacht hat, bloß aus einem eisernen, an der Wand befestigten Rahmen, der sich bemüht, uns mit Hilfe einiger quer durch ihn gezogenen Drähte ein Netz vorzutäuschen, aber was wir auf diesem Netze

liegen sehen, befriedigt uns sehr. Auf jeder Bettstelle liegt nämlich ein Bündel, das unsere Ausrüstung für den Aufenthalt auf dem Schiffe in funkelnagelneuem Zustande enthält. Diese Ausrüstung besteht aus einem zu schmalen, zu kurzen und zu sparsam gefüllten Strohsack als Unterlage, einer grauen, offenbar nur für tropische Gegenden berechneten Baumwolldecke und einem vollständigen Speisegeschirr — Topf, Schüssel, Trinkbecher und Löffel — aus extradünnem, schwach verzinntem Eisenblech. Alle diese Gegenstände sind unser Eigentum. Wir haben sie mit dem Fahrpreise zugleich bezahlt und freuen uns ihres Besitzes hauptsächlich deswegen, weil wir wissen, daß wir sie nach Beendigung der Reise eigenhändig über Bord werfen dürfen.

Unsere Freude währt indes nicht lange. Wir merken, daß das Schiff und mit ihm unser Befinden auffallend zu schwanken beginnt; uns drängt ein unbeschreiblich banges Gefühl, die Kabine zu verlassen und an die frische Luft zu kommen. Da wir hinausgehen, bietet sich uns ein schaudervoller Anblick. Überall liegen, lehnen und kauern die gekrümmten Gestalten unserer Mitreisenden herum, winden sich und stöhnen oder schleichen todesmatt zum Aufgang, der sie und uns auf das Verdeck führt. Auf dem Verdeck genießen wir denselben trostlosen Anblick. Es gleicht dem Verdeck eines Kriegsschiffes, auf dem die feindlichen Geschosse alle Mann niedergeschmettert haben.

Der Würgengel der Seekrankheit feiert seinen Triumph über die Landratten, die es gewagt haben, sich in sein Machtbereich zu begeben. Um seinen Fängen zu entgehen, nehmen wir einen Schluck von dem mitgebrachten Rum, essen eine Orange, saugen an einer Zitrone und tun alles, was angeblich vor der Seekrankheit schützt. Dabei gehen wir auf und ab, vom Ende des Verdecks bis zur Mitte, wo uns ein Gitter von dem für die Kajütenpassagiere bestimmten Raume trennt. Wir bleiben bei dem Gitter stehen und mustern die Glücklichen, die erster und zweiter Kajüte reisen dürfen. Da bemerken wir einen Bekannten unter ihnen, und auch er scheint uns bemerkt zu haben. Er kommt heran, reicht uns die Hand, und wir plaudern alsbald gemütlich. Dies gewahrt ein Mann der Schiffsbedienung. Er

nähert sich uns, ersucht unseren Bekannten mit höflicher Entschiedenheit, vom Gitter zurückzutreten, und verbietet uns, weniger höflich aber desto entschiedener, mit den Kajütenpassagieren zu reden. Wir sind empört und wollen uns beschweren. Zufällig kommt uns der Zahlmeister in den Wurf, und wir bringen unsere Beschwerde vor. Er beruhigt uns mit der Erklärung, daß die Schiffsunternehmung jeden Verkehr zwischen Kajütenpassagieren und Zwischendecksreisenden strenge verboten habe.

Lange grübeln wir über den Zweck des unbegreiflichen Verbotes nach und finden dafür zwei Gründe: erstens soll dadurch die Intelligenz verhindert werden, Einblick in die Geheimnisse des Zwischendecks zu nehmen, und zweitens sollen damit die Kajütenpassagiere vor der Möglichkeit bewahrt werden, hie und da eine Kleinigkeit von ihrer Tafel zu Gunsten armer Zwischendecksreisender zu entwenden.

Der letzte Grund leuchtet uns besonders stark ein, als wir uns wieder ins Zwischendeck begeben, um unser erstes Mittagessen zu „fassen". Es setzt sich aus Suppe, Fleisch und Pellkartoffeln zusammen. Das Nahrhafteste und Appetitlichste davon sind die Kartoffeln, das Fleisch ist ein winziges Portiönchen meist wertloser Fasern, und die Suppe übertrifft an Farbe und Geschmack selbst die schwarze Suppe der Spartaner. Das Essen wird in der Weise verteilt, daß sich drei Leute mit vollen Kesseln nebeneinander aufstellen und den im Gänsemarsch vorbeidefilierenden Auswanderern ihre Portionen zumessen. Hierbei gibt es nicht selten Streitigkeiten zwischen den Auswanderern und grobe Worte von seiten der Mannschaft. Zum Nachtmahl bekommen wir Brot mit Margarine und ein Stück harten holländischen Käse, sowie eine rätselhafte schwarze Flüssigkeit, der die Mannschaft nachsagt, daß sie Tee sei. Zur Abwechslung wird statt Käse öfter ein marinierter oder geräucherter Hering gereicht. Aus denselben Delikatessen besteht das Frühstück, nur wird die schwarze Flüssigkeit in der Frühe Milchkaffee gescholten. Nach der ersten Kostprobe neigen die meisten Auswanderer der Ansicht zu, Suppe, Tee und Kaffee sei eine und dieselbe Flüssigkeit und wechsle bloß ihren Namen mit der Tageszeit.

Wer das Bedürfnis hat, Wasser zu trinken, dem steht solches zu allen Mahlzeiten aus einer im Zwischendeck befindlichen Pumpe zur Verfügung. Starke Trinker müssen nach dem Essen gleich ihr ganzes Quantum Wasser auf einmal zu sich nehmen, denn später wird die Pumpe gesperrt, was namentlich nach dem Genuß eines Herings hart empfunden wird. Wohl den Vorsichtigen, die sich mit haltbaren Eßwaren und Getränken versorgt haben, bevor sie an Bord gingen! Sie empfinden den großen Unterschied zwischen der Verköstigung auf dem Lande und jener im Zwischendeck nicht halb so schmerzlich wie jene armen Teufel, die ganz und gar auf die Schiffskost angewiesen sind. Diese können sich, wenn sie die nötigen Mittel besitzen, ihr Dasein nur in der Kneipe des Zwischendecks verschönern, die Mittags und Abends geöffnet wird und den Auswanderern verschiedene Erfrischungen zu hohen Preisen bietet. Drei Deziliter Bier, eine Tafel Schokolade, eine Orange, eine Zitrone, alles das ist hier für den Preis von je 5 Cents amerikanischen Geldes oder 21 Pfennig deutscher Reichswährung zu haben.

Ähnlich wie für die Ernährung ist für die Reinlichkeitsbedürfnisse der Zwischendecker gesorgt. Für Männer und Frauen je ein abgeschlossener Waschraum mit mehreren Hähnen, aus denen Meerwasser nach Belieben abgelassen werden kann. Es gibt keine Waschbecken und keine Handtücher, und die mitgebrachte Seife löst sich in Meerwasser nur schlecht auf, aber die Möglichkeit, sich naß zu machen, ist immerhin vorhanden, und das darf man im Zwischendeck schon als Komfort betrachten.

Jeden Morgen nach dem Frühstück werden die Auswanderer aus den Kabinen heraus und auf das Verdeck hinauf befohlen. Die Mannschaft rückt mit Kübeln, Besen und Waschlappen an, um die Kabinen zu säubern. Desinfiziert wird mit Räucherpfannen, die in jeder Kabine ein paar Minuten lang stehen. So notwendig und wohltätig diese Säuberung und Desinfizierung ist, so unangenehm wird damit der Zwischendecksreisende gequält. Die Reinigung nimmt ungefähr zwei Stunden in Anspruch, und während dieser Zeit müssen die Leute bei sengender Hitze oder bei Wind und Regen ohne genügende Schutzdächer auf dem Verdeck verweilen.

Für ihre Zerstreuung haben die Zwischendecker selbst zu sorgen. Man gesellt sich in Gruppen zusammen, plaudert, erzählt sich Geschichten oder singt. Ist jemand an Bord, der eine Ziehharmonika oder sonst ein Instrument spielt, so wird ein Tänzchen arrangiert. In den ersten Tagen macht es den Reisenden viel Vergnügen, die unermüdlichen Möwen zu bewundern, die dem Schiffe auf seiner Reise folgen, oder die Fische zu beobachten, die hie und da auftauchen. Auch das Schäumen und Rauschen des Meeres findet seine Liebhaber unter den Reisenden, und sie stehen stundenlang und sehen dem Treiben der an das Schiff herandrängenden Wellen zu. Aufsehen ruft es jedesmal hervor, wenn ein anderes Schiff in Sicht kommt. Alles eilt auf das Verdeck und späht aufmerksam nach den in weiter Ferne über das Wasser emporragenden Schornsteinen oder Masten, und die Herzen beginnen rascher zu schlagen, wenn das fremde Schiff bald von den Wellen gehoben erscheint, bald wieder zu versinken droht.

Man fühlt bei diesem Anblick die Macht des Elements in seiner ganzen Größe und sehnt den Tag herbei, an dem ein grauer Streifen Landes in der Ferne Erlösung aus den dumpfen Räumen des Zwischendecks und aus den Gefahren des Meeres verheißt. G. Valenti.

Schwalbenlegenden. — Es ist ein alter und allbekannter Aberglaube, daß wer eine Schwalbe tötet oder ihr Nest zerstört, der zerstört sein eigenes Glück. Bauernfrauen lassen sich deshalb den durchaus nicht angenehmen Schmutz, den die unterm Dach oder unterm Torweg nistenden Schwalben verursachen, gern gefallen, sie sind überzeugt, die kleinen Mitbewohner des Hauses bringen ihnen Glück.

Die Schwalbe war im heidnischen Altertum den Penaten geweiht, den Hausgöttern. Ihre Erhaltung war deshalb eine religiöse Pflicht, deren Beobachtung Segen nach sich zog. Es bedeutete Gunst der Hausgötter, wenn eine Schwalbe sich an einem Hause, gleichgültig ob Hütte oder Palast, anbaute. Verließ sie aber eine Wohnstätte, so zeigte es Feindschaft von seiten der Penaten an und prophezeite Tod, Verarmung, Feuersbrunst.

Die russischen Bauern führen ihre Vorliebe für die Schwalben und ihre zarte Schonung derselben zurück auf den Ursprung des flüchtigen Tierchens. Nach ihrer Annahme nämlich stammt es aus dem Paradiese und kommt auf die Erde herab, nur um sie zu erwärmen. Daher ist ihre frühe Ankunft die Gewähr einer reichlichen Ernte. Wer ein Schwalbennest stiehlt, um den Segen an sein eigenes Haus zu heften, wird zur Strafe mit Sommersprossen im Gesicht gezeichnet.

Die Skandinavier nennen die Schwalbe „den Vogel des Trostes" (Svate). Sie erklären diesen Namen und die ehrfurchtsvolle Schonung, die sie dem gefiederten Gast angedeihen lassen, damit, daß er bei der Kreuzigung Christi über dem Kreuze des Herrn geflattert und immerfort ermutigend gezwitschert habe: Sei getrost, sei getrost! (Svate!)

Es windet sich auch sonst eine Glorie anziehender Legenden um die Schwalben. So wird von ihnen behauptet, sie seien gar keine Wandervögel, sondern brächten den Winter bei uns zu. Er könne ihnen aber nichts anhaben, denn sie verlebten ihn im Schlamm der Fluß- oder Seebetten oder in einer warmen Höhle versteckt, und das sei der Grund, aus dem sie für uns nicht zu sehen sind. C. D.

Donizetti und sein Klavier. — Das interessanteste Erinnerungsstück in der Donizetti-Ausstellung in Bergamo war dessen hinterlassenes Klavier. Es trug als Inschrift folgenden Brief des Maëstro an seinen Schwager:

„Um keinen Preis darfst Du dieses Klavier verkaufen, denn es schließt mein ganzes künstlerisches Leben, vom Jahre 1822 an, in sich. Ich habe seinen Klang in den Ohren. Ich lebte mit ihm die Jahre der Hoffnung, des Eheglücks, der Einsamkeit. Es hörte meine Freudenrufe, es sah meine Tränen, meine Enttäuschung, meine Ehren. Es teilte mit mir Schweiß und Mühe. In ihm lebt mein Genius, lebt jeder Abschnitt meiner Laufbahn. Deinen Vater, Deinen Bruder, uns alle hat es gesehen, gekannt, wir alle haben es gequält, allen war es ein treuer Gefährte, und so möge es auch auf immer der Gefährte Deiner Tochter sein als eine Mitgift tausend trauriger und heiterer Gedanken."

Ein innigeres Lob ist wohl niemals einem Klavier gesungen worden. C. i.

Dienstmädchen vor dreihundert Jahren. — Daß es in längstvergangener Zeit auch schon Schwierigkeiten machte, ein gutes Dienstmädchen zu bekommen, verrät ein Brief der Herzogin von Pommern, einer Tochter des Herzogs von Braunschweig, welchen sie im Jahre 1628 an den Statthalter ihres Vaters in Wolfenbüttel aus Stettin schrieb. Dieser Brief lautet:

„Unsern gnädigen Gruß und wohlgeneigten Willen zuvor. Lieber Herr Statthalter. Euer freundwertes Schreiben habe ich den 28. September wohl empfangen, ganz gern auch daraus vernommen, daß auf meinen Begehr Ihr mir noch ein Mägdlein habt ausgesucht, da ich werde mit bedient sein und auch auf sie werde verlassen dürfen. Mit allen Gnaden wiederum lasse ich es mir gefallen, daß Ihr sie bei Eurer Liebden Tochter auf Versuch gegeben habt. Weil sie nun so um einundzwanzig Jahr ist, hoffe ich doch, daß sie nicht allzu verliebt ist; sonst würde ich sie nicht lange behalten, ich verändere mich so von Herzen ungern. Vermahnet sie nochmals, daß sie recht verschwiegen ist, ich kann das Plaudern nicht leiden, und daß sie auch verträglich und willig ist, nicht verdrossen und Lehre gern annehmen. Verhält sie sich so und kommt sie der Zusage nach, soll sie eine gnädige Herrin an mir haben.“ C. T.

König und Treiber. — Von dem Könige Ernst August von Hannover stammt folgende Anekdote, die er gern und oft zum besten gab. Im Jahr 1845 kaufte er ein Gut zwischen Halberstadt und Quedlinburg. Der alte Herr war sehr kurzsichtig, hielt sich aber für einen tüchtigen Jäger. Bei einem großen Feldtreiben schoß und fehlte er sehr häufig. Da ging ein Hase dicht vor ihm auf; er schoß und rief einem in der Nähe stehenden Treiber die Frage zu: „Schweißt (blutet) er?“

Der Treiber, welcher die Kunstausdrücke der Jäger nicht verstand, rief zurück: „Noch nicht; aber wenn er noch lange so weiterläuft, wird er wohl in Schweiß kommen!“ C. T.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

